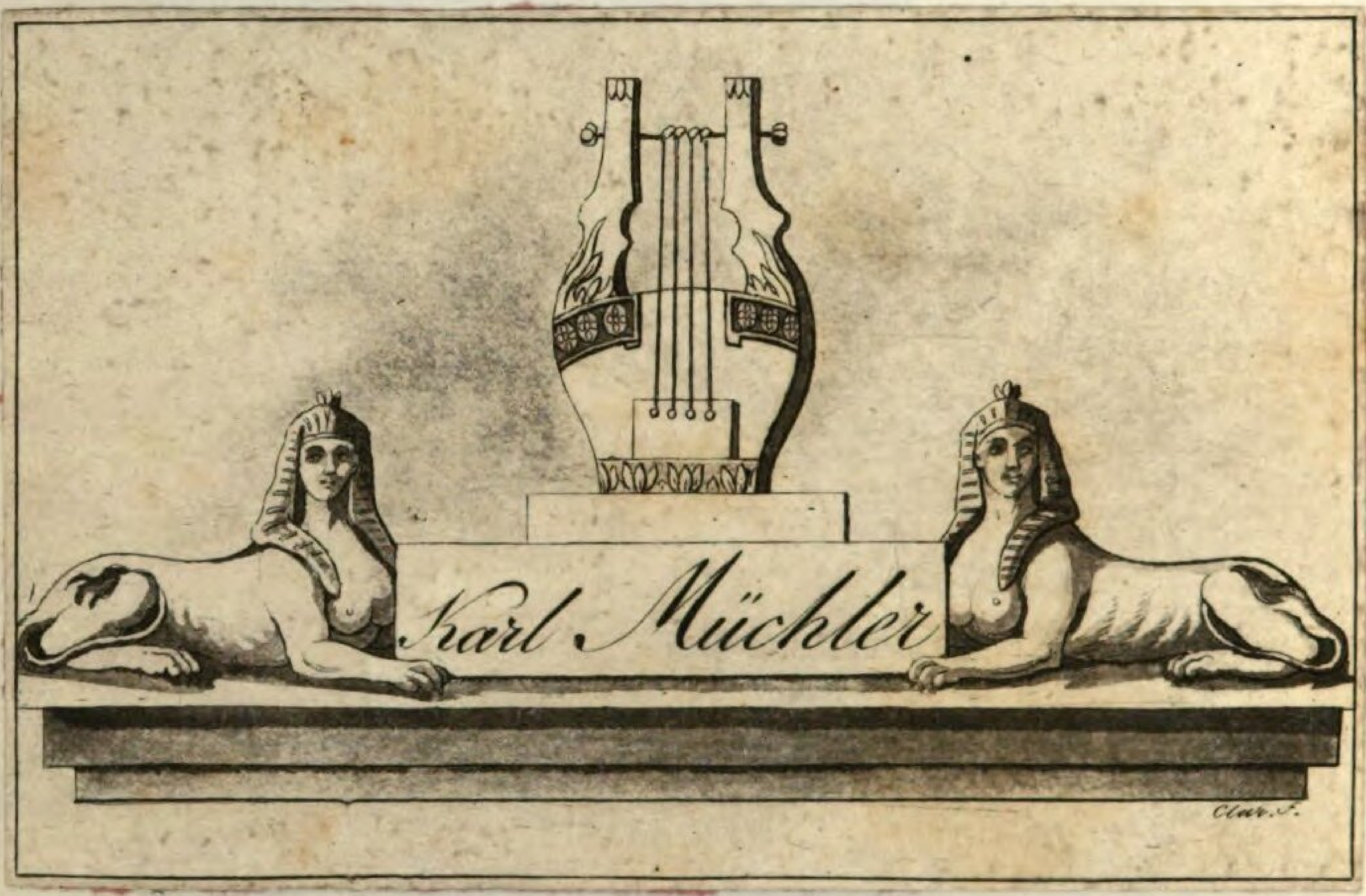
gr.
5
c

pel

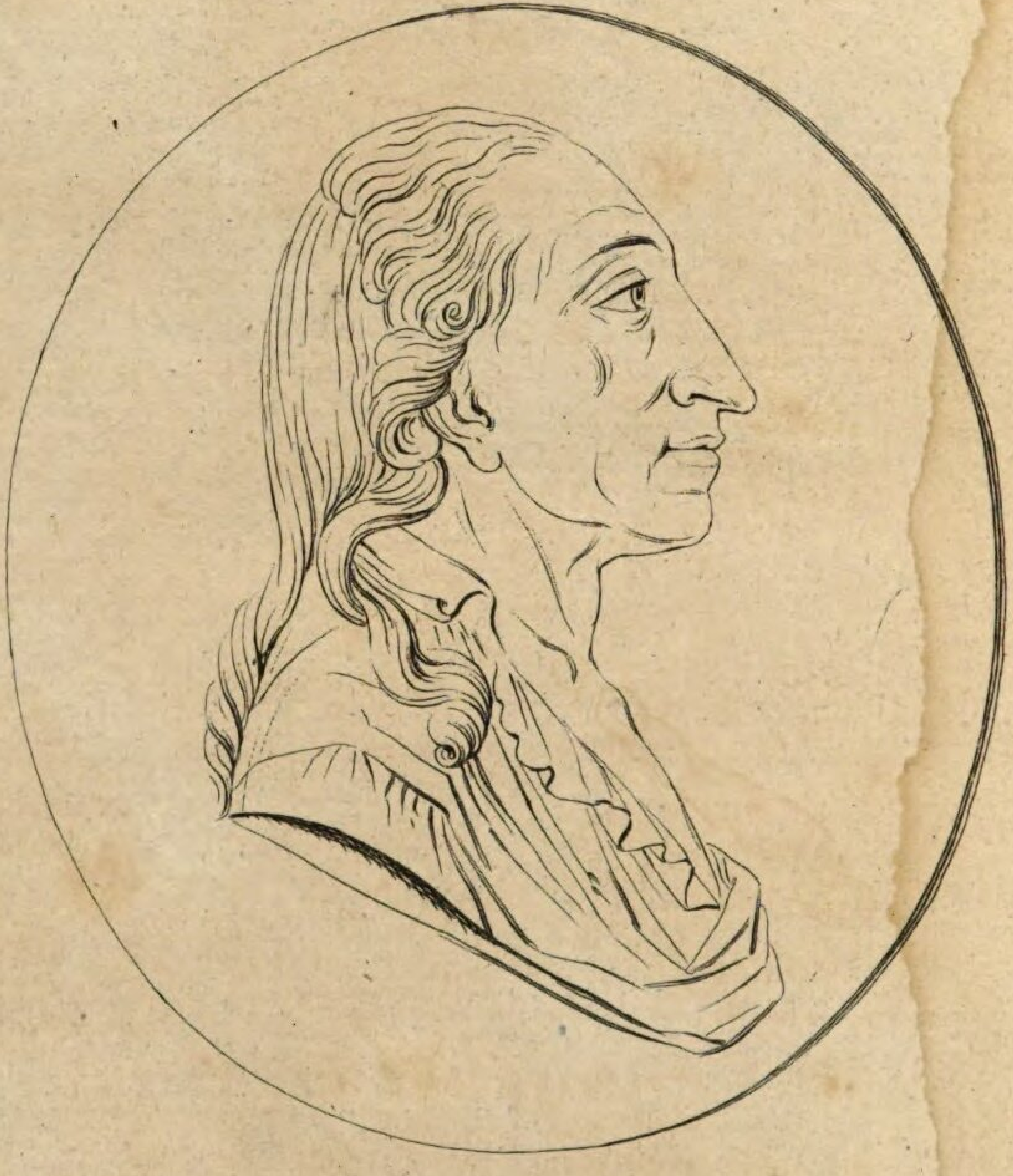
Biogr. 525 Zx



<36628711140010 S

<36628711140010

Bayer. Staatsbibliothek



von HIPPEL

Biographie

des Königl. Preuß. Geheimenkriegsraths
zu Königsberg,

Theodor Gottlieb von Hippel,

zum Theil von ihm selbst verfaßt.

Aus Schlichtegrolls Nekrolog
besonders abgedruckt.

Gotha,
bey Justus Perthes, 1801.

36

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische Staatsbibliothek München

Vorrede.

Der Hr. Herausgeber des Nekrologs fand während des Abdrucks von dem zweyten Theil des Nekrol. für 1796, daß die Biographie des berühmten geh. Kriegsrath von Hippel zu ausführlich sey, um gleich ganz in jenem Bande gegeben zu werden. Es wurde daher die zweyte und größere Hälfte dieser Lebensbeschreibung in den ersten Band des Nekrol. für 1797 verlegt, welches auch für die Besitzer des ganzen Nekrologs weiter keine Beschwerden hat. Indeß äußerte der Hr. Herausgeber gegen mich den Wunsch, für einige Freunde des seel. von Hippel einen solchen Abdruck der Bogen, auf denen sich die Biographie befände, zu haben, daß sie ein Ganzes ausmachte und als ein solches jenen Freunden zur Erinnerung an den merkwürdi-

gen Mann ihrer Bekanntschaft wohl noch willkommner wäre.

Indem ich diesen Auftrag besorgte, habe ich, da die Vorrichtung einmal getroffen war, von einem solchen besondern Abdruck der Hippelschen Biographie mehrere Exemplare fertigen lassen, in der Voraussetzung, daß es manchem Verehrer der Hippelschen Schriften, der nicht zugleich den ganzen Nekrolog besitzt, angenehm seyn würde, zu den Büchern eines so beliebten Schriftstellers auch noch diese Biographie desselben, die zum Theil von ihm selbst herrührt, beyfügen zu können.

Die als Titelkupfer hier beygefügte Abbildung von Hippel, die erste, welche von ihm in das Publicum kömmt, ist nach dem Seite 356 erwähnten sehr ähnlichen Medaillon von Collin verfertigt.

J. Perthes.

Gotha,
im Jan. 1801.

Hippel's

Biographie.

Unser Wissen ist Vermuthen und unser
Thun ist Streben.

Hippel.

An
den Verfasser des Hesperus.

— Ja, in Wahrheit, reich an Genuß für Geist und Herz ist die unsichtbare Gesellschaft, in der ich jetzt lebe und webe, und aus der ich Ihnen, Freund meiner Seele, diese Blätter zuschreibe! Ist mir's doch zu Muthe, wie mir dann ist, wenn ich mich an Ihrer Hand voll Magie unter die Victors und Emanuels nnd Jubelseniors und Leibgebers führen lasse!

Da liegen sie neben mir die Lebensläufe in aufsteigender Linie, das Buch über die Ehe, die Kreuz- und Queerzüge, und die andern gedruckten Schriften jenes trefflichen Menschenmalers, jenes kühnen Denkers, der so gern auf ungebahnten Wegen zu wandeln versuchte; — dann die handschriftlichen Hefte, in die er mit dem bekannten Zauber seiner Darstellung die Geschichte seiner Jugend niederlegte, durchwebt mit der Geschichte seiner Empfindungen und Grundsätze; endlich die Zeugnisse einiger seiner edlen Freunde von ihm, und ihre Klagen über und um ihn. Ja, ich bin bey ihnen, so entfernt sie auch von mir ihre Tage verleben; bin bey ihnen in verflossenen Jahren, sehe sie vereint im geistreichen Zirkel, die Ehrwürdigen, Kant und Scheffner, Borowski, Deutsch, Haman, Jentzsch, und mehrere ihrer werth, und unter ihnen den seltnen Menschen, dessen Bild zu zeichnen

ich

ich mich jetzt anschicke, und dem ich nach so manchem Geistgenuß auch den noch verdanke, jenen Zirkel edler Menschen, seiner Freunde, zum Theil erst jetzt und an seinem Grabe kennen gelernt zu haben.

Es gehörte zu Hippels Autor-Bestimmung, daß er an dem, was unsere Nachbarn Reichthumsverlegenheit nennen, theils selbst litt, theils sie den Lesern seiner Schriften verursacht; mir, seinem Biographen, noch in einem andern Sinne, als seinen bloßen Lesern. — In jede seiner Schriften legte dieser originelle Denker den Abdruck seines eigenen Wesens; hundert Stellen treten mir ins Gedächtniß, wenn ich einen Zug seines Geistes ergreifen und darstellen will. In den Lebensläufen i. a. Lin. lebt und webt er mit den Seinigen so lebendig, als es ihm der Vorsatz, nicht erkannt seyn zu wollen, nur immer gestattete; und so

sind seine Bücher vielmehr, als bey andern Schriftstellern, ganz eigentlich unter die Quellen seiner Biographie zu rechnen; jedoch so, daß man dabey seinen durchgängigen Hang zum Idealisiren, wenn er erzählt, nicht übersehen muß. — Gleich nach seinem Tode erschienen mehrere Nachrichten über ihn und seine Autorschaft, über die eine der sonderbarsten literarischen Streitigkeiten geführt wurde, bis Borowski's interessante Schrift die Sache entschied. — Mein lieber Pilger Abegg, mit dem Hippel gern von dem großväterlichen Lande, wo man den Spargel schon früh ißt und den Wein an der Quelle trinkt, gesprochen haben würde, — brachte mir bey seiner Rückkehr aus Preußen, unter manchen mündlichen und schriftlichen Beyträgen zu seiner Darstellung, eine ausführliche Handschrift mit, in der Hippel etwa fünf Jahre vor seinem Tode angefangen hatte, mit der gan-

zen Fülle seines Geistes die Geschichte seines äußern und innern Lebens niederzuschreiben. — Dazu noch manche flüchtige, aber sehr charakteristische Papiere von Hippels Hand und andere treue Zeugnisse über ihn, wie er wirklich war, über seine Stärke und Schwäche.

Denken Sie sich nun diesen Materialien-Reichthum, wie er nur selten Ihrem Freunde in seinem biographischen Berufe zu Theil wird. Vergegenwärtigt steht er und seine Lebensweise vor mir, Er, den ich bewundere, wenn er das Schöne und Wahre, das Gute und Starke so kräftig hinzeichnet und dazu auffordert; und den ich, ein Mensch einen Menschen, so ernstlich bemitleide, daß er nicht so consequent und so glücklich war, wie er bey solcher Einsicht in die Wahrheit und bey solcher Kraft hätte seyn können; daß er nicht so einfach und mit sich über-

einstimmend handelte, wie er es sicher in den bessern Stunden seines Lebens sich vornahm. Gewiß war er ein ungewöhnlicher, ein großer Mensch, in dessen Seele sich das Leben mit allen seinen Auftritten spiegelte, der oft voll des heiligsten Willens und mit den erhabensten Gefühlen am Altare der Tugend kniete. Wer mag es bestimmen, mit welch starken Gegengewichten in einer so viel umfassenden Seele nun auch eigne Leidenschaften und fremde Umstände wirkten!

Es würde nicht schwer seyn, einen Mann, der durch seine an das Herz gehende Schriften sich schon, ehe man seinen Namen wußte, viele Herzen erobert hat, unterstützt durch seine rührende handschriftliche Hinterlassenschaft, so fleckenlos darzustellen, daß dadurch die Achtung seiner Leser für ihn noch höher stiege, und das harmonische Ganze den schönen Idealen gliche, die er selbst in seinen

Büchern, und noch mehr Sie, th. J. P., in Ihren biographischen Gemälden so unübertrefflich aufstellen. Aber diese schöne Täuscherey, die dem Dichter erlaubt ist, steht mir nicht frey zu wählen. Gebunden an die Wirklichkeit soll ich einen Mann zeichnen, wie er einst lebte, wie groß und wie klein er sich zeigte und war, unbekümmert um die Wirkung der Bewunderung oder des Bedauerns, den diese Darstellung hervorbringen wird. — Die tausend Menschen, denen er im Ehebuch und in den Lebensläufen und sonst noch Geist und Herz traf, die in den Kreuz- und Queerzügen mit ihm weinten und mit ihm lachten, und jedesmal seinem für sie namenlosen Genius in ihrem dankbaren Herzen einen Altar errichteten, erwarten ein Bild, das dem ähnlich sey, welches sie sich in jenen Stunden, wo sie sich durch diesen feurigen Lehrer der thätigen lebendigen Weisheit ergriffen und bewegt fühlten, von ihm

mit liebender Verehrung entwarfen. Aber auch viele, die seines ungewöhnlichen Seyns und Wirkens nähere Zeugen waren, die nicht, wie die entfernten Leser seiner Schriften, nur den nach Wahrheit und Tugend strebenden Geist in ihm kannten, den Gottgläubigen und Gottergebenen, der sich und seine Leser vor dem Ewigen niederwirft und sie mit Leben und Tod und Himmel vertraut macht, — sondern die auch seine Schwächen sahen, den oft grellen Abstand seines Wortes von seiner Handlungsweise, und das ganze künstlich-berechnete Spiel seines Lebens, auch diese sollen den Maler keinen Schmeichler und Idealisirer nennen; sie sollen das Bild den Ihrigen und denen nach uns mit dem Urtheil übergeben, daß ich ein treuer und redlicher Darsteller gewesen sey. „Ja, sollen sie sagen, so war er, der geistvolle, seltne, bewunderte Mann! So weit sich dieser räthselhafte Sphinx in irdischen Strichen

und

und Farben darstellen läßt, hat er ihn, seine Göttlichkeit und seine Menschlichkeit treu dargestellt." — Am Ende ist doch Wahrheit das höchste, was dem Menschen vergönnt ist, und ehrliches Streben darnach bey der Schilderung unsrer Menschenbrüder wirkt immer Gutes.

Gelänge es mir, das Bild, das mir vorschwebt, so hinzustellen, daß auch der Seelenmaler, Jean Paul, sich seiner freute! daß Du, Inniggeliebter, bey diesem Gemälde, das einen Geistesbruder [a]) von Dir darstellt, gern verweiltest! Dir will ich es zunächst zeichnen und weihen, Dir, in dem eine Welt von Kenntnissen und Gefühlen liegt,

a) So hatte ich schon hingeschrieben, als ich folgendes erfahre: Da Hippel die unsichtbare Loge gelesen hatte, gab er sie seinem Freunde S. mit den Worten zurück: „Er ist entweder mein Sohn, oder wir sind Brüder in der Schriftstellerey!"

liegt, dessen kindliches Herz nurfür Tugend Liebe und Duldung lebt! Nimm es auf zum Denkmal unsrer Freundschaft, für die ich mein Schicksal segne und dem danke, der gleichgestimmte Herzen schafft und sich finden läßt schon hier in diesem Leben!

F. Schlichtegroll.

Hippel hat im Jahr 1790 angefangen, sein eigner Biograph zu werden und seine Jugendgeschichte aufzusetzen. Wie man weiter unten aus seinen eignen Worten sehen wird, war er Willens, eine Lebensbeschreibung von sich einmal öffentlich bekannt zu machen; daneben wollte er aber zugleich auch die Geschichte seines Lebens mit allen Familien-Details und eingestreuten Bemerkungen für seine Verwandten im vertraulichen Vortrage niederschreiben. An jene für die öffentliche Mittheilung bestimmte Selbstbiographie hatte er wahrscheinlich noch nicht Hand gelegt; wohl aber hat er

angefangen, den zweyten Gedanken auszuführen. Er wollte diese Jugendgeschichte nach und nach weiter führen, und einst nach seinem Tode sollte sein Universalerbe auf den Gütern, die als Fideicommiß für ihn gekauft werden sollten, nebst Bibliothek und Gemäldesammlung auch diese handschriftliche Biographie als Nachricht und Vermächtniß für die Familie aufbewahren. Wie so vieles nach seinem Tode anders geworden ist, als dieser hochstrebende Geist es sich für die Zukunft scharf hingezeichnet hatte, so auch dieses. Er ist mit dem Niederschreiben seiner Geschichte nur bis in sein zwanzigstes Jahr gekommen, so daß seine Rückkunft von Petersburg 1761 den Schluß derselben macht. Er hatte etwa ein Jahrlang daran geschrieben; das letzte Datum, das er darinn angiebt, ist der 13te May 1791. Die weitere Fortsetzung ist wahrscheinlich wegen der unerwarteten wichtigen Geschäfte, die ihm bey der Preußischen Besitznehmung von Danzig nun aufgetragen wurden, unterblieben; nachher nahm ihn der Tod in seinen besten Jahren weg. Auch manche andere Plane mit seiner Erbschaft sind nicht in Erfüllung gegangen; wie gut indeß, daß jene ausführliche

Jugend-

Jugendgeschichte nicht verloren ist. Sie beträgt in einer noch von ihm selbst revidirten Abschrift über 200 Folioseiten.

Ferner fand sich unter seinem schriftlichen Nachlasse noch eine Vorrede zu dieser Biographie, im Entwurf von seiner eignen Hand; ein philosophisches Testament, goldne Worte an seine Verwandtschaft, mit denen er ihnen jene Beschreibung seines Lebens als ein Vermächtniß übergiebt, und die trefflichsten Lehren in seiner kräftigen Manier beyfügt.

Da es einmal nicht hat seyn sollen, daß seine ins Einzelne gehenden Verordnungen nach seinem Tode ausgeführt würden, so sind mir diese beyden schätzbaren Stücke anvertraut worden, um sie bey Hippels Biographie im Nekrolog zu benutzen. Laßt uns ihn selbst hören; wer könnte uns dieß erzählen, und wer so erzählen, wie Er? Es folgt also erst jene Vorrede, dann die eigen erzählte Jugendgeschichte Hippels, ehe in der Person eines Dritten seine weitern Schicksale, seine literarische Thätigkeit, und was sonst an ihm merkwürdig ist, erzählt werden. — Aber er

hat es nicht niedergeschrieben, daß es so gedruckt werden sollte, — ein Vermächtniß für seine Familie, für die er zuletzt alles that und berechnete. Wie es einem gewissenhaften Manne gebührt, soll mein Verfahren seyn, indem ich diesen Familienschatz hier mittheile; Er selbst, denk' ich, sollte es billigen, wie es geschieht, wenn er Zeuge wäre; denn auch Er wollte ja sein erfahrungsreiches Leben der Welt hinterlassen. Es sind seine eignen Worte, die man hier lesen wird; hie und da ist etwas zusammengezogen, wo theils die Offenheit, theils die Ausführlichkeit, mit welcher man im Schoos einer Familie erzählt, es erforderte.

Es kann nicht fehlen, daß nicht mancher urtheilen sollte, ich hätte besser gethan, viele Details zu übergehen, die blos für die Familie oder für das Local geschrieben waren; allein man bedenke, daß Hippel oft an einen kleinen Umstand ein originelles, überraschendes Raisonnement anknüpft, und daß, wenn der Leser dieses nicht entbehren soll, jenes mitgegeben werden muß; z. B. die ausführliche Erwähnung seiner Seitenverwandten, Bern-

hard und Regine, in der gleich folgenden Vorrede. Dergleichen charakterisirt ja mehr, als Alles, diesen merkwürdigen humoristischen Mann, und schließt sich in Absicht auf Trefflichkeit des Inhalts und Anschaulichkeit der Darstellung unmittelbar an die schönsten Stellen seiner andern geistvollen Schriften.

Vieles von seiner wahren Jugendgeschichte, wie er sie hier erzählt, findet sich in die Lebensläufe i. a. Lin. eingewebt; manches dort ist ein treues Gemälde seiner Jugend und seiner frühen Umgebungen; daher mag hie und da ein Fingerzeig auf jenes Buch hinweisen.

---

* * *

„Es hat schon Jemand aus der Familie sich Mühe gegeben, einige Genealogische Nachrichten zu sammeln, und wenn gleich ich selbst Kinder- und Ehelos bin, so halt ich mich doch verpflichtet, nicht nur bey meinem Ableben meiner Familie Beweise meiner innigsten Zuneigung zurückzulassen, sondern auch, so lang ich lebe, diese Nachrichten, soviel ich im Stande bin, mit Beyträgen zu verstärken. So ganz verwerflich ist der Ruhm nicht, von ehrlichen Leuten abzustammen, und diesen Umstand nachweisen zu können; und wenn ich durch diesen Aufsatz meine mir so liebe Familie aufzufordern im Stande wäre, dem, was rechtschaffen ist und wohl lautet, nachzudenken und nachzustreben, so würde ich auch nach meinem Tode im Seegen unter ihnen bleiben und werkthätig meines Namens Gedächtniß gestiftet haben. Zwar bin ich entschlossen, meinen Lebenslauf oder wenigstens einen großen Theil desselben öffentlich aufzustellen, wozu bereits viele Bruchstücke zusammengelegt sind; indeß wird diese Arbeit, wodurch nichts weniger als Nachruhm, sondern blos Lehre und Trost für alle, die sich dem Dienst des Vaterlandes widmen, ohne

Nota-

Notabene das Vaterland der Menschheit, das Reich Gottes aus dem Auge zu verlieren, bezweckt werden soll, nicht unmittelbar meine Familie angehen. Die gegenwärtige Arbeit, der ich vielleicht einige meiner Lebensumstände, in so fern sie auf mein Geschlecht einen Bezug haben könnten, beyfügen werde, sey besonders meiner Familie gewidmet. Da verschiedene Geistliche in unserm Geschlecht gewesen und ich es selbst bey meinen jüngern Verwandten, die sich meiner Handleitung anvertraut, zu diesem Ziel angelegt, dem nützlichsten in Rücksicht der moralischen Bestimmung des Menschen, dem anständigsten für die sogenannte bürgerliche Classe im Staat: so soll meine Schreibart meinen Gegenstand nicht überschreiten, sondern gleich mit gleich sich gesellen. Man sage immer, es sey eine Sonnabendsfamilie. Schlecht und Recht — sey unsre Losung und Gott wird mit uns seyn.

Schon hab' ich oben mit Dank einer Vorarbeit gedacht, und ich kann nicht erkenntlicher seyn, als wenn ich den Verfasser nenne und einige seiner Lebensumstände gleich zuerst bemerke, als ob ich sein Bild an einem vorzüglichen Orte in dieser Schrift befestigen wollte. Bernhard

Hippel, Pfarrer in Löwenstein, war es, der, um die Familie auf das Schönfeldische Stipendium aufmerksam zu machen, jene Genealogische Nachrichten zusammengetragen hat [b]). Da ihm der Zugang zu den Stipendienarchiven nicht offen war, so habe ich erst, als vieljähriger Assessor des Stipendiencollegii, das Vergnügen gehabt, diese Sache ins Reine zu bringen, worüber ich einen Aufsatz in verschiedenen Exemplarien vertheilt habe. Bernhard war in Rastenburg 1691 geboren, und widmete sich, obgleich er der einzige Sohn seiner Aeltern und obgleich sein Vater ein Kaufmann war, den Wissenschaften und der Theologie. Sein Kopf war über die damalige Zeit, und ich habe es mir nie erklären können, wie einem so trefflichen Manne blos eine so mittelmäßige Pfarrstelle zu Theil werden, und was noch mehr ist, wie er sich damit so hinreichend begnügen können. Ohnfehlbar überhob ihn das Vermögen seiner Aeltern, das ihm allein zufiel, und das Vermögen seiner Ehegattin, Regina Sen-

ken-

b) Die frühern Nachrichten von der Hippelschen Familie müssen also in jener, wahrscheinlich gedruckten Nachricht, die ich aber nicht weiter kenne, gesucht werden.

kenbeil, eines Königsbergischen Kaufmanns Tochter, der Sorgen für den andern Morgen, wobey sicher seine Liebe zu den Wissenschaften auch mitwirkte. Ich habe Gelegenheit gehabt, einige seiner poetischen Aufsätze zu lesen, die gewiß voll Geist und Leben waren. Gern würd' ich einige dieser Poesien zur Beylage machen, als Familienstücke, bey denen man es mit dem Maler so genau nicht nimmt; aber damals, als sie mir in die Hände fielen, verglich ich sie mit Hallers, meines deutschen Lieblings, Gedichten, welches ich freylich nicht hätte thun sollen, und so hielt ich sie des Aufhebens nicht werth. Noch will ich mich bemühen, meinen jugendlichen Vorlaut gut zu machen, und mich mit dem poetischen Schatten meines Vetters auszusöhnen, wozu ich aus Furcht des Wiedervergeltungsrechtes noch obenein verpflichtet bin. Auf alle Fälle eine Anekdote, für die ich stehe, weil ich sie aus dem Munde meiner lieben Mutter habe, die so wenig wie mein Vater zu irgend einer Unrichtigkeit fähig war. Bernhard Hippel stand in seiner ganzen Gegend im Ruf eines sattelfesten Mannes und ward durch öftern Briefwechsel heimgesucht, bey welchem er indessen

blos einen netten lateinischen Styl und theologische Gelehrsamkeit blitzen zu lassen Gelegenheit hatte. Von ungefähr zog ein poetischer Candidat diese Straße, der von seinem geistlichen Wirth, unsers Bernhards Nachbar, bestochen ward, einen poetischen Brief an Bernhard zu schreiben, und ihn in aller Form zu einem poetischen Zweykampf aufzufordern. Bernhard nahm die Ausforderung an, und zwar, wie meine Mutter vermeynte, mit solchem Glück, daß der Herr Amtsbruder und sein unberufener poetischer Secundant in die Flucht geschlagen zu seyn nicht in Abrede seyn konnten; denn auf Poesie ließen sie sich weiter nicht mit ihm ein. Dieser Vorgang ward Bernharden um so höher angerechnet, als der Cartelüberbringer mit dem Executionsauftrage versehen war, nicht ohne Antwort aus Löwenstein zu kommen. Ein solcher Sieg machte ihn in seiner Gegend so furchtbar, daß man ihn nicht weiter weder auf eine poetische noch prosaische Probe setzte, sondern sich Glück wünschte, wenn er nur alles so nahm, wie es Gott bescheerte. Selbst beym gelehrten Briefwechsel trat man ihm gern die Präsesstelle ab, und so

hatte unser Sieger Bernhard Achtung und Liebe, Furcht und Ehre.

Ich kann mich nicht entbrechen, hier die Parenthese zu machen, daß der Predigerstand seit Bernhards Zeit gewiß in der Aufklärung nicht weiter gediehen, ich mag ihn oder seine Versucher in Erwägung ziehen. Jene Männer übertrafen, eine gewisse jetzt florirende Schönfärberey abgerechnet, die unsrigen sowohl an Gelehrsamkeit als Herzenseinfalt. Ists sonach zu verwundern, daß das Volk das Beywort christlich noch so wenig verdient, und so hingeht in seinem verkehrten Sinn, zu thun und zu denken, was nicht taugt!

Am 7ten Sonntage nach Trinitatis 1717, da man von den sieben Brodten und den wenigen Fischlein in den christlichen Gemeinen predigte, ward Bernhard als Adjunctus meines Großvaters, Georg Hippels, eingeführt. Bey den mäßigen Einkünften unsers Bernhards und seiner gewiß sehr mittelmäßigen Stelle, ist an ihm und seinem Weibe erfüllt worden, was in dem ersten Abschnitt des 8ten Verses seines Introductionsevangelii stehet: Sie aßen aber und wurden satt, — obwohl

der

der andre Abschnitt dieses Verses: „und huben die übrigen Brocken auf sieben Körbe," — nicht in Erfüllung ging. Gewiß sprach das vortreffliche Weib unsers Bernhards den Seegen über die sieben Brode und die wenigen Fische der Löwensteinischen Pfarrstelle. Ihn kenne ich nur aus einigen seiner Aufsätze und aus dem Zeugniß meines Bruders, der gleichfalls in Löwenstein Prediger war, und noch weit mehr Spuren des Geistes und Herzens unsers Bernhards gefunden hat; allein sein herrliches Weib schwebt mir noch ehrwürdig vor meinen Augen. O des trefflichen Weibes! Ich kann es vor Gott, dem Herzenskündiger, betheuern, nie in meinem ganzen Leben, wo es mir gewiß nicht an Gelegenheit zu Menschenkenntniß gefehlt hat, drey solcher herrlichen Menschen mehr gekannt zu haben, als mein Vater, meine Mutter und unsre Regine (so hieß Bernhards Frau) waren. Gott! laß mich, wenn mein Stündlein kömmt, den Tod dieser Gerechten sterben, und so reines Herzens seyn, als dies Kleeblatt war! Ihre Grabschrift sey: seelig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen! — Da ich meinen Vater und Mutter schon an einem andern

Orte [c]) einen Stein des Andenkens gelegt, so will ich bey Gelegenheit, daß ich des Bernhards als meines Vorarbeiters denke, auch seiner Regina erwähnen, die Ein Herz und Eine Seele mit Bernhard war, und die gewiß Gott ihm zugefügt hatte; wie sollt' wohl ich sie scheiden? Er selbst denkt ihrer in seinen genealogischen Nachrichten, ohne den Tag ihrer Verbindung zu bemerken; nur in Rücksicht ihres Geburtstages: Nata conjux chara mea foecunda Regina 1700. d. 20. Jan., als ob sie von Anbeginn Eins gewesen und ihre Verbindung keinen Anfang genommen. Ich nehme einige Züge zum Gedächtniß unseres geistlichen Paares von ihrem gemeinschaftlichen Leichenredner, dem Pred. M. Weber. Er. Von dem Leben dieses Gerechten noch die Bemerkung,

c) Er meynt damit die Schilderungen des Predigers und seiner Frau in den Lebensläufen i. a. L.; aber auch Reminiscenzen aus dieses Bernhards Geschichte hat er dort in die Züge mit eingemischt; man vergleiche die Melchisedeks-Neckereyen der Hrn. Amtsbrüder im ersten Theil der Lebensl., mit der so eben erzählten poetischen Herausforderung; und so mehrere jetzt gleich folgende Parallelen.

kung, daß, wenn gleich er außer seinem Hause Lanzen brechen mußte, doch selten ein Ehemann so vielen Hausfrieden gehabt. Der Friede Gottes, der höher als alle Vernunft ist, war in und mit diesem Priesterhause. Er sprach den Seegen über seine Gemeinde und sie zu Hause. Friede sey mit dir, war ihr Wesen und Seyn. Bernhard war Vater von acht Kindern, die alle kinderlos gestorben sind, bis auf einen Sohn, Andreas Christoph, der eine Tochter nachgelassen. So hat also dieser für die Familie so besorgte Mann mit seiner Nachrichtensammlung seinen eignen unmittelbaren Nachkommen keinen Dienst erweisen können, so wie auch ich, sein Nachfolger, wahrscheinlich ehelos sterben werde. Bernhards Tod war gut und schnell. Da er am 4. Adventssonntage gepredigt und zur Freude in Gott bey dem bevorstehenden Weihnachtsfeste aufgefordert hatte, ging er ein zu seines Herrn Freude, und gab seinen Geist voll herrlicher Weihnachtsgedanken auf. Sie. „Sie war so keusch, sagt ihr Leichenredner, und wenn ich mit Paulo reden soll, sie war so schüchtern, daß sie auf Rath ihrer Freunde Ja sagte; so wie die Pathen ja sagen. Sie hatte ihren

Bräu-

Bräutigam nur halb gesehen, allein sie sah auf Gott. Warlich, sie zog in Seegen mit diesem Manne. In ihrer Ehe war sie eine exemplarische Priesterfrau und eine geduldige Kreuzträgerin.″ — Mit Wonne erinnere ich mich noch der jungen Hühner, die ich auf einem Besuche in ihrer stillen Wittwenhütte aß; noch riech ich' die gestreuten Tannen, noch entzückt mich die Simplicität ihrer Wohnung. Wie lebhaft schwebt dieß alles vor meinem Auge! Ich habe ein Bild hiervon auf den Husen [d]) entworfen, wodurch indeß das Original bey weitem nicht erreicht ist, und so oft ich in mein sogenanntes Bauernstübchen komme, bin ich im Pfarrwittwenhause zu Löbenstein. Die Gemeine hatte ihr gutwillig dieses Haus gebaut, und liebte sie als einen schätzbaren Nachlaß eines so unvergeßlichen Mannes. Sie war dagegen in ihrer Erkenntlichkeit so bescheiden, daß man sie fast für undankbar hätte halten können; sie wollte nicht die Eifersucht des Pfarrhauses auf sich ziehen und zum Mißvergnügen auch nur unschuldig Gelegenheit geben. Ihre Lebensart war fein, so fein als man sie

sich

d) Ein Landhaus Hippels, davon weiter hin mehr.

sich nur denken kann. Freylich, wenn man einen gewissen Wortprunk zur Lebensart rechnet, so würde sie unfehlbar im Bloßen geblieben seyn; allein das, was wirklich den Namen Lebensart verdient, ist allen eigen, die man, wie sie, eine Beterin nennen kann. Es giebt einen gewissen Umgang mit Gott, den man z. B. einigen Herrnhutern nicht absprechen kann. Die Ehrfurcht und Liebe zu dem Wesen aller Wesen, die christliche Verbindung von Majestät und Vaterschaft wirkt auf eine reine Seele, auf ein schuldloses Herz so schön und liebenswürdig, daß mir der Anblick solcher Kinder Gottes das schönste ist, was ich je gesehen habe. Wenn ich bildlich reden wollte, so würde ich sagen: Gott neigt sich zu solchen Seelen; ein Strahl seines Lichtes fällt auf sie. Ihr fester prophetischer Glaube, daß ein Gott sey, der da lebet und regieret, macht sie so frey, so froh, so selig, daß eine gewisse Klarheit sich in ihnen spiegelt, die meine Beschreibung übersteigt. Es hat kein Auge gesehen, kein Ohr gehört, es ist in keines Weltmenschen Herz gedrungen, was der Herr bereitet hat denen, die ihn lieben. Ihre Sprache des gemeinen Lebens wird durchs Gebet geheiliget, und ist,

wenn

wenn gleich schön und deutlich, doch so edel, von Herzen kommend und zu Herzen gehend, daß man den Umgang nicht verkennen kann, dessen sie gewürdiget sind. Was ist die Hofsprache dagegen! Spreu, die der Wind verstreuet. Auch erhält das Gemüth einen solchen besondern Karakter, daß kein besserer und richtigerer Weg ist, die Leidenschaften zu besiegen, als das Gebet. Ich habe Gelehrte gekannt, die Weisheit lehrten, und aus deren Munde Milch und Honig floß; allein wenn sie nur ein Wind der Trübsal anwehte, spieen sie Gift und Galle. Ungern bemerkt' ich, daß diese sonst so herrlichen Menschen in Schaafskleidern des Wissens zu uns kommen, inwendig aber zu reißenden Wölfen die Anlage hatten; ganz anders mit Gebetmenschen. — Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Quäker wenig beten; Regine klagte zuweilen auch, daß sie nicht beten könne, und eben diese Klage führte meine Mutter, die ich von nun an mit ihrem gleichfalls einzigen Taufnamen Eleonora, so wie meinen Vater Melchior nennen will. Und was wollte dieses fromme Kleeblatt, Melchior, Regine und Eleonora mit dieser Klage, welche unser gewöhnlicher Schlag von Geistli-

chen unbegreiflich auflöset, so daß die Erklärung weit unverständlicher ist, als die Sache so hin unerklärt gesagt. Unsere Beter scheuten sich, mit einem Herzen zu Gott zu nahen, auf welches Zorn, Unzufriedenheit über uneingetroffene Wünsche, Neid über das vermeyntlich unverdiente Glück des Nachbars einen Angriff gemacht, und es wirklich in seinem Zutrauen zu Gott und Ergebung in seinen Willen gestört hatte. Ists nicht wider alle Lebensart, leidenschaftlich vor jemand zu kommen, dem wir Ehrfurcht, und was noch mehr ist, Liebe schuldig sind? — So ist der Spruch: Betet ohne Unterlaß — zu nehmen, und so heißt ein Beter, eine Beterin nicht die in pharisäischen Wortpomp vor Gott auftreten und ihm Reden halten, sondern deren Seele in einer solchen Fassung ist, daß sie mit Gott sprechen könnten, wenn er da wäre. So kann es Beter geben, die es nicht zu Gebetsgedanken, Geberden und Worten kommen lassen, deren Gemüth aber rein und klar ist. Vielleicht ist dieß der höchste Grad, den ein Kind Gottes erreichen kann.

Oft hab' ich mich mit Kant über das Gebet gestritten, und ich glaube fast, daß in dem gewöhnlichen Sinn, in welchem das Wort

Ge-

Gebet genommen wird, ihm, der nicht beten wollte, nicht viel entgegen zu setzen seyn wird. Dieser exemplarische Philosoph, dessen Umgang mir allemal sehr schätzbar und lehrreich gewesen, ist der Meynung, daß es der Schwärmerey Thür und Thor öffnen hieße, wenn man Etwas Unsichtbares anreden wollte. Allein giebts denn nicht Selbstgespräche, wider die nichts zu sagen ist? Reden wir nicht bey jeder Gedankenanstrengung mit uns selbst? Giebts nicht eine Art von Umgang zwischen Seele und Leib, von dem man behaupten kann, daß eine gewisse Lébensart zwischen beyden statt finde? Ist nun jedes Principium der Moral ohne Rückblick auf Gott eine überwindliche Veste, so laßt uns doch ja alles zusammen nehmen, was uns dieß Wort: Es ist ein Gott, sichert, was in uns den Glauben an Ihn beféstiget und unsre Gesinnung an Ihn knüpft! Zugegeben, daß die Redekunst eine Kunst des Betrugs und eine Gelegenheitsmacherin des Vorurtheils sey, und daß, wenn wir Sklaven der Worte werden, diese Sklaverey noch weiter gehe; zugegeben, daß jener Hokuspokus des Redners, nach welchem er verstorbene und leblose Dinge anredet, zu jenen je ne sais quoi, und jener losen Speise

gehöre, welche dem Verstande und dem Willen gleichen Schaden zuziehen [e]): ist es denn aber nicht ein Himmel-weiter Unterschied, leblose Dinge und den lebendigen Gott anreden? — Der Stifter der christlichen Religion betete nicht nur selbst zu Gott, als seinem Vater, sondern lehrte die Menschen auch also beten, um ein gewisses Familienband zu knüpfen, welches das natürlichste und erhabenste ist, und jenes zwischen Gebieter und Unterthan unendlich zurückläßt. Die Freyheit, womit Gott den menschlichen Verstand und Willen ausgestattet hat, verträgt sich auch am besten mit diesen so vortrefflichen Ideen des göttlichen Hausstandes. — Weg mit dem heidnischen Knien; selbst mit dem Händefalten und andern bloßen Zeichen der Demüthigung. An Gott glauben, Beten, Gutes thun um Gottes willen — ist alles Einerley! — Oft hab' ich mich gewundert, warum diejenigen, welche die Gottheit Christi leugnen, den Grund nicht für sich angeführt,

e) Ich gestehe, daß ich nicht weis, wie dieser unschuldige Trope, der ganz in der Natur des einfachen oder in Gemüthsbewegung gesetzten Menschen gegründet ist, zu einer so harten Anklage kömmt!

führt, daß Christus gebetet habe. — Doch wo gerath ich hin? — Ich will wieder zurück ins Kämmerlein Gottergebener Beterinnen, die Gott nicht fürchten, sondern ihn lieben. Sein Leben durchgehen, um sich von der Vorsehung zu überzeugen, Beten, um sich Gott zu vergegenwärtigen, ist philosophisches Manna, womit Gott nur seine Kinder sättigt. Man sagt, die Israeliten hätten, wenn sie ihr Manna genossen, sich eine Speise denken können, und darnach hätte es geschmeckt, so wie man von der Ananas behauptet, daß man sich jeden Geschmack dabey einzubilden im Stande sey. Es sey drum! So viel aber ist gewiß, daß man im Gebete, wenn es ernstlich ist, alles hat, was man will und sich wünscht. Es danke doch jeder, der sie empfangen hat, Gott für diese Gabe. Vater, so laßt uns diesen Gebetsartikel beschließen, Vater, stärke uns diesen lebendigen Glauben! —

Treu der Wahrheit muß ich bemerken, daß in Petersburg bey gewiß sehr verführerischen Anträgen zu einer breiten, glänzenden Bahn, die Rückerinnerung dieser Ruhe der Seelen, dieses stillen, dieses Gebetlebens mich, so jung ich war, zur Rückkehr in mein Vaterland be-

stimmte. Auch kann ich hinzufügen, daß ich ohne sonderlichen Kampf den stillen Lebensfreuden und den mit ihnen so nahverbundenen Wissenschaften gern und willig den Vorzug zuerkannt habe. Was hat die große und kleine Welt, das diese heilige Stille, Eleonoren und Reginen selbst als Weiber betrachtet, überträfe! — Auch giebts eine gewisse Conversation, gewisse Launen und Erquickungsstunden, so mit dieser Denkart gar wohl bestehen können; z. B. spashafte Anekdoten von Candidaten, die stecken geblieben waren. (Das Predigtamt selbst war jenen Frommen schon zu heilig; die Hand vom Altar, schien Losung bey ihnen zu seyn. Auch glaubten sie, daß ein Mann im Amte schon aus der Noth eine Tugend machen und die goldne Kanzelregel jenes akademischen Lehrers befolgen würde: Geredet, wenns auch Nichts ist.) Dergleichen Scherze und Züge können wohl hie und da schon in einem Vademecum stehen; allein diese Art des Vortrages, die kein Ohrenzeuge zu Papier zu bringen im Stande ist, müssen sie, nach dem Ausdrucke des seel. D. M. Luthers, wohl lassen stahn. Ohne es darauf anzulegen, wurde das Predigtamt durch dergleichen Umstände schwer

und so nach auch schätzbar dargestellt, und wahrlich, wenn es als ein Amt angenommen wird, welches das Reich Gottes verkündigt, so bestehet es nicht in Essen und Trinken, sondern in Gerechtigkeit, Friede und Freude in dem heiligen Geist. — Nicht alle Erholungsstunden hatten diese Würze; in einigen ward gelesen oft, wie vom Himmel gefallen, gesungen und gebetet. — Familienwitz ist, soviel ich weis, nie in unserm Geschlecht zu Hause gewesen, und ich hab' es mehr wie einmal sagen gehört, daß uns ein gewisser Ernst eigen sey, den die Hippels besonders in ihrem Braut- und Bräutigamsstande bewiesen. —

Frau Regina, damit ich den letzten Tropfen Oels auf diesen Stein des Andenkens gieße, starb den 4. Sept. 1760, und ward den 13. Sept. zu den dortigen Gebeinen so vieler Meinigen versammelt. So oft ich zu meinem Bruder, der auch so viele Lieben in Löwenstein zurückgelassen, kam, feyerte ich ein Fest dieser Seeligen, ohne es dazu anzulegen, und dergleichen unbeläutete Feyer ist die beste. Er besitzt viel Musik und spielte das Positiv in der Kirche, und ich ging Kirch auf und nieder, und kam es mir vor, daß mich die Geister meiner verstor-

benen Verwandten umschwebten. Mein Großvater hing in einem schönen Bilde in der Kirche vor meinen Augen. — Man sagt von Wieland, daß er ganz herrlich erzählen könne, und so viel treffliche Dinge selbst in leichte Mittheilungen seiner Lebensvorfälle einzustreuen verstände, daß nichts drüber ginge. Bause hatte, wie ich in Leipzig war, sein Bild auf der Thür hingespannt, und wir bewunderten beyde die Stirn dieses Mannes. Wenn ich doch Frau Reginen zu Ehren Herrn Wieland einen Fingerbreit von seiner Stirn zu der meinigen, die Gott Lob auch nicht die kleinste ist, nehmen könnte! wenn doch! nicht auf einem Hochaltar Frau Reginen Lob zu opfern, das thut Hr. Wieland auch nicht, sondern den patriarchalischen Stein mit mehr Feyerlichkeit zu legen.

Zum Postscript eine Gespenstergeschichte, die ich aus dem Munde meiner sehr vernünftigen Mutter habe; auf die etwanige Frage: warum vom Vater nicht? kann ich so ganz genau nicht antworten; indessen weis ich, daß er der Meynung war, es gebe Erfahrungen, die man für sich behalten müsse, weil sie individuell und von der Vorsicht nur auf Einen angelegt wären.

wären. Ich kehre mich nicht daran, daß nach diesem Grundsatz unsere Seelen = Nachsteller schwerlich ihren Endzweck erreichen und nicht viel von derselben bekunden können. Wenn unsere Seele ein Geist ist, so werden wir über ihn so wenig, als von Gott bestimmen können; und selbst wird hier das principium indiscernibilium eintreten, und jeder Mensch sich ein anderes idealisches Bild von diesem geistigen Wesen machen; nur ein körperliches Bild von Gott zu machen, ist im A. T. verboten. — Damit ich indessen nicht nach der Weise unsrer Geisterseher verfahre, welche den Recipiendum erst so lange vorbereiten und beräuchern, bis er in einer Wolke eingehüllt ist, oder ihm Sehen und Hören vergangen, so seys kurz und gut erzählt, daß meiner Mutter, und nach ihrer Aussage auch meinem Vater, welche am Sterbabend ihres theuern Bernhards im Finstern ganz still und wie gewöhnlich einmüthig bey einander saßen, folgende Umstände vorgekommen. — Eben da ichs niederschreibe, durchblitzt mich ein Schauder, und ihn ruf ich zum Zeugen, daß ich schreibe, was ich gehört habe. — Jemand kommt mit eisernen schweren Tritten an das Haus meiner Aeltern, und will die Thür

 öffnen,

öffnen, ohne es zu können, worauf er wieder eben so schwer von dannen geht. Weder Vater noch Mutter sagen einander darüber ein Wort, obgleich jedes sich selbst fragt, wie es zugegangen, daß dieser Jemand sich blos mit dem Willen begnügt, und wie die Hausbedienten, welche der Thür so nahe waren, diesen Versuch ins Haus zu kommen nicht gehöret. — Den folgenden Tag erfahren meine Aeltern den Tod ihres Freundes, der, wie meine Mutter auch hinzuzufügen pflegte, gerade um die nämliche Zeit erfolgt war. Vielleicht schrieb mein Vater diesen Vorfall auf eine andere Rechnung als meine Mutter; denn ein sympathetisches geistisches Gefühl ist wohl alles, was man sich hier möglich denken kann. Kant, der ein treuer Streiter im Reiche der Vorurtheile ist, pflegt zu bemerken, von einem ehrbaren Manne, dem CR. D. eine ähnliche Gespenstergeschichte, wo immer eisenschwerer Gang vorzukommen pflegt, gehört zu haben. (Das Wort Eisen hat schon Etwas fürchterliches, und ich habe nie von dem Gefangenen mit der eisernen Maske, welcher der Herzog von Montmouth, ein Sohn Carls II, Königs v. England, und der Lucia Waller gewesen seyn soll, gelesen, ohne dieses

Eisen-

Eisenschrecken zu empfinden; kann auch wohl seyn, daß die Bastille, wo diese eiserne Maske ihre Rolle gespielet, dazu beygetragen hat.) „Getrauen Sie sich, fiel der Philosoph ein, getrauen Sie sich, Hr. C. R., diese Geschichte mit dem eisenschweren Gange zu beeidigen?" — und diese Frage habe den Erzähler zum Nachdenken und endlich zu dem Geständnisse gebracht, daß er wirklich diese Geschichte auch wohl selbst nur gehört haben könne. Ich weis nicht, ob meine Mutter den Eid acceptirt haben würde? —

Jetzt, da ich dem ersten Familienschriftsteller ein Andenken gestiftet, könnte ich gerade zu den Nachrichten unserer Vorfahren übergehen; allein ich will mich noch zuvor mit meiner lieben Familie über einige Dinge einverstehen und einige Umstände im Allgemeinen zum Vorberichte aussetzen.

Selten, m. lieben Verwandten, wird eine bürgerliche Familie existiren, die ihre Genealogie so hoch hinauf nachzuweisen im Stande ist, und eben so selten wird eine dergleichen Familie seyn, welche so lange bürgerlich, das heißt, beym Mittelstande geblieben. Laßt mich bey diesem Umstande einige Augenblicke verweilen,

und

und eine Bitte herausziehen, die mein ganzes Herz an Euch hat. Es sind ganz unstrittig viele Data für unsre adliche Abkunft, die gewiß nicht täuschende Träume des Eigendünkels seyn würden, vorhanden f), und vielleicht könnte ich dieselbe noch mit verschiedenen andern Umständen oder Vermuthungen verstärken. Das Wappen, so der Matthäus Hippel selbst nach den Nachrichten des Bernhard geführet, welches sich auch zum größten Theil bey der Familie fortgepflanzet, bringt, so wie die Stelle, welche Matthäus bekleidet, auf Etwas, worüber sich die Familie indessen am wenigsten bemühen wird, wenn sie die Glückseligkeit des Mittelstandes bedenkt, den ihr die Vorsicht zugewiesen, und bey dem sie sich Jahrhunderte lang erhalten hat. Es ist wohl kein Wunder, wenn meiner Mutter bey dem Matthäus Hippel, dem ersten, den Bernhard in seinen genealogischen Nachrichten genannt, der Evangelist Matthäus, der Anfänger des N. Test., eingefallen! — Meine erste Bitte an die Familie,

f) Vergl. hiermit das Geheimniß, das der Prediger in den Lebensläufen von seiner Abkunft macht, und dessen Lösung im 4ten Theile ders.

milie, die von selbst aus dem, was ich bemerkt habe, abfließt, ist: beym Mittelstande zu bleiben. Vor Gott, der alle Dinge weis, thue ich diese Bitte, und, damit ich mein ganzes Herz ausschütte, aus Ursachen, die ich der größten Prüfung blosstellen kann. Jeder Mensch will so gerne eine Ausnahme von der Regel machen; man siehet wohl ein, daß wenn wir die andere Welt wie zweymal zwey sey vier wüßten, das Wesen der gegenwärtigen aufhören müßte; allein wer wünscht nicht, daß Einer nur seinetwegen, nur für ihn von den Todten auferstünde. Privilegien sind so etwas menschliches, als gewiß sie etwas unmenschliches sind. Freylich, so lange die Welt so bleibt, wie sie jetzt ist, scheint ein höherer Stand, (an sich Unnatur) wenn man die Bedenklichkeiten desselben absondern könnte, eine gute Sache zu seyn oder es wenigstens werden zu können. Scheint, Freunde! wahrlich bloßer Schein; denn eben bey der gegenwärtigen Verfassung der Welt ist die Mittelmäßigkeit das beste. Bis auf Staaten zu würde diese Behauptung Bestätigung finden. Ich habe es sonach recht gern gesehen, wenn meine Verwandten keine Heldenzüge in ihrer Physionomie hatten, und kein wilderes

Feuer im Auge, das um sich greift und oft Leib und Seel verzehrt, und, wenn ich so sagen darf, in Rauch aufgehen läßt. Unser Geschlecht hat es selbst zu keiner körperlichen Größe gebracht. Alle Hippels sind höchstens von mittelmäßiger Größe, viele drunter. Wenn ich dieß auch nicht als einen Wink der Vorsicht ansehen wollte, nicht nach hohen Dingen zu trachten, so ists doch als ihr Geschenk in einem Staate zu verehren, wo man eine besondere Größe als einen göttlichen Ruf zum Soldatenstande ansiehet, und wo nach der kleinen Statur auch das Herz abgemessen oder vielmehr angenommen wird. Was ists, was man heut zu Tage durch sein Leben im Kriege erkauft? Nicht einmal Märtyrthum ists, und doch hat Märtyrthum immer der guten Sache Schaden gethan. Laßt uns einmal der Sache näher treten, um uns vollends zu überzeugen, daß nicht das, was wir sind, sondern wie wir sind, unsern Werth bestimme. Selbst ein regierender Herr, dem, so lange er lebt, alles Weihrauch streut, wie klein ist er, wenn er blos sich und seinen Staat bereichert, die Gränzen seines Reichs ausdehnt und alle Geographien und Landcharten umschafft, ohne bey dieser der Welt so sehr in die Augen fallen-

den Regierung zugleich Rücksicht auf das Beste der Menschheit zu nehmen. Dieß ist der einzige Gang zur Größe und zur Unsterblichkeit, und ein Monarch selbst, wenn er sich nicht bey seinen Gesetzen und Einrichtungen die Frage vorlegt: Welch einen Einfluß hat dieß aufs Wohl des ganzen Menschengeschlechts? ist begränzt, und wird nie die Krone der Größe vor jenem, Gott gebe bald, eintreffenden jüngsten Gericht, oder unpartheyischem Gericht der späten Nachwelt, wo wir nur nach unserm Verdienst ums Reich Gottes, um das Wohl der Menschheit, werden gerichtet werden, empfahen. Sehet da, warum ich glaube, daß nicht viel Hohe geschickt zum Reiche Gottes sind, und daß nur blos der Mittelstand, weil er bey der Aufopferung an politischem Vorzug weniger verliert, unbemerkt fortwirken, mehr Zeit auf sich wenden kann, und Gelegenheit hat, dieß Licht vor den Leuten leuchten zu lassen. Auch selbst jetzt, da man, des Trompetenschalls von Aufklärung unerachtet, noch nicht einmal den barbarischen Wahn ausrotten kann, daß Menschenblut erforderlich sey, Kronen zu befestigen und Reiche glücklich zu machen, und daß der Stand, der hierzu auserkohren ist, der eigentliche

liche Stand der Ehren sey, — selbst jetzt suchet nie diesen Stand der gewiß falschen Ehre, vielmehr bemühet euch, soviel an euch ist, demselben auszuweichen. Fordert es indessen die Nothwendigkeit, so bleibet auch hier Menschen und vergesset nicht, daß eure Feinde eure Brüder sind. Protestantische Denkfreyheit wäre eine Sache, die mich ohne Anstand zu den Waffen bringen würde; und so kann es Fälle geben, wo ihr euch mit Schwerdtern gürten müßt; allein je schlüpfriger der Weg, je vorsichtiger müssen wir seyn, wenn wir nicht straucheln und fallen wollen. Eure ganze Anlage sey in alle Wege nur blos dahin gerichtet, daß ihr wahres Verdienst habet, das heißt, daß euer Geschäfte auf das Heil des ganzen menschlichen Geschlechtes hinausgehe. Dieß ist die Fahne, wo wir alle dienen. Je weniger wir dabey ins Auge fallen, desto verdienstlicher sind unsre Bemühungen. — Selbst der Staat, aus dem die Aufklärung kommen soll, muß mittelmäßig seyn. Nehmt Preußen, und bittet Gott, daß dieser Staat nicht größer, nicht kleiner werde. Vielleicht finden diese meine wohlgemeynten Aufforderungen noch einen größern Eingang, wenn ihr sehet, daß mein Vater und ich auch Versuchun-

suchungen gehabt haben, diesen Weg der Mittelmäßigkeit zu verlassen [g]).

Hiermit sey es genug, Euch auf die Bahn, die da heißt die richtige, zu leiten und um Euch darauf zu erhalten. Kein Maler kann Juwelen, Gold und Silber, wohl aber feines Leinen malen; und wenn ein herrliches Stück von Rubens oder Raphael in den prachtvollen Gallerien der Fürsten hängt, so giebt ein Kupferstich zum vervielfältigtern und allgemeinern Vergnügen Gelegenheit. Seht da, liebe Verwandte, selbst diese Familiennachrichten mögen meine Zeugen seyn; sie sind nur tuschirt, nur im leichten Umriß. Stell't Euch vor, daß ich Euch beym warmen Ofen an einem Winterabend dieß alles erzähle, oder denkt, wenn ich hier und da zu langweilig werde, ich wandelt' mit Euch im Pfarrwäldchen! Sagt selbst, giebts nicht ein gewisses Unter uns, eine gewisse Familiennachläßigkeit, eine gewisse Laune, die, wenn gleich sie an Muthwillen zu gränzen scheint, doch englisch rein ist und von Abraham,

g) Siehe weiter unten den Antrag des Kaisers Peter I an Hippels Vater; und die Veranlassungen, die ihm selbst gegeben wurden, in Petersburg zu bleiben.

ham, da er Engel tractirte, hätte beybehalten werden können. Dieser Geist wohnt nicht in Pallästen, sondern in Privathäusern, und ist von der Hofnarrheit und dem Familienwitz gleich weit entfernt. O möcht' ich doch ganz in dieser Schrift von diesem guten Geiste getrieben seyn! Es ist ein Geist, den die Welt nicht kennt, ein Geist vom Vater, der es gern sieht, wenn seine Kinder fröhlich und guter Dinge sind; ein Geist von der Mutter Natur, die, wenn gleich sie schädliche Phänomene beginnen muß, die im Ganzen heilsam sind, doch gleich wieder fröhlich aussieht und alles hüpfen und springen läßt. Dieß Unter uns erlaubt sich Dinge, die man sonst nicht aus der Schule plaudern würde, obgleich auch ausgeplaudert sie Keinem Schaden, noch Leides thun! Wer hat nicht mit Vergnügen Semlers ersten Theil seiner Lebensgeschichte (den er mir verehrte, als ich in Halle war) und des alten Mösers Leben, wer nicht selbst des Judenbekehrers Schulz Abentheuer gelesen? und doch fehlt dort, dünkt mich, (da bey Aufsätzen dieser Art an keine Feile zu denken ist) eine Scheere, hie und da das Papier zu beschneiden! —

War-

Warum sollt' ich Euch, liebe Verwandte, noch mehr über meine Aufforderung, nicht aus der Mitte, dem Gange des Weisen und Glücklichen, zu weichen, sagen, da ihr auch in diesem Stande so viele Gelegenheit zu wahren Vorzügen habt, und diese will ich in Euch bey weitem nicht unterdrücken, vielmehr muntere ich Euch dazu um Gottes und Eurer selbst willen auf. Sind die Hippels gleich nicht groß, so sind sie doch auch nicht klein, und es haben viele derselben schwarzes Haar und ein Auge, das, wenn gleich nicht blitzend, doch feurig genug ist, uns zum Lichte auf manchem finstern Weltpfade dienen zu können.

Erzieht Eure Kinder hart h), setzt sie jeder Luft aus, verhüllt sie nicht vor der Sonne, damit sie sich gewöhnen, auch Königen ins Gesicht zu sehen; badet sie, selbst wenn sie noch klein sind, in kaltem Wasser, damit sie einen festen

h) Auf einem abgerissenen Zedelchen finden sich noch folgende abgerissene Noten als Texteswörte, die er beym Ueberarbeiten weiter hätte ausführen wollen: „Zeitig heirathen. — Wenig Freunde. — Wenig Bediente; man selbst wird sonst träge und einer verläßt sich auf den andern.

gesunden Körper erhalten. Nur dann erst, wenn ihr mit dem Körper die Erziehung vollendet, geht von ihm zur Seele über, die wenigstens in einem gesunden festen Hause wohnen will, wenn sie etwas leisten soll. Selbst die Tugend eines schwächlichen Menschen ist so verdächtig, als es die Bekehrung auf dem Sterbebette ist. Von der Schönheit des Körpers läßt sich zwar nicht auf die Schönheit der Seele immer ein richtiger Schluß ziehen, obgleich einige der Alten selbst diese Harmonie angenommen; allein von der Festigkeit, von der Stärke des Körpers ist der Schluß auf gewisse Eigenschaften der Seele unbedenklich und untrüglich. Daß ich hierbey nicht Dicke meyne, versteht sich von selbst; diese habe ich von jeher als eine üble Empfehlung angesehen, und freue ich mich, daß mir bis jetzt kein dicker Hippel vorgekommen. Auch ist mir das schönste Gemälde des Bacchus von jeher unleidlich gewesen, und ich habe keinen Bacchus unter meinen Gemälden, wenn gleich seine schöne Dicke, nach der Kunstverständigen Meynung, eine ganz andere Dicke als die gewöhnliche seyn soll. Die Schwangerschaft ist hier allein herrlich, und dieser Zustand bey einem die Reinlichkeit lieben-

den

den Weibe hat für mich allemal etwas Prachtvolles gehabt; so mütterlich würde ich die Natur malen!

Die beste Art, bey der Euch empfohlenen Mittelmäßigkeit des Standes Euch doch auszuzeichnen, ist das Studiren, und dieß empfehl' ich Euch als eine Folge meiner Hauptregel und als eine Regel selbst. Ich danke Gott, daß ich so viele Vorfahren zählen kann, die studirt haben. Wenn der Adel es recht bedenkt, so besteht sein Ahnenvorzug nur darinn, daß er seinen Kindern eine bessere Erziehung zu geben fähig ist, und ein regierender Herr, wenn er zu regieren versteht, kann auch nur in so weit einen Majestäts-Accent auf ihn legen; denn er muß, wenn er seine Regierung auszeichnen will, durchaus annehmen, daß sein Zeitalter eben so gut, wie die Vorwelt, zu großen Thaten aufgelegt sey. Nehmt, liebe Verwandte, die Sache nur so, wie sie ist. Was wollt ihr lieber seyn, D. Luthers, oder eine ganze Reihe Regenten, von denen man nichts weiter weis, als daß sie lebten, regierten, d. h., viel, so sehr viel auf einmal lebten, daß sie sich den Lebensmagen verdarben. Ists nicht, wenn gleich seine Jünger es nicht verstanden, ein ganz anderes

Reich, das Jesus Christus stiftete, als das heilige Römische? Sein Reich sollte eines werden, bey dem alle andere Reiche aufhören sollen und können. Sein Reich komme!

Die Kaufmannschaft kann und mag ich auch nicht empfehlen, weil, wenn gleich aus ihr Mäkler des Monarchen und seiner Räthe hervorgehen, wenn gleich sie Geld zu erwerben im Stande ist, womit viel Gutes an Land und Leuten gestiftet werden kann, jene Denk- und Handlungsart dennoch nicht in ihr erwachsen und zur Kraft kommen kann, die sich eher mit dem Studiren verträgt. Der Gelehrte zieht regierende Herren und seine Räthe. Ein einziger Professor hat oft einen solchen Einfluß auf die Provinz, daß man erstaunen muß. Er zieht Volkslehrer. Selbst der Umgang des Gelehrten hat Einfluß auf den General und Minister, Stadt und Land, und macht sich alles zinsbar. Die Capitalien, die er austhut, bringen tausendfältige Früchte. — Um das Studiren in meiner Verwandschaft zu befördern, geh' ich so eben damit um, ein Stipendium zu stiften, das hiezu meine Familie aufmuntern soll. Nicht, l. Verwandte, will ich von Euch Menschen haben, die den Focus der

Stu-

Studierstube zu allen Dingen brauchen; nicht sollt' ihr ein gelehrtes Klosterleben führen. Denn wahrlich, die gelehrte Einsiedeley ist zu keinem Dinge nütze; sie macht die Gelehrsamkeit verhaßt und verstellt ihre Geberde; sie macht ihre Anhänger blöde und ungeschickt, so daß sie Ausdruck und Gedanke oft da verläßt, wo beydes der Welt förderlich und dienstlich seyn und werden kann. Blödsinn und Blödigkeit sind Namensvettern und haben viel Uebereinstimmung im Aeußern; die Dummheit erzeugt durchgängig Furcht. Die Einsamkeit ist eine wahrhafte Verzärtelung, die, sobald man in die Luft des gemeinen Lebens kömmt, Flüsse nach sich zieht; und wie schnell schießt aus der Wurzel der Schüchternheit, wenn Regen auf sie fällt, Unkraut über Unkraut, das den guten Gewächsen Luft und Leben nimmt.

So will auch aus Euch just nicht Autoren ziehen. Zwar leugne ich nicht, daß ich gerne sehen würde, wenn dann und wann Einer einen göttlichen Ruf zum Schriftsteller erhalten und ihn mit Danksagung empfahen sollte; denn ein Autor ist ein Weltbürger, der über die Handbreit Land seines Vaterlandes hinweg ist, und es ist ein köstliches Ding, ein Weltbürger,

ein Bürger der Stadt Gottes, ein eigentlicher Weltmann zu seyn. So kann ich Euch auch nicht bergen, daß ich schon in meiner frühsten Jugend immer den Buchstaben H im Wörterbuche und Bücherverzeichnissen zuerst besah, ob ich nicht Einen unsers Namens darinn fände! Allein es sey Euch genug, auch in einem Kleinen und im Vaterlandszirkel zu wirken. Sokratische Philosophie ist Vaterlandsphilosophie, und das Studiren ist so zu allen Dingen nütze, daß es selbst ein gewisses Seelen-Decorum zu Stande bringt, was besser steht, als was der Tanzmeister dem Körper lehrt. Glaubt nicht, Blutsfreunde, daß alles Gold ist, was Gold zu seyn scheint. Was ists denn mit unserm Wissen? und mit unserm Thun? Unser Wissen ist Vermuthen und unser Thun ist Streben. Es scheint, die Vorsicht habe eine Masse Geist und eine Masse Wörter den Menschen ausgesetzt; aus diesen machen sie allerhand Figuren, oder dann wird auch wohl ein güldnes Kalb von Buch, das man anbetet. Originalgedanken, die ohne Veranlassung von Büchern, so geradezu aus der Seele geflossen, wie selten sind die! Das meiste ist eine andere Composition. Sprachen? Freunde, sie gereichen

zur Zierde, sie sind eine Art von Seelennatur-geschichte; allein wenn ich nun das Vaterunser in funfzig Sprachen wüßte, so weis ich doch nichts mehr, als das Vaterunser. Gott, mit den Worten! Was sich die Menschen darauf einbilden! — Da ihr indessen doch außer einem Regenrock auch einen täglichen und festlichen bedürfet: so ists gut, daß ihr Sprachen lernt. Das Französische ist feines Tuch; das Englische saubre Wäsche; das Italiänische Tressen; das Deutsche ein Sürtout. Auch ists nöthig, die todten Sprachen zu lernen, weil der Umgang mit Büchern mehr Welt hält und redlicher ist, als der mit den Lebendigen. Die Philosophie ist nichts weiter, als eine gelehrte Sprache. Sehr freute ich mich über Prof. Kant, der gewiß ein sehr großer philosophischer Sprach-weiser ist und bleibt, da ihm jemand beym Ge-spräch von der andern Welt sagte: „Sie wird man denn da wohl wenig habhaft werden kön-nen, wenn Sie in der Gesellschaft aller Weisen alter und neuer Zeit einen himmlischen Clubb schließen werden?“ — „Ach Freund, bleiben Sie mir weg mit den Gelehrten! wenn ich in der andern Welt meinem Lampe (so hieß sein alter Bedienter) begegne, so werde ich froh

seyn und ausrufen: Gott Lob, ich bin in guter Gesellschaft!" —

Uebrigens, Freunde, bitt' ich Euch, nicht in Gesellschaft mit Sprachen zu affektiren. Ihr wißt, Sprachen sind Kleider. Wie der Ausdruck fällt, so sey er auch willkommen. Poeten stottern fast immer, weil sie immer schön reden wollen. Ihr nicht also; und hätte auch jemand unter Euch die Gabe der Poesie, die Gabe Gesichter zu sehen, erhalten, so überhebe er sich dieser Gabe nicht. Die Poesie ist ein Schuß im Fluge, und der trifft nicht immer!

Ist je eine Lebensart, bey der ihr Mittelmäßigkeit und Studiren verbinden könnt, so ists der geistliche Stand, und diesem, ich bitte Euch, widmet euch, so weit es immer möglich ist. Wo ist ein Beruf in der Welt, der diesem gleichkommt? Zwar ich gesteh es, daß er besonders in den Preußischen Staaten zum größten Theil wenig Einkünfte giebt und die vierte Bitte sehr einschränkt; allein dagegen bekleidet ihr eine Stelle, welche die nützlichste im Staate ist. Wahrlich, Geistliche sind Diener Gottes und bekleiden ein Amt, das die Versöhnung mit Gott und mit dem Gewissen predigt.

Sie,

Sie, die einzigen, die zum Volk reden, wollen nicht durch Rednerkünste den Geist des Volks verblenden, nicht seine Kraft unterdrücken, ihn in ein politisches Netz ziehen, um ihn als Schlachtopfer der regierenden Herrschaft auszuliefern; sondern sie wollen ihn frey machen von dem Uebergewicht der Sünde, ihn aufklären, ihn erleuchten und ihm bey den vielen den Zeitläuften eignen Greueln das politische Uebel erträglich machen. Dazu ist das Amt eines Predigers; ein natürliches Amt, da es die Menschen zu Gott, dem Vater über alles, was Kinder heißt, hinführt, zur Mutter der Natur, die so reichlich und täglich giebt, ohne daß wir unsere Kleinodien bey der Kunst, um Uepyigkeit treiben zu können, versetzen dürfen. Wahrlich, Künste sind Wucherer, die uns unter dem Schein der Hülfe verderben und zu Grunde richten, die uns zuerst schmeichlen und Beystand aufdringen, nachher aber verklagen und in Verlegenheit bringen. Vor allen diesen Galanterien und Eitelkeitskram warnt uns der geistliche Stand durch die Lehre Jesu, der nicht blos den einzelnen Menschen, sondern das Geschlecht zu sich selbst, das heißt zu Gott, bringen wollte. Und so wie die Lehre, so das Leben

dieses

dieses Standes. Sein schlecht und rechter Anzug, sein Hauswesen, alles und jedes giebt den ächten und wahren Ton des Mittelstandes an. Unter Predigerfrauen hab ich bis jetzt noch die einsichtsvollsten des Geschlechts gefunden, und unsere Regine, welch ein Weib, welch eine Mutter, welch eine Gesellschafterin! — Ihr, die ihr das andere Geschlecht in den Puppengesellschaften der Höfe sucht, oder euch am Marzipan der weiblichen Empfindeley verschleimt, kommt und sehet ein Predigerweib in Denkart und Tracht, in Werken und Worten. — Der Ehestand hat wahrlich Empfehlung und Beyspiel in dieser letzten betrübten Zeit nöthig, und wo, Menschenfreunde! werdet ihr beydes so unverfälscht, so paradiesisch-rein finden, als im Pfarrhause? Wo ist noch das patriarchalische Leben so rein und unbefleckt, als hier? — Immer läugne ich nicht, daß sich auch manche Tochter Lots nach der Stadt umsehe, und so hat das Ende vom Liede des so herrlichen Predigerromans, der Priester von Wakefield, mir allemal diese so natürliche Mahlzeit verdorben; allein Eine Schwalbe macht so wenig den Sommer, als zehn und zwanzig. Ziehen Predigerhäuser ihre Söhne zu Predigern und ihre

Töch-

Töchter zu Predigerfrauen auf, so werden dergleichen Textfehler und Harmonievergehungen wenig vorfallen. Ich wüßte, wenn ich Töchter hätte, sie nicht besser zu verheirathen, als an Prediger, und meine Söhne zu nichts Gott und der Natur gemäßeres zu erziehen, als zu Geistlichen. — Befremdet Euch die Art der Prediger-Einkünfte? O, meine Lieben, ihr irrt euch! die regierenden Herren nehmen mit weit weniger Anstand als ihr! Wer hat wegen seines natürlichen, nützlichen und exemplarischen Wandels mehr Recht auf Staatseinkünfte, als ihr? und wenn hier ein Judas den Beutel trägt, seyd fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel eures guten Gewissens und in jenen Hütten der Gerechten alles wohl gelohnt werden. Ihr erhaltet wenig, desto weniger fallt ihr beschwerlich, und desto leichter gewöhnt ihr euch, genug zu haben an dem, was da ist, und euch nicht gelüsten zu lassen. Ihr seyd auf Geschenke und freye Gaben gewiesen; o, wohl Euch, wenn die eigne Einsicht eurer Kirchspielkinder eure Treue siehet und ehret. Christus, euer Vorgänger, aß auch bey Kirchenpatronen und Vornehmen. Hier kommt es nur auf die Art an, wie ihr euch nehmt.

Wenn

Wenn euer Umgang den, der euch leiblich bewirthet, erbauet, so gebt ihr ihm lebendiges Brod und Wasser des Lebens. Der Oberconsist. R. Büsching ißt selbst bey der Königin nur von Einer Schüssel. Beweiset auch an den Tafeln der Großen, daß der Mensch nur wenig brauche. — Wer für alles, was er thut, hier redlich belohnt wird, dessen Hoffnung auf jene Welt ist auch nur schwach; wenn ihr aber treu, nicht etwa einzelnen Menschen durch Schmeichelen und Beförderung der unmenschlichen Denk- und Handlungsart der Gewaltigen auf Erden, dienet, sondern die unsichtbare Kirche bevölkert und das Reich Gottes befördert, das nicht besteht in Essen und Trinken, sondern in Gerechtigkeit, Friede und Freude in dem heiligen Geist; wenn ihr unvermerkt und allmählich durch Lehr und Wandel die Menschen zu Bürgern dieses Reichs Jesu Christi bringet: o! dann habt ihr Schulden auf die Menschheit! Ihr habt euch einem unsichtbaren Geiste gewidmet, und euer ist die Hoffnung einer andern Welt; euer ist das Reich Gottes!

Nehmt die Beschäftigungen eines Geistlichen auch noch von einer andern Seite. Er ist sicherer als irgend Jemand vor Neid, Anlässen

zu Leidenschaften, vor Kränkungen, Bedrückungen. Sein Umgang ist mit seligen Geistern der Schriftsteller, wo nicht Falschheit, nicht böser Leumund, nicht Verrätherey die Unterhaltung zubereitet, und wo ihn alles auffordert, natürlich zu empfinden und natürlich zu denken. Der Schoos der Natur hält euch für alle eigenthümlichen Besitzungen schadlos, die immer mit Verdruß, Angst, Furcht und Widerspenstigkeit verknüpft sind, weil ein Eigenthümer im eigentlichen Sinne Gott vorgreift und sich nur zu oft zu einem ungerechten Haushalter aufwirft. Den Weisen gehört die ganze Welt ohne ihren Kummer; den Reichen gehört nur ein Stück davon mit so viel Noth und Angst, daß um diesen Titel Gutsherr sie schon ihre leiblichen Kinder beym Leben beneiden. — Was geht über ununterbrochene Seelenruhe, was über Mäßigkeit oder eigentlichen Genuß? Beydes ist dem geistlichen Stande eigen, ihm, der sich von Tage zu Tage läutert und säubert bey einfacher Kleidung oder Kost, sich zu einem ungekünstelten Sinn gewöhnt und sich so heiligen kann, daß er nicht hier, sondern dort ist. Die Kirche, welche andere mit Schüchternheit ansehen, ist ihm wie ein ander Haus von Stein

und

und Kalk; er ist, so wie es ein geistlicher Titel gewiß in anderer Beziehung besaget, wirklich in Gott andächtig! — Die Gewohnheit, Kranke und Sterbende zu sehen, macht ihn mit diesen letzten Lebensumständen so bekannt, daß er Leben und Tod zu würdigen lernt. Seine Kinder, die nur seinen ehrlichen Namen zu erben finden, drücken ihm gerührt die Augen zu, ohne das Loos um seine Kleider zu werfen. Prediger lassen nur Bücher und Kinder nach, sagt man in einem alten Sprichworte, und kann je eine bessere Leichenrede auf die Geistlichen gehalten werden? Was ists denn, was man besseres nachlassen kann, als leibliche und geistliche Kinder? O ihr, die ihr diesen Spruch, dieß wahre Wort in Spott verkehret, wisset ihr wohl, was ihr thut! — Wahrlich, liebe Verwandte, ich kann meinen Fehler, den ich beging, von der Theologie abzugehen, nicht inbrünstiger bedauren, als ich es durch diese Beichtandacht gethan. Und nun, meine Lieben, thut, wozu ich euch vor dem Herrn ermahnt habe; habt nicht lieb die Welt und was in der Welt ist; denn so jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters, das ist, die Liebe zur Menschheit, die Liebe zum Reiche Gottes.

Es bedarf indessen keines Exceptionsverzeichnisses bey dieser Regel; denn so lange Stände sind, so lange müssen sich die Menschen in diese politische Zeit schicken und dem Kaiser geben, was des Kaisers ist. So bin ich auch nicht dawider, daß, wenn gleich unsre Familie keine Kaufmannsfamilie seyn soll, jedennoch hier und da Einer aus derselben diese Bahn, Vermögen zu erwerben, einschlage. Vorzüglich würde ich anräthig seyn, daß Hippelsche Töchter dann und wann einen Kaufmann heirathen möchten. Die Vorsicht hat von jeher auch in dieser Rücksicht für unser Geschlecht gesorgt, und es sind immer einer und der andere Hippel gewesen, dem Glücksgüter zugefallen. So entstanden von den Söhnen des ältern Melchior Hippel besonders zwey Häuser, oder besser Abtheilungen, die Rastenburgische und Löwensteinische. Der Stifter der letztern Abtheilung, Georg Hippel, mein Großvater, und seine Abkömmlinge hatten nur zu leben, Nahrung und Kleider; der Stifter der ersten Abtheilung, Melchior Hippel, war reich und hinterließ auch seinen Kindern viel Vermögen; und so ist immer Geld in der Familie gewesen. Meine Aeltern waren der

Meynung, daß zwischen uns und dem Rastenburgschen Hause eine Kluft befestigt wäre; allein noch ehe ich einen einzigen meiner dortigen Vettern gesehen, war der D. Hippel so gefällig gegen mich, meinem Vater das Schema genealogicum zum Schimmelpfennigschen Stipendio zu behändigen, und einige andere Nachrichten beyzufügen, so daß ich auch wirklich zum Genuß dieses Stipendii kam. Bey der Verehlichung des D. Hippel ließ ich zur Erkenntlichkeit gegen diesen Verwandten von Vater und Mutter her, mein erstes Gedicht drucken, das christliche Ehepaar, ohne meinen Namen darauf zu setzen, obgleich ich mich höchlich freute, den Namen Hippel gedruckt zu sehen, welches mir eine besondere Erscheinung war. — Um indessen einzulenken, kann ich sagen, daß ich die Scheidewand völlig gehoben, und Liebe und Zutrauen in unsre beyden Häuser eingeführt habe. Gern will ich den Schreibfehler Häuser in Hütten verwandeln, um keinen Stein des Anstoßes und Fels der Aergerniß denen in den Weg zu legen, die sich das Wort Haus ausschließungsweise zueignen, ohne zu bedenken, daß wir alle Menschen sind, und daß es von allen Guten heißt: Wisset ihr

nicht,

nicht, daß ihr Gottes Tempel seyd und der Geist Gottes in Euch wohnet.

Wie ich, (um auf das leidige Geld zurückzukommen) mein Vermögen gesammelt, ist mir oft selbst ein Räthsel. Auf Wahrheit kann ich es behaupten, daß es mir zu oder vom Himmel gefallen. Spät und allererst nach etwa drey Jahren, da ich schon eine Bedienung bekleidete, fiel ich auf den Gedanken, Geld zu sammeln; denn bis dahin hatte es bey mir keinen Werth gehabt. Nach einem Jugendvorfall, wo meine Mutter mir mein gesammeltes und vergrabenes Geld confiscirte, war mir das Geld verhaßt, und so blieb ich gesinnet, bis ich in Erwägung nahm, daß ich mich blos vom Studiren losgebeten, daß ich blos in Ferien lebte, und daß, wenn diese beendigt wären, ich etwas zur Leibes Nahrung und Nothdurft haben müsse; und wie freu ich mich, so viel zusammengelegt zu haben, oder noch, ohne meinen Freunden Etwas, so zum frohen Mahl gehört, abziehen zu dürfen, nachsammeln zu können, daß ich der Familie ein Unterpfand meiner guten Gesinnungen zurückzulassen im Stande bin. Ich habe eine ordentliche Weltlust darin gesucht und gefunden, mich auf wenige Bedürfnisse zu setzen,

und wenn mir etwas unentbehrlich zu werden anfing, ihm zu widerstehen. So wie der Geschmack in allen Fällen eine gewisse Oekonomie hervorschimmern lassen muß, die wenig giebt und mit wenigem zufrieden ist. Uebrigens bin ich so wenig zur Geldliebe aufgelegt gewesen, daß ich nie Geld ausstehen und bey mir tragen, oder unmittelbar selbst sammeln können. Ich bekam einmal den Einfall, zum geneigten Andenken, daß ich in Rußland gewesen, mir eine Rubelsammlung anzulegen, wobey ich es auch schon sehr weit gebracht hatte. Diese Sammlung ward mir gestohlen, und auch dieß sah ich als einen Wink an, nichts ins Schweißtuch zu legen, sondern es aus den Augen und aus dem Sinn zu bringen. Geld ist wie Wasser; wenn es steht, stinkts; zum Ab- und Zufließen ist es da. Das Wenigste, Freunde, was sich Menschen einander zuwenden können, ist Geld, und soll ich noch den, den die Vorsicht mit Reichthum ausgestattet hat, bitten, seinen Verwandten nicht Liebesdienste zu versagen? Alle, die Einen Namen führen, stehen für einen Mann, sind, wenn wir sterben, Eins, und wer in seiner Familie, in seinem eignen Hause anstatt eines Fisches einen Stein giebt, was ist von dem

in Beziehung anderer zu erwarten, die so sehr nicht sein eigen Fleisch und Blut sind!

Da ist sie, die letzte herzlichste Bitte, die mein Herz an Euch hat. Liebt euch unter einander. Daran soll man erkennen, daß ihr Hippels seyd, wenn ihr euch unter einander lieb habt! — Liebe ist der Gürtel der Natur, der alles, alles bindet, selbst Gott und Menschen. Nicht Gottes Ehre, sagte meine Mutter, sondern Gottes Liebe ist der letzte Zweck; und den merkwürdigen Spruch, wenn auch die Sprachen aufhören würden, die Liebe doch bleiben würde, deutete sie von dem Zeitpunkte, da die Menschen alle in Jesu Christi Lehre vereiniget werden, und die Thorheit einsehen würden, in vierzig Sprachen weniger einer (sie verglich die Sprachen mit den bekannten Schlägen) dasselbe auszudrücken. Diese hiesige Vollendung war ihr ein Vorschmack der dortigen, da die vielen Sprachen auch als unnütze Behelfe angesehen werden würden, wo anstatt des auf so wenig Worte einzuschränkenden Wissens das viel und alles bedeutende Thun kommen würde, welches sie unter dem Worte Liebe begriff. O, meine Lieben, wie rein und herzlich ist diese Erklärung! Laßt diese Gesinnungen unter Euch

wohnen; liebet Euch unter einander und seyd durch ein kleines Familienband ein Beyspiel der, Gott gebe bald erscheinenden größern Vereinigung der Menschen, wo Schwerdter in Sicheln werden verwandelt werden, wo Ein Herz und Eine Seele, und das ganze menschliche Geschlecht nur Eine Familie seyn wird! — Ist Jemand unter Euch in Noth, den unterstützt mit Rath und That; bedarf er einer Wegweisung, helfet ihm zurecht; will er sich erheben, ermahnt ihn! — Es braucht nicht, daß ihr immer zusammen seyd; dergleichen Besuche stören Leib und Seele; Verwandte sind oft Zeitdiebe. Eure Gesinnungen und eure Denkungsart aber sey immer bey einander. — Nicht wer Euch wieder aufnehmen kann, sondern dem, ders bedarf, sey Euer Tisch gedeckt und Euer Haus offen. Seyd mäßig und beweiset die besondere Liebe, die in der Familie herrscht, in dem, daß ihr euch nicht mit Ueberfluß, sondern mit Herzlichkeit bewirthet. So wie Eure Rede Ja Ja, Nein Nein sey, so führe Euer Tisch: Eins ist Noth — zur Bedingung. — Innige Jovialität sey bey Euch zu Hause. Wenn ihr junge Hühner eßt, denkt an Fr. Reginen, eine Hippelin, die werth

war,

war, es zu seyn. — Eure Kleidung sey rein und einfach, denn sie ist nur eine Decke der Decke Eurer Seele und immer ein Ueberrock. Darum habe ich auch jederzeit Ueberröcke geliebt, weil sie dieser Idee am nächsten kommen. Ein ausgesuchter Anzug und eine ausgesuchte Tafel verrathen immer einen Mann, der sich ausnehmen will; und Ausnahmen sind nicht in der Liebe. Mein Tisch war immer so, wie meine Kleidung, einfach, und doch kann ich mit Wahrheit behaupten, daß es so froh bey ihm herging, als es möglich war. Wenigstens Ein vernünftiger Geistlicher war jederzeit dabey, wenn ein Mahl bey mir war; Prof. Kant aß gern bey mir, und mehr als einmal saßen wir von Mittags um 1 bis Abends 8 Uhr, nicht aber um des Leibes, sondern um der Seele zu pflegen.

Mit der Aufforderung, Euch unter einander zu lieben, schließe ich diese Vorrede, mit den redlichsten Wünschen, daß Gott mit Euch sey! Und wahrlich er wird mit Euch seyn, wenn ihr nur so lebt, daß ihr nicht wünschen dürft: o! daß Er doch nicht allgegenwärtig wäre. Gerne, herzlich gerne wünschte ich, daß unser Name nicht ausstürbe, und daher

hab' ich Euch zur Ehe aufgefordert, obgleich ich selbst nicht verheirathet bin. Dieß und daß ich kein Geistlicher geblieben, hat mir oft traurige Stunden gemacht, und eben daher hab' ich mich herzlich gefreuet, wenn einer meiner Verwandten ein Geistlicher ward und wenn einer heirathete. Nun Amen, Amen! Gottes Friede, der höher ist, denn die Vernunft, sey mit Euch! und wecke Jeden in meinem Geschlechte, der diese Herzergießungen lieset, zur edlen That auf. Ich beschwöre jeden Leser und jede Leserinn, bey dem Wunsche der Unsterblichkeit, bey allem Lieben und Guten, was ihm Gott im Leben erzeigen soll, und bey einem sanften Tode, daß er an dem Tage, wenn er dieß lieset, ein gutes Werk thue, wovon Niemand als er selbst weis, — und Ruhe der Seele wird sein Lohn seyn und das Bewußtseyn, nicht unwürdig zu seyn eines bessern Lebens! Nur nachdem wir Gottgefällig gelebt haben, können wir hoffen.

Mir selbst, der ich so eben im Begriffe stehe, mein Testament zu machen, und mein Wort, das ich der Familie gegeben, zu bewirken, wünsch' ich einen sanften, das heißt, seeligen Tod, wenn mein Stündlein kömmt.

Kann

Kann es noch kürzer als ein Stündlein seyn, — Gottes Wille geschehe! Damit ich sorgenfreyer lebe und mit frohem Muthe gesund und krank seyn könne, will ich meinen letzten Willen ohne Anstand besorgen. — Krankheit ist nicht ein Freund, sondern ein Feind des Todes; eine Feindin, muß ich sagen; denn sie heißt die, und wird vom Mann Tod doch am Ende überwunden. — Möchten wir doch einst uns wieder zusammen finden, und an einem Orte, wo wirklich Reich Gottes ist!" —

„Ich bin den 31. Januar 1741 geboren. Mein Großvater und Vater waren Geistliche [i]) und hatten, wie ich nicht anders weis, aus dem Stamme Levi geheirathet. Indessen ließ mein Vater (meinen Großvater habe ich nicht anders, als aus einigen lateinischen Aufsätzen kennen gelernt, auf die mein Vater weniger hielt, als ich) es sich oft merken, daß wir vornehme Ahnherren im Vermögen hätten, und die Familie aus adlichem Blute abstamme, die nur in zwey Generationen sich des ihr gebührenden Vorzugs

 nicht

i) Sein Vater war Rector der Schule in Gerdauen.

nicht zu bedienen für gut oder für nöthig gefunden. Meiner Mutter galt dieses unverjährte Recht so wenig, daß sie sich vielmehr darüber wegzusetzen suchte, obgleich mein Vater mir und meinem Bruder die Adelserneuerung so wenig ans Herz legte, daß er uns vielmehr anfänglich beyde, nachher blos mich, als die Erstgeburt, dem geistlichen Stande widmen wollte.

Mein Geburtsort ist Gerdauen in Ostpreußen, durch sonst nichts berühmt und merkwürdig, als daß es ein Stammhaus der Grafen von Schlieben heißen kann, und daß eben zu dieser Zeit hier ein Generalmajor Graf v. Schlieben wohnte, dessen Gemahlin eine geborne Prinzeßin von Hessen-Homburg war. Unser kleines Haus, das gar keine Stimmung für Hofleben hatte, nahm, da ohnehin die Prinzeßin sich zur reformirten Kirche (mein Vater pflegte zu sagen, zur veränderten, nicht verbesserten oder meliorirten) bekannte, wenig Antheil an den Festlichkeiten, die man, besonders wenn Fürstliche Besuche vorfielen, zu veranstalten sich nicht entbrechen konnte. Indeß kann ich nicht läugnen, daß ich mir die Gnade der Prinzeßin, wodurch sie mich in

meiner ersten Jugend so beyspiellos auszeichnete, ganz wohl bis auf den einzigen Umstand gefallen ließ, daß sie mich mit ihrer Gesellschaftsfräulein paarte, um über meine Verlegenheit und kindischen Antworten zu lachen. Daß ich den Bräutigam der Fräulein machen sollte, schien, so klein ich auch war, mir äußerst anstößig und unleidlich. Noch heute, indem ich dieß schreibe, werden mir die widerlichen Empfindungen, welche mich damals beunruhigten, so lebhaft, daß ich die Ursache derselben gar zu gern entwickeln möchte, wenn ich nur könnte. War es Stolz, daß, so klein zu seyn ich mir gleich zugestehen mußte, ich doch kein Gegenstand des Gelächters seyn und keine komische Rolle übernehmen wollte; — war es das Gefühl der so baaren Unwahrheit, welche das Augenmaaß so auffallend bezeugte, oder Widerwillen gegen alles, was mich fesselte? — Fast habe ich Lust zu behaupten, daß jener Braut- und Bräutigamsscherz mit dazu beygetragen haben könne, daß ich mich zum ehelosen Stand bekenne, als welcher Confeßion ich, wie ich fast glaube, bis in den Tod getreu bleiben werde. Ich kann mit Wahrheit behaupten, daß ich mein ganzes Leben hindurch nicht ohne

Hauskreuz oder solches Leiden gewesen, das man niemanden oder wenigen klagen kann, und das desto empfindlicher wird, weil Niemand oder wenige daran Theil nehmen. Dieser Bräutigamsscherz hat mir in der That so viel zugesetzt, daß ich schon damals Hauskreuz und einen innern Gram empfunden zu haben versichern kann. Ueberhaupt ist es in vieler Rücksicht anstößig, mit Kindern dergleichen Scherz zu treiben, wozu auch meine Mutter sehr geneigt war. Alle Augenblicke hatte ich durch ihre Güte eine Braut, und fast keine, die mir nicht bittere Stunden machte; und eben, weil sie selbst zu dergleichen Spaß sich herabließ, durfte ich ihr mein Leiden über die Brautschaft mit der Fräulein nicht klagen. Meinem Vater aber schüttete ich darum nicht mein Herz aus, weil er sich nie in diesen Scherz einließ, und weil ich fürchtete, diese Sache würde ihm zu klein seyn. Darum aber hörte mein Kreuz nicht auf, mir groß und fast übergroß zu bleiben. — Die Grafen von Schlieben sind edel und bieder, und gehören ohne alle Widerrede zu den reichsten und gutdenkensten Cavalieren im Lande. Einer von ihnen, der Minister und Oberburggraf ward, hat mich besonders mit vieler Güte

und Aufmerksamkeit behandelt, und ich habe frohe Tage in seinem gastfreyen Hause gelebt! –

Mein Vater hatte, ohne von Johann Jacob Rousseau diese Erziehungs-Weisheit gelernt zu haben, den Grundsatz, daß der Vater unendlich mehr als ein jeder anderer Lehrer, und wär' er auch der Gelehrteste unter den Gelehrten, bey Kindern fruchten könnte, und er entschloß sich, mich durchaus keinem Miethling zu überlassen, sondern gern mein guter Hirte seyn zu wollen; und so bin ich denn auch wirklich aus seinen treuen Vaterhänden zur Akademie gediehen. Häusliche Umstände konnten nicht die Ursache seyn, warum er keinen Hauslehrer hielt, oder mich auf eine der so wohlfeilen Königsberger Schulanstalten that; denn er war nicht arm, und ich hatte überdieß von einem Verwandten, von dem ich Gottlieb heiße, ein Capital geerbt. Ein Freund von mir, der als junger Prediger starb, und in einer jener Schulen erzogen war, konnte nicht aufhören, über seine Erziehung und die Verfassung seiner wohlhabenden Aeltern die bittersten Klagen zu führen, indem, wie er sagte, der Saame seiner frühzeitigen Zerstörung schon früh und zwar in jener Anstalt ausgestreut wäre.

Von

Von meiner frühern Jugend erinnere ich mich wenig mehr, und es fehlt mir ganz an jener Erinnerung der Kinderfreuden, an denen viele Menschen sich noch in ihrem hohen Alter erfreuen. Mein einziger Bruder Gotthardt Friedrich, Pfarrer in Arnau, sucht mir manche jener Vorfälle ins Gedächtniß zurück-zurufen, von denen ich aber kein lebendiges Wort mehr weis. Also hier nur das, worauf ich mich selbst noch besinne. — Uebrigens bin ich mit denen nicht einstimmig, welche die Kinderjahre für die glücklichsten des Lebens halten, indem ich so oft die Erfahrung zu machen Gelegenheit gehabt, daß diese Jahre gemeinhin wahrhafte ägyptische Dienstjahre zu seyn pflegen, wo man, wenn Kinder besonders in die Hände der Miethlinge kommen, und nicht unter der Aufsicht der guten Hirten Vater und Mutter bleiben, außerordentlich tyrannisirt wird. H. Kant, der diese Drangsale der Jugend auch in vollem Maaße empfunden hatte, obwohl er im Hause seiner Aeltern blieb und nur eine öffentliche Schule, die damals sogenannte Pietisten-Herberge, das Collegium Fridericianum besuchte, pflegte zu sagen, daß ihn Schrekken und Bangigkeit überfiele, wenn er an jene

Ju-

Jugendsclaverey zurückdächte. — Wie verschieden ist dieser Despotismus von jener Bemühung eines jeden denkenden Lehrers, seinem Zöglinge civiliter den Willen zu brechen, als welcher Willensbruch durchaus nothwendig ist, wenn man seinen Schüler nicht zum Mitgliede einer Nationalversammlung, (ich schreibe dieß 1790) sondern zum Bürger in der Monarchie erziehen will. — Mir fiel in dem Hause und bey dem Unterrichte meines Vaters das Loos freylich lieblich; indessen habe ich bey alle dem nicht die mindeste Neigung oder Beruf, die Kinderjahre zu wiederholen, die ich recht gerne an ihren Ort gestellt seyn lasse.

Mein Bruder, zwey Jahre jünger als ich, konnte mit mir nicht gleichen Schritt halten, und eben so wenig ein paar junge Edelleute, die mein Vater zu meiner Aufmunterung zugleich mit mir unterrichtete; sie verließen mich bald. Ich trieb mich selbst, und wollte durchaus von Leuten meines Alters weder geleitet, noch begleitet werden. Ich glaube noch immer, daß junge Leute, die in Gesellschaft unterrichtet werden, das meiste nur oberflächlich lernen. „Glaubst du an Gott den Sohn?" fragte der Prediger einen Bauerjungen, indem er das

Con-

Confirmations-Examen in Gegenwart des Kirchen-Inspectors anstellte. „Nein,“ erwiederte der Knabe, „an den glaubt mein Nachbar Fritz.“ — Man lernt in Gesellschaft nur Stückweise, und wird nie ein ganzer Mensch, sondern nur ein Stückwerk vom Menschen. Man wird weniger der Ich, zu dem es die Natur anlegte; man wird ein Compositum von zehn andern, von deren Jedem man ein wenig auffaßt, um sich zu allem andern zu machen, nur zu dem nicht, wozu man in gewisser Art durch die Natur selbst gemacht ist. Der meiste Unterricht bringt die Menschen um alles Zutrauen zu sich selbst. Die Lehrer der Religion machen den Menschen zum größten Bösewicht, um ihn desto sicherer gut zu machen; und die Lehrer anderer Wissenschaften wollen ihn zur tiefsten Unwissenheit herabwürdigen, um ihm mit desto mehr Ehre den Doctorhut aufsetzen zu können. Ists Wunder, daß man einen so natürlichen Hang hat, sich selbst zu entsagen und bey andern zu borgen? Nur spät kommen wir zur Einsicht der goldnen Regel: Intus est quod petis. Ich suche in dieser Vernachläßigung seiner Selbst die außerordentliche Neigung der Menschen, andern beyzutreten.

Wäre nicht mancher Tyranney und manchem Tyrannen gesteuert worden, wenn die meisten Menschen das Herz hätten, selbst eine Meynung zu haben, und wenn sie nicht zum Beytreten der Meynung anderer erzogen würden? Das Eigenthümliche giebt blos der Privatunterricht, und wenn gleich ich ganz gerne zugeben will, daß Sprachen in Gesellschaft besser und leichter gefaßt werden, besonders wenn dieser Unterricht an zwey Zipfeln gefaßt wird: so ist doch keine Realkenntniß in einer öffentlichen Anstalt so begreiflich, als wenn der Privatlehrer, der mehr aus uns schöpft, als wir aus ihm, sich so mit uns einläßt, das wir uns selbst vor uns zu haben und zu benutzen glauben, und Lehrer und Schüler wie eins sind. Eben darum dringen wohlerfahrne Schulmänner auf Privatfleiß, und überall haben sie einige wenige Auserwählte unter ihrer Schülerheerde bey der Hand, mit denen sie Ein Herz und Eine Seele geworden, und die meine Behauptung bestärken. Diese Lieblinge pflegen denn auch fortzugehen wie die Weiden an den Wasserbächen, da sie Sprachen in Gesellschaft und Realkenntnisse mit einem guten Hirten, einem väterlichen Lehrer treiben.

Die Sprachen wurden mir außerordentlich schwer. Ich lernte Lateinisch, Griechisch und Hebräisch von meinem Vater, der ein guter Lateiner und Grieche, allein ein nur höchst mittelmäßiger Hebräer war. Es verdroß ihn jederzeit, daß ich nicht mehr Hebräisch konnte, als er, und obgleich mein schlechter Fortgang sonach gewiß eher auf seine als meine Rechnung gehörte: so wandelte mir doch ein so großer Widerwille gegen diese Sprache an, daß, da mein Vater zu meiner Demüthigung durch unermüdeten Fleiß auch hier sich Kenntnisse errang, ich, wenn gleich ich ihm nachfolgen mußte, doch eine Todtfeindschaft gegen diese Sprache behalten habe und jetzt gewiß um vieles keinem Examen mich unterwerfen möchte.

Zwey Umstände versah mein Vater bey meiner Erziehung, nämlich, daß er über der Seele den Körper vergaß, und mich zu keinen gymnastischen Uebungen, nicht einmal zum Ballschlagen und Kegelspielen anführte. „Was hilfts dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, und nähme doch Schaden an seiner Seele!" war seine Loosung [a]). — Nächstdem streng-

a) Wer die Lebensläufe i. a. L. gelesen hat, wird bisher schon

strengte er mich zu zeitig an, und ich mußte durchaus den Kopf haben, den ich hatte, um nicht sehr weit vor dem Ziel zu ermüden. Hiezu kam, daß, wenn gleich er mir Realkenntnisse unter den Hieroglyphen der Worte beybrachte, er doch der Meynung war, daß das Sprachstudium an sich schon eine Realität wäre, und

schon manchen Zug, unter andern im Charakter des Vaters gefunden haben, den Hippel dort dem ehrwürdigen Pastor auch beylegt, z. B. die Unkenntniß im Hebräischen, die Erziehungsgrundsätze, u. m. Hier kommt nun ein Zug, den Hippel in den Lebensläufen absichtlich verändert hat, um größere Consequenz in den Idealischen Charakter des dortigen Pfarrers zu bringen. Denn dort (Lebensl. I, 60.) hält der Vater viel auf Gymnastik, und führt seinen Sohn zu Ball und Kegel an. — Die andern Züge aus dem Charakter seines Vaters und seiner Mutter, die Hippel in die Lebensläufe übergetragen hat, z. B. die Vorliebe für Gesang bey der Mutter, die ähnlichen Erziehungsgrundsätze des Vaters, kommen von selbst in das Gedächtniß. — Daraus, daß Hippel nicht früh zu körperlichen Uebungen war angehalten worden, entstand ein gewisses Embarras, in welchem er sich seines Körpers wegen befand. Er suchte sich das in der Folge abzugewöhnen; aber immer blieb ihm, besonders beym Eintritt in die Gesellschaft, eine gewisse Künsteley eigen.

eine so tiefe und hohe Philosophie in sich begriffe, daß einem Sonntagskinde ein Volk aus der Sprache recht aus dem Grunde kennen zu lernen weit leichter wäre, als aus allen Historienbüchern, in die der Geschichtschreiber jederzeit seine eigne Geschichte, seine eigne Denkart und überhaupt sein eignes Ich zu verwickeln und zu verweben pflegt [b]!

Ich hatte ein ganz außerordentliches Gedächtniß, aber von besonderer Art. Ich war im Stande, eine Predigt, wenn ich sie gehört hatte, ohne daß ich etwas aufschrieb, fast wörtlich zu wiederholen; allein in diesem fast liegt das Aber, ohne das nichts in der Welt ist; ganz wörtlich etwas zu behalten war mir völlig unmöglich. Ich habe nie eine Rede, groß oder klein, so wörtlich, wie ich sie einstudirt, gehalten, ohne ab- und zuzusetzen. Poesie hatte ich oft nur einmal zu überlesen nöthig, um sie auswendig zu sagen; allein auf eine Handvoll Worte mußte es hier nicht ausgesetzt werden, wenn ich nicht beständig die Wette verlieren sollte. Dennoch nenne ich ein solches Ge-

b) Vergl. mit diesen treffenden Urtheilen die Lebensl. I, 66 - 70.

Gedächtniß vortrefflich. Das buchstäbliche Gedächtniß lebt im Streit mit dem judicio; allein jenes nicht, das die Vocalen der Sache, wenn ich so sagen darf, behält, jenes nicht, welches die Schlagworte weis, und sich mittelst derselben die ganze Sache in Erinnerung bringt. — Sobald ich etwas ganz wörtlich behalten wollte, wußte ich nichts, und blieb bey einem Worte stehen, welches mir doch am Ende ungetreu ward, während ich Hände voll Gedanken verabsäumt und verträumt hatte m). —

c) Eine Anmerkung Hippels hierbey ist charakteristisch für diesen Mann der Phantasie, und erklärt seinen geringen Respect für die Geschichte, den er an mehr als einer Stelle in seinen Schriften äußert: „Ideen von Gegenständen, die individuelle Merkmale derselben enthalten, könnte man Gedächtniß=Ideen heißen, und ihnen die Ideen von Gegenständen ohne diese individuelle Merkmale entgegensetzen, die ich Phantasien heißen würde. Bey den Gedächtnißideen hab' ich die Sache in natura, bey der Phantasie im Bilde. Wenn meine Seele Ideen, welche individuelle Merkmale enthalten, als Depositum annimmt, das heißt, faßt und bewahrt: so heißt es, sie habe Gedächtniß; im andern Falle heißt es, sie habe Phantasie. Zur Phantasie gehören keine Fächer, bloßer Eindruck ist genug. Zum Gedächtniß hingegen sind ver=

Es lag in der Art meines Gedächtnisses, daß ich von jeher für Tagebücher war, und daß ich nie dem Gebete untreu ward, welches ich als ein Tagebuch mit Gott ansah. Gern schrieb ich mir von dem etwas auf, was ich dachte, und gewöhn=

schiedene Fächer erforderlich, worinn die Merkmale liegen; und so wie man Gedächtnißideen erneuert vermöge der Erinnerungskraft, so erneuern und vergegenwärtigen wir uns Phantasien vermöge der Einbildungskraft. Die Erinnerungskraft ist ein treugehorsamster Diener des Gedächtnisses; sie kann nichts, als die Zimmer des Gedächtnisses auskehren, und hier und dort, oft aus den Winkeln, Ideen hervorholen und sie der Seele näher bringen; wogegen die Einbildungskraft frey und fröhlich ist und mit den Phantasien herumspringt nach Herzenslust. Durch Theilung und Trennung ruft sie neue Ideen hervor, und um sich nicht schimpfen und verkleinern zu lassen, weis sie diesen Ideen den Anstrich von Wirklichkeit, oft sogar von Individualität zu geben, so daß sie diese Ideen zu Gedächtnißideen zu künsteln versteht. Da hat sie denn eine herzliche Freude daran, wenn man nicht weis, wie man mit diesen Ideen dran ist. Ohne Einbildungskraft, Gott, was würde der Mensch bey kalter Vernunft seyn!" — Wem fällt nicht hierbey Göthe's unsterbliches Lobgedicht auf Seine Göttin ein! (Göthe's Werke, VIII, 189.)

gewöhnlich berichtigte ich, was ich des Abends niederschrieb, durch die Morgenrevision [d]).

Ich darf wohl nicht bemerken, daß ich nach keiner peinlichen Ordnung mein Leben schreibe; denn das wird der erste Bogen nicht mehr und nicht minder als der letzte beweisen; und wenn ich nicht irre, so wird meine Lebensbeschreibung bey dieser Unordnung eher gewinnen, als verlieren, wenn anders die Aufrichtigkeit, wie ich des treuherzigen Dafürhaltens bin, das Hauptstück einer Lebensbeschreibung ist. Man opfert bey weitem das dem Reime nicht auf, was man der Ordnung zu gefallen thut, und die Systeme, die faulen Knechte des Verstandes, haben gewiß nicht weniger geschadet, als sie genutzt haben.

d) Unter dem Chaos seiner nachgelassenen Papiere, finden sich einige hundert Bogen, die er vom 25. September 1789 bis in die Mitte von 1792 vollgeschrieben, unter dem Titel von Tagesdenkzetteln; Glossen, Notaten in Selbstgesprächen und Vorsichts. — Er hatte in der That eine Sucht, sich alles zu notiren. So waren ferner unter seinen Papieren ganze Stöße, überschrieben: Worte; unter dieser Rubrik notirte er alles, was ihm beym Lesen oder in der Gesellschaft auffiel, beynah jeden guten Gedanken seiner Freunde; oft ganze ausführliche Gespräche.

Jeder Mensch sollte sich sein eigen System bauen und hiebey nur auf Steine und Kalk außer sich Anspruch machen. Ein gewisses Bewußtseyn von Ueberlegenheit, wo nicht an Geist, so an Herzen, tröstet bey den Vernachläßigungen so mancher Scrupulosität und Vorsicht mit der Hoffnung, daß man sein Ziel doch erreichen werde [e]). Mit einem Lebens-Compte rendu ist keinem gedient, und würde auch völlig unmöglich zu stellen seyn. Meine Lebensbeschreibung ist eine Osterbeichte, wo nur angebracht ist, was das Gewissen, welchen das Gedächtniß mit unbedingtem Gehorsam unterworfen ist, verlangte. Mehr als daß ein Lebensbeschreiber nach seinem besten Wissen und Gewissen verfahre, ist von ihm nicht erforderlich, und gewiß was

e) Ich stimme in diese Meynung über die Vernachläßigung der Ordnung nicht ein, und wohl mehrere mit mir. Man sieht's diesem geistvollen, mit bürgerlichen Geschäften überladenen, humoristischen Manne wohl noch, wenn in seinen Schriften die Ordnung fehlt; aber verloren hätten sie sicher nicht dabey, wenn ihm Zeit und Neigung erlaubt hätte, sie noch in dieser Hinsicht zu überarbeiten. — Aehnliche Räsonnements von ihm, wie hier, finden sich in dem B. u. d. Ehe, 3. Aufl. S. 402 u. 6. — Lebensl. III, 200. und mehrere Stellen.

was man vergißt, ist in Beziehung der Moralität vergeben. Und für wen schrieb ich denn? Für mich, vorzüglich für mich, wie ich auch mein Petersburger Tagebuch anfing; und nächstdem für meine Freunde, deren ich von jeher nur wenige auserwählte hatte. Der erste unter ihnen ist und bleibt Scheffner. Unsere Zunamen waren unsern Herzen schon zu schwerfällig; wir nannten uns sonach, der güldnen Regel gemäß: „werdet wie die Kinder," mit unsern Vornamen Johannes und Theodor. Wäre Johannes anders, als er ist, er würde gewiß in dem Grade nicht Ein Herz und Eine Seele mit mir seyn. Und in Wahrheit, es waren blos Schlacken der Menschheit, die zuweilen einen Mislaut unter uns erregten! Sobald ich mir Zeit nahm, zu bedenken, daß Er blondes Haar hatte und ich schwarzes, hob sich der Zweifel von selbst, und wie wenig wird die andere Welt zu mustern und zu ergänzen haben, um jene reine Freundschaft, jene Liebe im höhern Chor unter uns zu Stande zu bringen, welche diese Welt nicht kennt, die nur Theil und Erbe der Künftigkeit ist, und vielleicht auch da nur ohnunterbrochen es seyn kann. Ohnunterbrochen, sage ich;

denn ich habe mit Johannes Stunden und Tage gelebt, wo die reinsten Geister kein Bedenken gefunden haben würden, mitten unter uns zu seyn. Diese Stunden waren die besten, die seeligsten meines Lebens. Mein Leben ist nur Leben durch meine Freunde, so wie ich denn auch versichern kann, daß meine ganze Autorschaft nur Scheffnern dedicirt gewesen [f]). —

In der Regel war ich, so lange ich mich in meines Vaters Lehre befand, verpflichtet, die Predigten durchaus nachzuschreiben, und zwar lateinisch, und dann war es üblich, daß ich sie des Sonntags Abends ihm entweder lateinisch oder deutsch wörtlich (fast subintelligitur) hielt. Ich sprach beständig mit ihm lateinisch; das Griechische übersetzte ich nach damaliger Weise ins Lateinische, ohne daß ich hiervon Nachtheile bemerkt hätte.

Mein Vater hielt es für vergebliche Mühe, demjenigen, der die Schönheiten in den Alten nicht von selbst schmecken und sehen könnte, solche

f) Vergl. Lebensl. IV. 199. 591. 626. 643. Und dann wieder der redliche Johannes, der in den Kr. u. Q. Zügen II. vorkömmt.

solche auseinandersetzen zu wollen. Darnach richtete sich seine Erklärung der Classiker. Er hielt das Schöne überhaupt für etwas Subjectives, und war daher auch kein Herold der schönen Wissenschaften, die er nur als Schmuck ansah, um damit den Verstand etwa zu heben. Ich habe in spätern Jahren über diese Gegenstände recht gern mit ihm philosophirt. Er widerrieth mir zwar nicht die Poesie, die mich, ich kann es wohl sagen, aufsuchte; allein er ermahnte mich doch bey aller Gelegenheit, das dic cur hic nicht zu vergessen. Die Mythologie war ihm ärgerlich, und hätte ich die Alten ohne sie verstehen können, ich hätte gewiß dieß Studium überspringen müssen. Auch mir kam die spashafte Art, wie die Alten ihre Götter einmischen, unanständig vor, und in noch frühern Jahren konnte ich durchaus nicht begreifen, was die Dichter zu solchen Lügen bewogen haben könnte. Den Streit über die Alten und Neuen unterstand ich mich in meinem vierzehnten Jahre ganz gründlich entscheiden zu können. — Die Römer waren mir damals viel lieber als die Griechen; ein Mensch mit Licht und Schatten, ein Römer mit seinem kriegerischen R und orum galt mir mehr, wenn er han-

handelte, als ein Grieche mit all seiner Feinnasigkeit.

Die Dichter verstand ich eher ohne Lexicon und leichter als die Prosaisten, mit denen ich Schritt vor Schritt ging. Ich weis nicht, ob es wohlgethan ist, jungen Leuten eigentliche Dichter in die Hand zu geben. — Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß mir Plinius anfänglich besser als Cicero gefiel, und daß, wenn dieser nicht de officiis und andere Schriften philosophischen Inhalts geschrieben hätte, ich mich nie mit ihm ausgesöhnt haben würde. Die Briefe konnte ich weder dem Cicero, noch dem Plinius so ganz vergeben, und eben so verdroß es mich, daß Gellert Briefe herausgab, da ich es für so leicht hielt, gute Briefe zu schreiben. O ich Großprahler! wie hat mich in spätern Jahren ein Neujahrsbrief an Sr. Durchl. oder Sr. Excellenz u. s. w. für diese Naseweisheit bestraft [g])! Und wie be-

g) Die Neujahrszeit war deshalb jedesmal eine sehr lästige Zeit für ihn, wo er seinem Briefkreuz fast unterlag. Er, der seinen Gedankenreichthum sonst so leicht auf das Papier hinwarf, machte zu allen diesen Briefen Concepte, die er sorgfältig aufhob.

bestraft mich Scheffner noch täglich, dem ich es nie in Leichtigkeit und einem gewissen Witz, den ich Briefwitz nennen könnte, gleichthun werde.

Ich lernte vieles auswendig aus den Alten, sowohl im Griechischen als Lateinischen, unter andern auch aus Vorliebe zum Plinius seinem Panegyricus, der mir indeß nicht wegen seiner Schmeicheleyen, sondern wegen seiner Einkleidung und seiner Wortfestlichkeit ausnehmend gefiel. — Der Seneca war mein Schatzkästlein. Gern hätte ich mich mit jedem herumschlagen mögen, der ihm wegen seines moralischen Charakters oder wegen preciöser Schreibart den Proceß machen wollte. Ich begriff es nicht, wie man den Cicero für besser als den Seneca halten könnte. Nach meiner Ueberzeugung war Cicero nicht werth, dem Seneca die lateinischen Schuhriemen zu lösen. Oft übernahm ich daher Streitfragen mit meinem Vater, wobey ich denn allemal in die Flucht geschlagen wurde; in meinem Innersten indessen hielt ich mich für den Sieger. Ich habe dem Seneca und Plutarch viel zu danken, und kann diesen Dank nicht treuer bewirken, als daß ich beyde Schriftsteller allen

jun-

jungen Leuten empfehle. So glaub' ich diesen trefflichen unsterblichen Männern durchs Leben zu danken.

Die ersten Aufsätze wagte ich, ohne noch die geringste Anleitung erhalten zu haben. Einiger Unterricht in der Form, den mir nun mein Vater gab, störte mich mehr, als er mir half. Oft dacht' ich, daß niemand, als der liebe Gott, der aber Gottlob! nie Autor geworden, Regeln geben könne, die ja, nach meines Vaters eignem Geständnisse, nur aus den schönen Aufsätzen der Alten und Neuen abgezogen wären. Meine Mutter, die, wie alle Frauen, für einen Aufsatz, der bey der Vorlesung über eine halbe Stunde währet, eine natürliche Hochachtung hegte, und die mir gewiß nicht zutraute, daß ich einer solchen Gedankenanreihung fähig wäre, wurde durch eine Abhandlung überrascht, die ich ihr gewidmet hatte. Ungeachtet ich sonst alle Speisen ohne Unterschied zu essen gewöhnt wurde, konnte ich doch keinen Geschmack an einem gewissen Kohl finden, den meine Mutter aus dem ersten Ausschlag verschiedener Kräuter zusammenlesen ließ. Ich mußte mich mit der Hungerstrafe bedrohen lassen und der Kohl kam öfterer als vorher. Da setzte ich mich

und schrieb flugs ein ordentliches Buch wider den unzeitigen Kohl. Hier zeigte ich; daß es dem lieben Gott nicht gefallen könne, und daß es dem Menschen nicht wohl anstehe, wenn das göttliche Ebenbild sich mit den Thieren so gemein mache; daß Etwas, welches Menschen und Vieh mit Füßen träten, unmöglich ein Nahrungsmittel für den König der Erdenschöpfung, vielleicht der ganzen Schöpfung seyn könne; daß nach aller Wahrscheinlichkeit nichts, als was ausgewachsen wäre, dem Menschen dienlich sey; daß der Mensch zur Naturverschönerung, zum Feld- und Gartenbau berufen sey, u. s. w. Diese kindische Abhandlung gefiel meinem Vater und meiner Mutter; ich wurde nicht mehr zum Kohl gezwungen, und er kam selbst nicht mehr so oft auf den Tisch. Noch machte ich für mich und meinen Bruder Gotthard ein paar Reden, die zum Michaelstag eingerichtet waren, und wovon ich meine auch wirklich und mit vielem Beyfalle hielt. Auch Poesien machte ich ohne allen Unterricht, ein Klaglied der Jugend an das Alter, einige geistliche Lieder, und wozu mich sonst Natur drang und Gelegenheit reizte. Meinem Vater, der nicht den geringsten Hang zur Poe-

Poesie hatte, kam das wie vom Himmel gefallen vor.

Meine ganz außerordentliche Liebe zur Einsamkeit war meinen Aeltern, meinem Bruder und meinen sonstigen Gespielen ein unauflösliches Räthsel. Die Stelle: „Ich muß seyn in dem, was meines Vaters ist,“ war mir sehr rührend, und auf dem Grund meiner ihr beygelegten Erklärung war ich im Sommer im Garten, den ich für Gottes Tempel hielt. Hier las ich, lernte auswendig, und brachte alles in meinem Kopfe in Fächer. Oft dacht' ich, wenn ich Bienen um mich sumsen hörte, daß es meine Collegen wären. Der Fleiß dieser Kleinen stärkte mich sehr in meinem Vorsatze, nie müßig zu seyn, und ich kann als ein ehrlicher Mann betheuren, auch noch in meinem jetzigen Alter keinen Tag gelebt und verlebt zu haben, an dem ich nicht wenigstens Etwas in den Bienenstock getragen und gelernt hätte [h]).

Im Sommer wagte ich selbst eigne Aufsätze, deren Anzahl ich auf den Rath meines Vaters sehr

h) Vergl. hiermit, was oben über seine Gewohnheit, alles zu notiren, gesagt worden ist.

sehr einschränkte. Im Winter hingegen war ich eingeschlossen in einem Stübchen mit Büchern so umgeben, als wenn ich eine Disputation pro gradu zu halten hätte, und doch war es oft blos ein Wort, dem ich nachjagte, und das ich bis auf seine erste Entstehung verfolgte. Dieß war ein Fest für meinen Vater! Die Wortkritik hatte für mich viel Anziehendes. Wäre ich in meiner Jugend an einen Prof. Heyne gerathen, und hätte ich von diesem großen Manne den Geist der Kritik der Alten gelernt, ich würde in diesem Fache es sehr weit gebracht haben, ohne, wie ich nach der Liebe hoffe, der Varianten-Jägerey und der Prunk-philologischen Gelehrsamkeit mich zu ergeben, die gewiß nicht Heynens Sache ist.

In Absicht auf meine Spiele hielt mich mein Vater nicht ab, mit Kindern von meinem Alter Umgang zu haben, das heißt, zu spielen. Indeß wollt' ich mich mit denen, die mir an Sprachen und Kenntnissen nicht gleich kamen, nicht gern in ein Spiel einlassen, und mein Vater nährte mit vieler Klugheit diese Gesinnung, daß ich mich mit Straßenjungen nicht gemein machte, und unter den Alltagskindern ein Sonntagskind bleiben wollte. Beym Ball-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

schlagen würde ich auch sehr hinter diesen Kindern geblieben seyn, und ich konnte es sonach nicht vertragen, daß jemand, der mich nicht im Griechischen und Lateinischen überträfe, mich im Ballspiel übertreffen sollte.

Ich erinnere mich, daß ich eine Akademie der Wissenschaften stiftete, die nicht aus vierzig, sondern fünf Mitgliedern bestand, welche auf dem Boden sich versammelten, ohne Lehrstühle sich behalfen, und von Zeit zu Zeit einen Aufsatz ablesen sollten; und da war ich denn außer mir, wenn es nach meinem Wunsch ging. Ich kann es indessen nicht bergen, daß ich auch eine innige Freude über die linke Art hatte, wodurch sich dieser und jener unter den Fünfen auszeichnete. Ich schreibe auf die Rechnung dieser Fünfer meine Abneigung gegen alle dergleichen gelehrte Verbrüderungen, zu denen ich mich entweder gar nicht oder ungern verstand.

Zuweilen spielte ich mit Bohnen, so daß ich gegenseitig Armeen von ihnen aufstellte und Kriege damit führte, nach Maaßgabe der jedesmaligen Geschichte, die ich eben lernte. An der Armee der rechten Hand nahm ich mehrern Antheil; Alexander hatte die rechte Hand,

Darius die linke [i]). Die Kriege des Volkes Gottes mit den Kananitern, und wie die itern mehr heißen, habe ich nie mit Bohnen celebrit, vielmehr mich nie mit diesen Kriegen vertragen können.

Auch erinnere ich mich, daß ich ganz allein mit einem Bücherspiele mich belustigen konnte, das von meiner eignen Erfindung war. Ich stellte nämlich meine Autoren auf und ließ sie unter einander reden und streiten, und daß hier Plinius gewiß nicht so leicht den kürzern zog, darf ich denn wohl nicht bemerken. Damit konnt' ich mich so hinreichend vergnügen, daß ich mich recht mit Wollust sehnte, den Herrn Seneca, der mitten im Worte stehen bleiben mußte, weil ich etwa zum Essen gerufen ward, seine Antwort vollenden zu hören. Zuweilen bat ich diese Ehrenmänner zu Gaste, und weihte ihnen Blumen und auch wohl Früchte, mit welchen leztern ich es indessen wie die alten Opferpriester machte, die das, was ihren Göttern geweiht war, in die Seele derselben verzehrten. — Jemehr ich der Akademie zureifte, je weniger ward zwar in der

i) Vergl. Lebensl. i. a. Lin. I, 91 ff.

Art gespielt; indessen unterhielt ich doch immer einen geistigen Umgang mit meinen Büchern, der mir so von meiner Jugend eigen geworden war, daß ich noch jetzt mit den Geistern meiner Bücher umgehe, und sie zuweilen als meine Schutzengel und Geleitsmänner ansehe.

Ungern gesteh' ich, daß diese kleine Schwärmerey mir den Gedanken geläufig gemacht, daß man doch wohl ein Verkehr mit Geistern, etwa in Träumen u. s. w. treiben könnte, obgleich ich die Unbegreiflichkeit davon mir vorzuhalten im Stande war [k]). Daß ich unter so vielen Festen mir den Michaelistag, das Geisterfest, ausgesucht, um die erwähnte Redeübung anzustellen, floß aus dieser Quelle. — Ich danke Gott,

k) Diese seine Anhänglichkeit an die Möglichkeit der Geisterseherey war ihm unüberwindlich geblieben. — Vergleiche die Sterbescene seiner Mutter in den Lebensl. IV, 81 ff. — Kr. u. Qu. Z. II, 207. 211., woraus sein Schwanken über diesen Punkt erhellt. — Zu dem, was er auch hier und gleich hernach in diesen Bekenntnissen sagt, nöthigte ihn freylich die Vernunft in ruhigen Stunden; aber er war, wenn man alle Anzeichen und Beweise zusammen nimmt, sicher gegen seine heimliche Herzensmeynung.

Gott, daß ich in gewissen Grundsätzen mich aufs Reine gebracht habe, und wenn ich auch a priori nicht so, wie von meiner Existenz, von der Unmöglichkeit eines Geister-Umgangs gewiß wäre: so würde a posteriori schon der Umstand mir mit dieser Ueberzeugung an die Hand gehen, daß unsere Geister-Männer die Sterblichkeit mir nichts dir nichts ablegen zu können behaupten, obgleich sie der ausschweifendsten Sinnlichkeit fröhnen. Wie kann man Gott und dem Mammon, dem Fleisch und dem Geist dienen, und wie stimmet Christus und Belial?

Der wichtigste Punkt, den ich noch zurückbehalten habe, betrift die Religion, oder das Verhältniß zu Gott und zum Guten. Wollte doch Gott, der Erzieher würde bald geboren, der die Maschine des Körpers so in Stand setzen oder drin zu erhalten verstände, daß der heilige Geist des Menschen sicherer vor Verleitung und Verführung bliebe, um nicht so leicht fleischlich gesinnt zu werden! Dieser Stoßseufzer sey ein Bekenntniß, das ich heute gewiß nicht zum erstenmal mit Betrübniß meiner Seele ablege, oft oft schwächer als meine Leidenschaften gewesen zu seyn! Vielleicht indessen kann ich im

Geist und in der Wahrheit sagen: Gottlob! ich war nicht ganz unwerth, ein Mensch zu seyn!

Ich kann mit Gewißheit behaupten, daß ich sehr zeitig mit Gott und meinem Gewissen, seinem Machthaber, bekannt geworden. Schon, ich sage nicht zu viel, im sechsten Jahre hatte ich angefangen, mit Gott einen Umgang zu halten, ohne damals nicht viel weniger, wie jetzt, zu wissen, wer er sey. Dieß war indessen in meiner Kindheit mein wenigster Kummer. Ich wußte, was gut war, und wer dieß weis, der ist nie fern von Gott. Es ist in der Kindheit am wenigsten möglich, den Begriff von Gott ganz ins Reine zu bringen und ihn von allem Sinnlichen zu läutern. Die feste Versicherung derer, die um mich waren, und die nicht etwa gewiß zu seyn blos heuchlerisch vorgaben, sondern es auch durch ihr Leben so bewahrheiteten und bestärkten, ließ mich zu keinem Zweifel kommen; auch würde ich, wie ich fest glaube, verloren gewesen seyn, wenn ich ohne die sinnliche Gewißheit von Gottes Daseyn, welche mir das Gebet darbot, die Entsetzlichkeit des Gedankens an die idealische Möglichkeit des Gegentheils hätte fühlen sollen.

Ich

Ich glaubte nicht blos an Gott, sondern ich war seiner gewiß. Durchs Gebet lebte, webte und war ich in ihm. Auch weis ich nicht, daß mir diese, durch Autorität meiner Aeltern zur Gewißheit gewordene Existenz Gottes in dem Fortlauf meines Lebens irgend nachtheilig geworden wäre; vielmehr hat diese meine erste prüfungslose Annahme meinem philosophischen Glauben gute Dienste gethan. — Würden wir gewiß wissen, was doch unmöglich ist, daß kein Gott wäre: so würde unsere Erziehung, wenn sie ohne Täuschung sich behelfen sollte, mit wenigern Schwierigkeiten verbunden seyn, als wenn wir von der Ungewißheit dieses Satzes ausgingen. Doch warum dergleichen Ueberblick!

In meiner Kindheit führte ich mit Gott ein patriarchalisches Leben. Ich besinne mich, daß ich mit ihm im eigentlichen Sinne umging, wenn ich nichts unternahm, was nicht gut, oder, welches ich für dasselbe hielt, was nicht göttlich war. So dacht' ich damals. Mein Gebet war ein Selbstgespräch; ich sprach mit meinem Gewissen, (ein anderes Selbstgespräch ist ein Unding) und war gewiß, daß, wenn ich mit diesem gut stünde, ich auch mit Gott in

gutem Vernehmen wäre. — Ich habe mich oft gewundert, warum man nicht eher das Gewissen, als die Heiligen verehret, und es zu gewinnen gesucht, um sich zum lieben Kind bey Gott zu machen. Denn da ein Mensch zum andern Menschen ein so schlechtes Zutrauen hat, daß er jeden nach sich abmißt und abwiegt: so ist es mir unbegreiflich, wie die Menschen von der Heiligkeit anderer Menschen im Ernst eine so gute Meynung fassen können.

Das Gewissen, da stimmen wir alle überein, ist das Ebenbild Gottes in uns. Mir war das Gewissen ein unwiderleglicher Beweis von der Existenz Gottes; es zeugte mir sein Daseyn, sein Wohlgefallen und sein Mißfallen an. Es war mein Sokratischer Dämon, und um christlich zu sprechen, mein Engel, mein Schutzgeist. Diesen bat ich oft in meiner Einsamkeit zu Gaste. Man muß, das lag mir in der Seele, mit dem, was man liebt, gemeinschaftlich genießen; und da setzt' ich ihm, trotz dem Abraham, da er Engel bewirthete, gleichfalls etwas vor, und zwar nie etwas, das durch Menschenhände gegangen war, sondern rohe Früchte. Diese meinem Schutzgeist einmal gewidmete Früchte eignete ich mir, wie ich mich

ganz deutlich erinnere, nachher nie mehr zu, sondern ich sah sie als ein geheiligtes und von meinem Magen abgesondertes Opfer an. Ganz anders verfuhr ich, wenn ich in etwas spätern Jahren meine Autoren zu mir nöthigte. — Nie unterstand ich mich, für meinen Schutzgeist etwas hinzulegen, wenn nur das allerkleinste unbedeutendste Wölkchen in meiner Seele war; nur wenn wir recht gute Freunde oder Freunde durch mein Gutseyn waren, nöthigte ich ihn auf diesen patriarchalischen Schmaus, auf diese geistige Schüssel Gerngesehen. Auch legt' ich mir dadurch, daß ich ihm etwas widmete, keine Fasten auf. Ich that mir nie wehe; ich sah diese Handlung als ein bloßes sinnliches Zeichen meiner ihm schuldigen Liebe und Zuneigung an, und pflegte die Augen zuzumachen, wenn ich ihm einen sehr kleinen Theil dieser Gaben freywillig darbot [1]). — Es ist so eine Sache mit

1) Vergl. Lebensl. II, 417. „Man sieht in gewisser Art Geister, und so, wie sie sich aus dem Körper herausschlauben, so werden sie sich auch zu seiner Zeit beym Weltgerichte aus dem Staube machen. -- Wenn Minchen allein war, ging sie im besondern Sinn mit Gott um. Oft machte sie (S. 422) die Augen dicht zu, um,

der Uebersinnlichkeit! Wenn ich ehrlich seyn soll, so schloß ich von meiner Seele auf die Weltseele, ohne zu wissen, daß ich hierdurch mir an einigen Orten auch wohl das Martyrthum des Scheiterhaufens hätte verdienen können. Ich dachte unter Gott Weisheit und Güte im höchsten Grad oder personificirte weise Güte, und nahm ihn als die wirkende Ursache alles dessen an, was sichtbar ist. Uebrigens konnt' ich mich ohne sinnliche Vorstellung in meiner Jugend nicht behelfen; vielmehr dacht' ich mir Gott als einen überall schwebenden Geist. Die Sonne wird als ein Menschengesicht mit Strahlen vorgebildet; so hätte ich Gott gemalt, wenn ich ihn hätte malen sollen; die andern Malerabbildungen waren mir von jeher anstößig und unwürdig. — Aus jener Ceremonie, nach welcher ich meinen Schutzgeist bewirthete, die ich aus mir selbst nahm und auf die mich kein Mensch gebracht hat, hab' ich mir die Opfer der alten Welt erkläret. Man bat die Gottheit zu sich; man bewies ihr seine Liebe

wie sie sagte, mit ihrer Seele in nähere Bekanntschaft zu treten und zu versuchen, wie es ihr nach dem Tode seyn würde," u. s. f.

Liebe dadurch, daß man, eben weil es die Gottheit war, den ersten und den besten Theil für sie ablegte und Verzicht darauf that; man celebrirte die Selbstüberwindung, man überwand sich in gewisser Art wirklich, und setzte sich gern nach, weil man sinnlich zu erkennen geben wollte, daß man dem göttlichen Wesen herzlich ergeben sey. Wenigstens hat mir dieser Opferanfang weit natürlicher geschienen, als die kunstvolle äußerst überladene Idee, das göttliche Wesen durch Opfer und Kälber zu versöhnen. — So wie jeder Morgen den Anfang der Welt macht oder vorstellt, so macht jedes gute Kind die goldne Zeit oder den schuldlosen kindlichen Anfang der denkenden Geschöpfe der Erde.

Dieser Umgang mit Gott war nicht ein bloßes Kinderspiel; ein Vorfall, der mich noch jetzt ergreift, beweist es. Ich war einst in meinem 5 oder 6ten Jahre Sonntag Nachmittags zu einem Hausfreund und seiner Schwester auf Besuch gebracht worden, genoß Thee und Gebackenes, sprach nach kindischer Art viel, und sagte da dem Bruder oder Schwester ich weis nicht welche unbeträchtliche Unrichtigkeit; indeß sagte ich sie doch wider besseres Wissen. Auf der Stelle quälte mich dieser Fall Adams;

allein mein Stolz erlaubte mir nicht zu widerrufen. Ich wurde nach Hause gebracht; ich war ängstlich, wollte nicht einen Augenblick allein seyn, und konnte meinen Aeltern, die mich fragten, was mir fehle, nicht antworten. Ich mochte nicht essen; eine Fieberhitze wandelte mich an, und ich wurde zu Bette gebracht. „Bitte Gott ab!" sagt' ich zu mir selbst; allein ich konnte nicht beten, mein Schutzgeist rückte mir meine Unwahrheit vor, wollte weiter nicht mit mir essen und vergeben, bis ich hinginge und widerriefe. Ich ließ meine Mutter zu mir bitten, trug mit Händeringen das Verlangen vor, jetzt noch einmal zu unserm Hausfreund hinzugehn. Sonderbarer Weise fragte weder sie noch mein Vater nach der Ursache. Kurz, ich kam hin, widerrief, und in diesem Augenblick war Fieberhitze und Angst dahin, Gott war wieder mein Vater, mein Schutzgeist mein lieber Freund; ich erbat mir noch ein Butterbrod, schlief ein, und nahm mir fest vor, mich nie wieder mit einer Unwahrheit zu belasten. Noch bis diesen Augenblick ist mir ein Lügner der abscheulichste Mensch, den ich mir denken kann, und eine Lüge eins der gröbsten Verbrechen. Wären die nicht, was würde

aus

aus der Welt werden! — Mit wahrer Zufriedenheit meiner Seele erinnere ich mich jenes kindlichen Vorganges und des Standes der Gnaden, nachdem ich widerrufen hatte. Der Wahrhaftigkeit bin ich in meinen ganzen Leben nicht untreu geworden, obwohl ich in spätern Jahren mich zuweilen, wo ich Ursachen zu haben glaubte, durch Umwege von einer Unrichtigkeit loszumachen suchte, und mir dadurch den Vorwurf der Zurückhaltung zuzog.

Es ward in unserm Hause alle Abend gemeinschaftlich gebetet. Nachdem zuvor ein kurzes Lied gesungen war, betete mein Vater, wie es hieß, aus dem Herzen, dann wurden noch einige Gebete allgemein gesagt, und zum Beschluß wieder gesungen. Ich sang zwar gemeinschaftlich, allein ich betete nicht mit; meine scharfsehende Mutter bemerkte das, und da entdeckte ich meinem leutseeligfragenden Vater kindlich frey, daß ich ganz andere Dinge mit dem lieben Gott abzuthun hätte, und daß er es mir übel nehmen würde, wenn ich ihn dieses auf mich nicht passenden Gebets halber vernachläßigen sollte. Mein Vater und Mutter erwiederten kein Wort, und auch nachher ist nichts unter uns darüber vorgefallen, obgleich

ich meine eignen Unterhaltungen mit Gott andern nicht kenntlich machte. Ich liebte meine Aeltern sehr, und es war mir unerklärlich, warum ich Gott Du und meine irdischen Aeltern, die mir das göttliche Wesen versinnbildeten, Sie nannte.

Im Gewitter glaubte ich zu dieser Zeit ganz vernehmliche Worte der Billigung Gottes zu hören, und es war mir ein Bathkol, wenn nämlich in mir selbst keine Wolken waren. Mein Bruder Gotthard, der voll Einfälle war und mich immer neckte, hatte hingegen die Furcht vor Gewittern mit meiner Mutter gemein, und alle sein Witz und Lustigkeit verschwand, sobald sich schwarze Wolken am Himmel sehen ließen. Da zeigte ich ihm das Thörichte dieser Furcht und jener Ausgelassenheit. — Meine Mutter ward nach meinem Bruder Gotthard noch einmal von einem todten Sohn entbunden. Beschäftigt mit der Kranken hatte man den kleinen Todten (es that mir damals sehr leid, daß er so ohne Vornamen geblieben war, und ich hätte ihm gerne einen von den meinigen abgegeben,) in meine Stube gelegt, und erst Abends wieder an ihn gedacht, wo man ihn wegnehmen wollte, um mich nicht

im

im Schlafe zu beunruhigen; allein man fand mich nicht nur sehr ruhig bey ihm stehen, sondern ich bat auch, ihn diese Nacht da zu lassen. Ich wüßte nicht, sagte ich, ob es mir nicht über ein Kleines, meiner zwey Vornamen ungeachtet, eben so ginge; ich wolle bey der Leiche einige Sterbensbetrachtungen anstellen und sodann ein Todtenfest feyern, nämlich schlafen gehn. Hierauf hielt ich dem kleinen Todten auf eigne Hand eine Standrede, erbaute mich und feyerte seinen Tod durch einen sanften Schlaf. Diese Umstände fielen meinem Vater und dem ganzen Hause außerordentlich auf, obgleich ich es auf dieß Außerordentlich nicht im mindesten angelegt hatte, sondern alles bey mir die liebe Natur war, die oft besonders bey nicht gemeinen Kindern etwas hervorbringt, was außerordentlich scheint, und worüber sich Alte kreuzen und seegnen.

Dieß waren in meiner ersten Jugend die Vorstellungen, die ich mir von Gott machte, und einige Folgen derselben. Bey mehrern Verstandsbegriffen vertraten mir diese fast zur andern Natur und zur Gewohnheit gewordenen Vorstellungen nie den Weg; vielmehr hab' ich es jederzeit als das bewährteste Hausmittel

und

und als ein moralisches Universale befunden, in allen kritischen Vorfällen meines Lebens an Gott oder an meinen Tod zu denken, um mich vor Thorheiten oder Betrübnissen meiner Seele zu hüten. Jetzt weis ich denn nun freylich ganz schulrecht, daß, da ich von den körperlichen unter die Anschauung zu bringenden Dingen nichts mehr als Formen zu erkennen im Stande bin, wie Kant sich ausdrückt, ich von dem, was seiner Natur nach unbegreiflich ist und mir unerreichbar bleibt, mir keine Begriffe zu bilden vermögend bin; allein ist Gott darum fern von einem jeglichen unter uns? Was braucht man sich doch die Gottheit unter die menschlichen Verstandesbegriffe zu bringen? Man lasse einen Jeden sich Gott denken, wie er will, wenn wir nur in der Moralität Ein Herz und Eine Seele sind.

Mein Vater, ein denkender Mann, schien es von jeher mit mir insbesondere auf die moralische Ueberzeugung, daß ein Gott sey, anzulegen, und es, kraft der existirenden Welt, zum voraus zu setzen, daß er seyn müßte. Das Reich der Allmacht war mir nun freylich, besonders seitdem ich Fontenelle von mehr als einer Welt zu lesen Gelegenheit gehabt, keine

keine Kleinigkeit; indessen war mir das Reich der Gnaden, wo ich mir alle vernünftige Wesen als eine besondere Gesellschaft und göttliche Republik vorstellte, so etwas Feyerliches, daß ich zehn Reiche der Allmacht, wenn ich sie gehabt, für Ein Reich der Gnaden unbesehens hingegeben hätte. Ich verlor mich in den Betrachtungen, daß Weisheit und Tugend nicht von Gebot und Verbot, nicht von Belohnungen und Bestrafungen abhängen dürften, sondern nur, wenn sie zwanglos und unerzwungen geübt würden, ihren eigentlichen Werth behaupteten; daß Gott nicht an knechtischer Furcht, sondern an kindlichen Sinn Gefallen haben könne; und daß, wenn der Mensch nicht vermöge der Erfahrung und des Zusammenhanges seines Betragens mit seiner Glückseligkeit tugendhaft und weise würde, und sich von allem Bösen zurückhielte, nichts Positives, es sey Religion oder bürgerliches Gesetz, ihn dazu vermögen könnte. Der Ausspruch Christi: „daß die Zeit kommen müßte, wo man Gott nicht mehr in Tempeln anbeten würde," entzückte meine Seele zu jener unsichtbaren Kirche, zu jenem Reiche der Gnaden, und ich stellte mir vor, daß dieses Reich Gottes auch auf Erden sichtbarlicher kommen

würde, so daß Tugend und die stete Bemühung des vernünftigen Geschöpfs, sich der Welt nützlich zu machen und für gemeinschaftliche Glückseligkeit zu leben, als die einzige Verehrung Gottes anerkannt werden würde! Mein Vater half mir auf diesen Chiliasmus (hat doch Kant auch einen philosophischen Chiliasmus), und wenn ich in ihm mir diese Welt als eine ganz andere Welt dachte, so that es mir bis zu Thränen leid, daß ich nicht tausend Jahre später gekommen wäre; und nur blos tröstete ich mich mit dem Gedanken, daß es alsdann weit schwerer als jetzt zu sterben seyn würde.

Da ich bey dieser Gelegenheit meines Vaters erwähnt habe, so will ich ihn hier von der religiösen Seite schildern, um zu entwickeln, wie ich durch ihn und durch meine Mutter (sie arbeiteten sich in dieser Hinsicht in die Hand) sehr zeitig zu gewissen Grundsätzen in der Religion gekommen bin, die ich hoffentlich bis an das Ende meines Lebens behalten werde [m]).

Kann

m) Mit dieser Summe seines religiösen Bekenntnisses kann man mehrere Stellen seiner Schriften vergleichen, besonders in den Lebensl. III, 163 - 231, die beyden Reden des Gottgläubigen und des Christen in dem Hause des Grafen mit den Todesgedanken.

kann die Versicherung, daß ich in meinem ganzen Leben kein unbescholteneres wahrhaft frömmeres Paar als meinen Vater und meine Mutter gekannt habe, diese meine Schilderung desto mehr empfehlen: so ist es mir lieb, daß ich hier dieses Geständniß vor Gott mit meiner innigsten Empfindung ablegen kann.

Mein Vater gehörte zu der achtungswerthen Zunft der Pietisten, die nicht sobald als die neuen Böhmischen Brüder oder Herrnhuter, die damals durch den Grafen Zinzendorf schon wieder auferwecket waren, mit Gott und sich fertig werden können, sondern im beständigen Bußkampfe sich befinden, um durch die enge Pforte einzudringen. Ob dieses System unphilosophisch sey, verlohnt einer kleinen Erwähnung. Ich habe mir jederzeit eingebildet, daß eine jede Religion durch einen denkenden Menschen, und wenn nicht durch einen philosophischen, so doch durch einen sich unterscheidenden Kopf gegründet worden, und man wird schwerlich eine einzige unter so vielen finden, in der nicht noch etwas von dem Urbilde des Stifters geblieben wäre. In der christlichen ist dieß so auffallend, daß sich gewiß die Philosophen neuerer Zeit durch die so einfache als

hohe Lehre des Christenthums sehr bereichert haben; und wäre diese Lehre in ihrer eigentlichen Reinigkeit auf uns gekommen, und so, als ihr großer Stifter sie verbreitete, wir würden die schöne und erhabne Absicht der edlen großen Stiftung aus ihren Früchten noch mehr als jetzt erkennen. Ohne Zweifel war es Christi Absicht, daß seine Lehre mündlich fortgepflanzt werden sollte, da er wohl wußte, wie viel Schaden bleibende, geschriebene und zu einem gewissen Ansehn gediehene Worte in dieser Hinsicht anzurichten im Stande wären. Da indeß seine Lehre und sein Leben, jedoch ohne Zuziehung seiner, schriftlich abgefaßt worden: so thun die verschiedenen Auslegungen und Erklärungen, nach welchen man paulisch, apollisch, kephisch und was alles mehr ist, dem Christenthum bey weitem einen größern Schaden, als sie ihm Vortheil durch die verschiedenen Gesichtspunkte zuwenden, aus welchen man die Lehre Christi nimmt. — Es ist unleugbar, daß z. B. die Mennonisten in Hinsicht auf ihre schlichte, von allen Würden und Ehren entfernte Manier, in ihren Grundsätzen über den Eid und den Krieg, dem Reiche Gottes sich mit weit stärkern Schritten nähern, als irgend eine

andere

andere Secte. — So scheinen auch die Herrnhuter durch ihre Entfernung von der Welt, durch ihre Weise zu heirathen, welche alles Sinnliche von dem großen Werke, Gottes Ebenbild darzustellen, zu entfernen strebt, durch den schnellmöglichen Uebertritt zu den Gnadenkindern mittelst der starken und festen Einbildung, es zu seyn, — den Menschen mit Einemmale zu bessern, und das wirklich zu können, was sie wollen. — Bey alle dem glaube ich, daß die Pietisten, denen mein Vater anhing, natürlicher und philosophischer zu Werke gingen. Sie hören nicht auf Menschen zu seyn, allein sie bestreben sich täglich, besser zu werden; sie berechnen sich in dieser Hinsicht mit sich, und ihre Losung ist: „Nicht als ob ich es ergriffen hätte, oder ein Herrnhuter, ein Stoiker, ein Vollkommener wäre; sondern ich jage ihm nach, ob ichs auch erreichen möge.“ Jene sind heilig aus Furcht vor Schande; sie wollen dem heil. Geist, der über sie ausgegossen worden, nicht Unehre machen; auf diesem Wege verfällt man leicht in Heucheley. Der Pietist fehlt mannichfaltig; er fällt, allein es kömmt mit ihm nicht bis zur Erde. — Diejenigen Leute, welche die geoffenbarte Religion von der Moral

getrennt wissen wollen, mögen starke Gründe aus der gegenwärtigen Behandlungsart der Religion für ihre Behauptung entlehnen können; indeß war ich von jeher zu meinem Trost und Beruhigung anderer Meynung, und hielt die sogenannte Offenbarung für eine bloße Erziehungsanstalt, für eine göttliche Bestrebung, den Menschen näher zur Tugend, zu Gott, und zur menschlichen Natur zu bringen. Ich überzeugte mich, daß Gott, sobald er schuf, alles sehr wohl machen, und alle Geschöpfe in der Art hervorbringen mußte, daß alles in ihnen läge, was zu ihrer Bestimmung und zum Zweck Gottes mit ihnen gehöre. Die Vernunft sollte den Menschen entwickeln. Jede Offenbarung setzt in Gott ein Vergessen und im Geschöpf einen Mangel voraus, und was kann man sich von der übrigen Schöpfung für einen Begriff machen, wenn schon so viel am Menschen fehlt, daß es nachgeholt werden mußte. Da ohnehin diese Nachholung nicht allen Völkern zu Theil geworden, so ist es ja hart, sich Völker Gottes zu denken, denen Gott mit einer, andern Nationen so schädlich werdenden Prädilection in Gnaden gewogen gewesen wäre. — Noch mehr überzeugte ich mich, daß die Offenbarung nicht

in Postscripten von Kenntnissen bestehen könne, die Gott in das dem Menschengeschlecht ertheilte Diplom der Vernunft einzutragen unterlassen hätte, aus dem Umstande, weil man sich von den göttlichen Anhängen und Zugaben nicht klar zu überzeugen im Stande ist, und diese Religionssätze nicht nur nicht mit der Vernunft völlig übereinstimmen, sondern auch von den Menschen so verschieden verstanden werden, daß daher Zank und Zwiespalt unter den Menschen, die doch Gebrüder sind, entstanden sind und noch täglich entstehen. Will man einwenden, daß dieß blos an der göttlichen Canzley liege, welche die göttlichen Kenntnisse nicht richtig gefaßt und aufgezeichnet habe: so hat man sich nicht weiter gebracht, es wäre denn, man wollte behaupten, daß gewissen Leuten dieser verborgene oder unrichtig verschriebene Sinn entdeckt worden sey und entdeckt werden könnte; allein alsdann nimmt man an, daß sich Gott noch jetzt alle Augenblicke (unmittelbar!) offenbare, und jeder Mensch könnte es sich herausnehmen, seine Träume als göttliche Offenbarungen geltend zu machen. — Sind denn aber die über die Vernunft hinausgehenden Kenntnisse, wenn es deren giebt, auch von der

Art, daß die Vernunft durch sie bereichert und das Herz durch sie veredelt wird? Man sollte doch denken, daß das, was über die Vernunft ist, auch über den Menschen wäre, dessen Höchstes die Vernunft ist. Die Moral besteht vor jedem unpartheyischen Richterstuhl, er sey göttlich oder menschlich; und um sie den Menschen nicht etwa blos begreiflich, sondern auch annehmlich zu machen, sandte Gott von jeher Lehrer unter die Menschen, welche sie zur Lebensbesserung bewegen sollten. Da ferner einestheils der Mensch sehr eigennützig ist, anderntheils auch nicht reimen kann, daß der Tugendhafte hier oft nichts gewinnt, sondern Verachtung und Hintansetzung zu erwarten hat: so stimmet zwar Vernunft und Offenbarung darin überein, wenn sie vorschreiben: Handle aus Achtung gegen das allgemeine Gesetz, wie H. Kant und mit ihm seine Schüler sich ausdrücken, oder: Thue alles um Gottes willen, wie die Schrift saget; allein die Religion setzt gerades Weges hinzu, was die Vernunft als höchst wahrscheinlich angiebet: „Die Zweifel, die dir aufsteigen, wird dir die Künftigkeit lösen.“

Wer

Wer giebt nicht zu, daß die alten Weisen vor der Geburt Christi Erkenntniß von Gott, Vorsehung und künftiger Welt gehabt; allein wer kann auch hingegen bestreiten, daß auch die reine Lehre Jesu so etwas Populäres, Faßliches und dabey Gott Anständiges an sich habe, wenn sie ihn als Vater, der alle Geschöpfe und Menschen liebt, darstellt; wenn sie, obgleich sie zunächst jüdischen Vorurtheilen entgegen arbeitet, doch eine allgemeine Bruderliebe unter den Menschen zu bewirken sucht, und zwar ohne Schwerd und Revolution, blos durch das Gebot der Liebe. Dies ist das Lieblingswort der Herrnhuter und es ist auch in Wahrheit das Hauptwort des Christenthums. Hiedurch wollte Christus ohne Geräusch eine politische Verfassung in der Welt allmählig und durch sich selbst einführen, für die bis jetzt noch kein Sinn vorhanden ist. Nach Montesquieu soll sich die monarchische Regierungsform auf Ehre, die republikanische auf Tugend gründen; die christliche, eine noch bis jetzt unbekannte Regierungsform, gründet sich auf Liebe. Da würde man sich denn nicht, gelehrt und ungelehrt, mit Federn und mit Waffen streiten, was und wie viel das Volk seinem Alleinherrscher

übertragen habe. Die Ehre in der Monarchie und die Tugend in der Republik bringt die Toleranz hervor, die man sich überall zum Verdienst anrechnet; der christliche Staat (bis jetzt haben wir keinen im eigentlichen Sinn, wenn es gleich einen König giebt, der sich den allerchristlichsten nennt) siehet sie als eine seiner kleinsten Pflichten an. Dieser Zeitpunkt, wo Gott nicht in Tempeln mit Händen gemacht, sondern durch Tugend und den Gebrauch des Gesetzes der Freyheit geehrt wird, wo jeder, der recht thut, ihm angenehm ist, und wo das Bewußtseyn moralischer Vollkommenheit der göttliche Beruf zum Priesterthum ist, ist noch nicht erschienen, weil noch nicht erschienen ist, was der Mensch seyn und werden kann; wir wissen aber, daß, wenn er erscheinet, Gott und das Gute regieren werden. — Der Herrnhutismus, recht verstanden und geläutert, (Zinzendorf war so wenig ein Herrnhuter, als Ignatius Lojola ein Jesuit oder Epikur ein Epikuräer war) giebt hiervon ein Bild in Miniatur, und einen Beweis öffentlich geführt, daß es mit dem Christenthum Ernst werden, daß es moralisch und praktisch seyn und geübt werden könne. — Der Pietismus, gleichfalls

ein

ein Experimental-Christenthum, scheint der Absicht Christi näher zu kommen, weil er kein Geschrey macht, sondern in der Stille wirkt. Alle jene Träume von güldener Zeit, tausendjährigem Reiche, entstanden aus der nämlichen Quelle, und wer träumt sie nicht gern? —

Daß mein Vater nach diesen Grundsätzen unter der Theologie nicht die Lehre von Gott, seinen Eigenschaften und der Art, ihm zu dienen, verstanden haben könne, darf ich nicht bemerken; und auch ich würde mich in die Zeit geschickt und die Theologie nach Schriftgelehrter-Weise gelernt und sie nach Christi Weise im Amte gelehrt und zur Uebung zu bringen gesucht haben, ohne eben ein Herrnhuter oder Pietist oder des etwas zu seyn, wenn nämlich aus mir ein Geistlicher, wozu mein Vater es anlegte, geworden wäre. Die Lehre Jesu war mir eine Lehre der Moral und ein Fingerzeig, daß ich Gott nicht dienen könne, sondern daß ich durch Gutseyn mir selbst diene, und daß ich Gott in meinem Bruder ehre und liebe. Denn wenn die Theologie jener Art eine Wissenschaft von Dingen ist, die wir nicht wissen und nie wissen können: so ist die Lehre Jesu so wahr und gewiß, als irgend etwas in der Welt.

Er hat sie nirgend christliche Moral genannt; denn er wußte wohl, daß es blos eine Moral des menschlichen Verstandes giebt, die das Erbtheil eines jeden Menschen ist. —

Nicht völlig so hätte ich mich erklären können; allein so dacht' ich, als ich noch unter der Aufsicht meines Vaters war, und ihm, diesem frommen Simeon, der auch auf das Reich Gottes wartete, hab' ich diese Fingerzeige (zu völligen Aufschlüssen ließ Er's nie kommen) zu danken. Möchte er doch in einer bessern Welt das Reich Gottes finden, das er hier nicht erlebte, und das ich so wenig, als Er, erleben werde. Das Gleichniß vom Senfkorn tröstet mich; allein noch sehe ich nicht ab, wenn es auf Erden kommen wird.

Ich würde durchaus noch sehr vieles von diesem trefflichen Pietisten in theologischer Rücksicht zu sagen verpflichtet seyn, wenn ich mir nicht vorgesetzt hätte, dieß nur hier nachzuholen. Ein Denkmal hab' ich ihm schon in den . . . . gestiftet, das zwar nicht völlig kenntlich, indessen doch kindlich und wohlgemeynt ist [n]).

Hier

n) Offenbar meint hier Hippel die Lebensläufe i. a. L., und er hatte das Wort wohl nur deswegen nicht ganz aus-

Hier wollt' ich nur sagen, daß ein Pietist ein christlicher praktischer Philosoph sey oder werden könne.

Meine Mutter war eine würdige, edle Frau; sie war von Natur witzig und leichtsinnig, so daß, da sie in den Pietismus meines Vaters stimmte, dieß mit ihrem Pietismus so übel zusammentraf, daß sie oft sich über Kleinigkeiten ein Gewissen machte. Sie fastete alle Freytage, ohne dabey im mindesten mürrisch zu seyn, und war wirklich eine strenge Büßerin jedes sie überraschenden Leichtsinnes. Diese Abbüßungen hielten sie aber nicht ab, sehr bald wieder leichtsinnig zu werden. Eine Herrnhuterin hätte sie gar nicht werden können; eine Pietistin konnte sie mit genauer Noth abgeben. — Die ängstlich-Gewissenhaften halten oft eine gute, aber geliebte Neigung oder Handlung für schlecht, und eine in der That

ausgeschrieben, damit der Copist ihn nicht als Verf. der Lebensläufe kennen lernen sollte. — Jeder Leser jenes Buches hat es wohl so schon gefühlt, daß bey dem großen Charakter des curländischen Pfarrers ein dem Verfasser werthes Original zum Grunde liege. Hier haben wir es nun durch Hippels eignes Bekenntniß bestätigt.

That schlechte, ihnen aber schwer-werdende für gut; denn da ihre Furcht vorzüglich auf die ihnen angenehmsten Neigungen gerichtet ist, so kommen ihnen diese gerade als die sündlichsten vor, z. B. Geschlechtstrieb. Ein solches getäuschtes, ängstliches Gewissen erklärt Alles für gut, was rechte große Schmerzen macht, sollte es auch der Vernunft noch so sehr entgegen seyn. Selbstpeinigung wird ihm Pflicht und Tortur der Weg zum Himmelreich. Da die Seele nicht zweyen Herren dienen kann, und ihrer Eingeschränkheit wegen sich nur auf wenige Dinge zugleich zu verbreiten im Stande ist: so wird die Einsicht und Beobachtung wirklicher Pflichten in dem Grade vernachläßiget, in welcher sich ihre Aufmerksamkeit auf die Einsicht und Beobachtung jener eingebildeten Pflichten heftet. Leute dieser Art gewinnen oft das Ansehn der Scheinheiligkeit, ohne wahre Schuld. Die vieles wissen, verstehen oft das Alltägliche nicht, und die, deren Begriffe von der Tugend so überspannt sind, legen es gewöhnlich auf die gemeinsten Pflichten des gemeinen Lebens nicht an, und fordern, um nur etwas Uebertriebenes zu leisten, das nicht einmal, was eine sonst auch viel weniger strenge

Mo-

Moral verlangt. Sie sehen nach Sternen und brechen ein Bein. Allerdings fordert die Tugend stete Wachsamkeit über sich selbst; aber diese erzeugt bey solchen ein Mißtrauen gegen erlaubte Freuden, und übertriebene Bescheidenheit, die eine wirkliche Koketterie der Tugend ist. — Meine Mutter, um dieß Allgemeine auf sie anzuwenden, quälte sich über tausend gleichgültige Dinge; dagegen machte sie sich nichts daraus, durch ihre Freygebigkeit und durch ihr Bestreben, daß alles um sie im Ueberfluß und mit Wohlgefallen leben möchte, sich und meinen Vater mancher Verlegenheit auszusetzen, und in ihren Forderungen dessen, was sie als böse abgeschafft, oder als gut befördert wissen wollte, strenge, ja oft grausam zu seyn. Ihr Leichtsinn brach, wenn ich so sagen darf, nie in Handlungen aus; aber ich glaube, daß sie auch schon manches witzige Wort traurig gebüßt habe, wenn es dann donnerte oder sie zur Communion gehen wollte. Wenn ihre natürliche Lebhaftigkeit sie fröhlich und guter Dinge seyn ließ, verdiente da wohl ihre gemäßigte Freude, daß ihr nachher das Herz fast zerspringen wollte?

Wenn diese Aengstlichkeit sie zur Strenge gegen sich selbst brachte, so verleitete sie sie gegen Andere fast zur Härte. So ward sie z. B. in der mindesten Kleinigkeit einen Ausbruch des Stolzes gewahr, den sie in jedermann, vorzüglich in mir, nicht sanft unterdrücken, sondern mit Stumpf und Stiel ausrotten wollte. Da hatte ich einmal die große Eitelkeit begangen, in einer Gesellschaft, wiewohl unter freyem Himmel, die Handschuhe nicht sogleich abzuziehen! Noch jetzt schmerzen mich die unverdienten harten Vorwürfe meiner guten Mutter über die zu spät entblößten Hände; und was ward ich nicht ermahnt, wie ich mich in Hinsicht der Manschetten zu verhalten hätte! „Lieber will ich sie ganz unterstecken!" Nein, das sollte ich auch nicht, und so war ich in der äußersten Verlegenheit mit diesem den Mannspersonen ganz unangemessenen Prunk o). Den Stolz verfolgte sie überhaupt unerbittlich bey mir, es sey nun, daß sie das adliche Blut in mir

o) Aus dieser Erinnerung, nur anders gewendet, sind also die oft in den Lebensläufen vorkommenden langen Manschetten entstanden. Vergl. I, 21. 102. u. a. m. O. Er selbst pflegte sie in der That gewöhnlich unterzustecken.

mir niederschlagen und mich durchaus als Novizen zu einem künftigen Kirchendiener erziehen wollte, oder daß wirklich dergleichen Keime des alten Adams sich bey mir gezeigt haben. — Sie war die bravste, edelste Frau, die ich in meinem Leben gekannt habe. Außer einem witzigen Einfall auf Kosten einer wirklichen Thorheit des lieben Nächsten, und außer einer Behendigkeit zum Zorn, der aber äußerst schnell überging, weis ich keinen Fehler an ihr; man müßte ihr denn anrechnen, daß sie eine Todtfeindin alles baaren Geldes und der fünf Species war. Da hatte sie immer eine Menge Kostgänger und kleiner Pensionairs bey der Hand, von denen sie behauptete, daß die guten Wünsche dieser Dürftigen (ich wette darauf, daß sie oft sich selbst durch ihre unberechnete Freygebigkeit in eine größere Verlegenheit gebracht, als diejenige war, in welcher sich der größte Theil dieser sogenannten Dürftigen befand) ihr alles hundertfältig einbringen würden, was sie noch immer so kärglich aussäete. Sie aß wenig, Thee war ihr einziger Labetrank. Wenn irgend eine Person des Fastens hätte entbehren können, so war sie's. Allein nun durfte sie krank werden oder communiciren

wollen, oder es durfte ein Gewitter aufsteigen, so that sie, als wäre sie die größte Verbrecherin. Gott, wie habe ich zuweilen ihre Seele ringen sehen, Dinge nicht erfüllt zu haben, die kein Mensch erfüllen kann. Wie hat sie gebetet, gewacht, gerungen und sich selbst gekreuzigt! Ihr liebevolles Herz verging in diesem Elende, weil es fürchtete, sich noch nicht genug wehe gethan zu haben. Wenn gleich sie mir unschuldig Manschetten-Leiden machte, wie herzlich gerne verzieh ich ihr alles, wie sehr bat ich Gott, daß er sie trösten möchte! Mehr durfte ich mich in den frühern Jahren meines Lebens nicht unterstehen. Späterhin nahm ich mir oft die Freyheit zu sagen: „Liebe Mutter, lassen Sie doch ab von Ihrer Aengstlichkeit! Wahrlich, Sie sind nicht blos in Gottes Händen, sondern in seinem Arm und Schoos!" — Sie hütete sich zu dieser Zeit, mir ihre Seelenleiden merken zu lassen; allein ich glaube gewiß, daß sie im Stillen zu kämpfen nie aufgehört hat, bis sie überwunden hatte. Ueberwunden! O! du mir unvergeßliche theure Mutter, die du mich unter deinem Herzen getragen, und blos darum nicht an deiner Brust gesäugt hast, weil es die Aerzte

widerriethen, und weil alle meine mir vorher=
gegangenen Brüder darum als Kinder hinstar=
ben, — genieße unter den Vollendeten des Herrn
deinen Lohn! Du warst hier schon vollendet!
Ein edles, gutes, würdiges Weib! Du warst
es schon hier, und du wirst es dort ohne die
marternde Furcht und Zittern seyn, womit du
schafftest, daß du selig würdest. Abgewischt
sind die Bußthränen von deinen Augen, und
wahrlich, du bist eingegangen zu deines Herrn
Freude [p])! — Mein Bruder Gotthard,
der ihr die Augen zugedrückt hat, versichert
mich, daß sie fein sanft und wohl gestorben,
und im Tode ruhiger gewesen sey, als wenn
ein Gewitter aufstieg, oder sie zur Communion
gehen wollte! Was vorzüglich mein Herz er=
hebt, ist das Glück, dessen Gott mich gewür=
digt hat, ihre letzten Lebenstage angenehm zu
machen, nicht als ob sie es bedurft [q]) hätte,
sondern um sie zu erfreuen. Ich weis gewiß,

p) Vergl. hiermit die rührende Stelle in den Lebensläufen I, 345.

q) Aus ein paar vorhandenen Briefen von ihr ergiebt sich das Gegentheil.

daß viele Hospitalitinnen von dem Thee getrunken, den ich ihr besorgte; denn sie brach nicht blos ihr Brod, sondern alles, was sie hatte, mit ihrem Nächsten, und gewiß auch den guten Thee. Wer ihr eine angenehme Stunde machen wollte, mußte es gewiß und wahrhaftig nicht auf sie, sondern auf die ganze Gegend anlegen; mit ihrem blos einzigen Vergnügen war ihr nicht gedient. —

Bey dieser ihr eignen Denkart konnte in unserm Hause nichts zurückgelegt werden, und wenn nicht Vetter Gottlieb für mich gesorgt hätte, so würde ich ein sehr schweres akademisches Leben geführt haben. Denn dergleichen Sorgen für den andern Morgen waren meiner Mutter wenigster Kummer, und sie tröstete sich, trotz ernster Vermahnungen und Bitten meines Vaters, mit den Lilien auf dem Felde und mit den Sperlingen, von denen keiner ohne Gottes Willen auf die Erde falle. Dieß war auch der einzige Gegenstand, über den dieß herrliche Paar in Uneinigkeit gerathen konnte, wobey meine Mutter, als der wirklich schuldige Theil, allemal zuerst wieder die Hand bot. Oft wußte sie meinen Vater durch seine Leibschüssel und Lieb-

kosun-

kosungen dahin zu bringen, daß er seinen Sparpfennig hergab.

Dieß machte Eindrücke auf mich, die sich völlig auf die Seite meines Vaters lenkten. Ich sammelte mir meine zum Frühstück bestimmten Groschen, und da ich kein Schränkchen hatte, so vergrub ich dieß Geld alle vierzehn Tage und setzte diese Sammlung etwa ein Vierteljahr fort. Ich weis nicht, hatte ich mich verrathen, genug, meine Mutter erfuhr diesen Vorfall, nannte mich Schatzgräber, obgleich ich Schatzverwahrer hätte heißen sollen, und wollte durchaus wissen, wo dieser Schatz, der viel zu klein war, um sich durch Flammen zu verrathen, verborgen wäre. Ich führte sie zu dem Baume, und in wenigen Minuten lag das Geheimniß vor ihr. „Hast du denn Keinem begegnet, sagte sie, dem dieses Geld nöthiger gewesen wäre, und hättest du es nicht deiner Mutter, die so oft in Verlegenheit ist, anbieten sollen?“ — Dieser Umstand rührte mich so, daß ich ihr nicht einmal erwiedern konnte, ich hätte es von dieses Leibes Frühstückgeld erspart, um mir ein Seelenfrühstück zu bereiten, ein Buch, welches ich mir ankaufen wollte. In heiligem Eifer

machte sie die Sache fiskalisch und trug sie meinem Vater vor, der aber in seinen eignen Busen griff und nicht das mindeste erwiederte. Das Geld ward confiscirt, und ich habe nicht bemerkt, daß meiner Mutter dieser Vorgang je leid geworden wäre; sie schien vielmehr zu glauben, Gott einen Dienst damit gethan zu haben, und als der gewöhnliche Bücherlieferant, ein Buchbinder, am Jahrmarkte zu meinem Vater kam, mußte ich ihn ohne Bestellung ziehen lassen.

Noch eines Umstandes muß ich erwähnen, der mir eine ganz außerordentliche Beschämung zugezogen hat. — Alle Bücher, die über die Erzeugung des Menschen eine Erklärung enthielten, wurden vor mir geflissentlich versteckt. Da ich nun in die Jahre kam, wo sich der Geschlechtstrieb meldete: so erhitzten alle die Anspielungen, die ich in den Autoren und selbst in der Bibel hierüber fand, meine Einbildungskraft auf eine grausame Weise. Ich kann es als ein ehrlicher Mann betheuren, nicht eher als auf der Akademie mich aus den Träumen gebracht zu haben, in die ich mich in Hinsicht dieses so ehrwürdigen Geschäftes, Menschen zu schaffen, ein Bild, das uns gleich sey, ver

wik

wickelte. Besonders war ich neugierig zu wissen, wie die Kinder aus Mutterleibe kämen, als wovon ich mir vollends keinen Begriff zu machen im Stande war. — In der That, die Frage: ob man Kindern nicht diese Sache auf eine gesetzte Weise lehren soll, ist der Erwägung nicht unwerth, und ich kann sie aus der Erfahrung mit Ja beantworten. — Es befand sich im Hause meiner Aeltern ein völlig reizloses Mädchen; mit ihr rang ich einst in der Absicht, so meine unschuldige Neugierde über dieß Geheimniß zu befriedigen; meine Mutter kam dazu, sah uns beyde an, ohne ein Wort zu sagen, und wenn gleich dieser Vorfall ihr weit eher, als das Geldbegräbniß und dessen Auferstehung, bedenklich vorkommen mußte, so hat doch weder sie noch mein Vater gegen mich jemals darüber ein Wort verloren; doch schien mir dieser ganz unschuldige Vorfall Veranlassung gegeben zu haben, daß meine Abreise auf die Universität beschleuniget wurde.

Ehe ich das Haus meiner Aeltern verlasse, muß ich noch eines Vorgangs erwähnen. Mein Vater hatte mit einem, nachher bey der Accise angestellten Willudovius studirt, der ihm

bey seinem Absterben seinen kleinen Sohn Martin vermacht hatte. Dieser liebe kleine Junge, ohne hervorstechende Fähigkeiten, war einige Jahre in unserm Hause; ich liebte ihn sehr und spielte mit ihm, wie man in dem Alter gern mit dem thut, der sich mit uns nicht messen kann; er ward mein Ball und meine Kegelbahn; ich erholte mich, indem ich ihn anstrengte, und Niemanden konnte der Ausruf: Alle Neune! so erfreulich seyn, als mir, wenn ich fand, daß meine Strahlen zündeten und Martin an meinem Feuer Licht ansteckte. Aber das Gesinde konnte sich nicht dazu bequemen, einem Kinde zu dienen, das nicht ein Kind des Hauses war, das Messer und Gabel nicht zur Rechten zu legen gewußt, den Löffel nicht festgehalten oder wohl gar das Brod hatte fallen lassen; und dieß grausame Volk machte dem kleinen Martin und meinen Aeltern das Leben so bitter, daß wir zu meinem Leidwesen den Kleinen aus unserm Hause verloren, so jedoch, daß mein Vater seine Pflichten gegen ihn nicht aufgab. „Ach, sagt' ich meinem Vater, als der Tag seines Abschiedes kam, vielleicht wäre aus ihm ein Doctor Martin Luther geworden!“ und

wein-

weinte. „Das wohl nicht, erwiederte mein Vater; solch ein Schwan wird nicht alle Jahrhunderte geboren." — Indeß blieb ich sehr bewegt [r]). Oft hab' ich zu einer Zeit, da meine Erkundigung Folgen haben konnte, mich nach meinem Martin umgesehen; allein, ohne Zweifel wird er im fremden Lande die Ruhe finden, die er in unserm Hause nicht fand, oder vielleicht hat sie ihm das Grab verliehen. In allen Fällen sey ihm die Erde leicht!

Der Abschied meines Vaters bestand in einer kurzen Wiederholung dessen, was wir durchgegangen waren; über das Hebräische las er mir das Capitel, obgleich mir in der That nicht viel von dem fehlte, was er selbst wußte; über das Griechische und Lateinische bezeugte er nie seine Zufriedenheit; er beschwor mich, das Studium der Mathematik, der Philosophie und der Theologie von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe,

r) Des kleinen Martins Bild scheint dem Verfasser der Lebensläufe vorgeschwebt zu haben, wenn er dort von Benjamin spricht, besonders im ersten Bande.

und die Griechen und Römer, über die wir so oft geredet hatten, nur nebenbey zu treiben, da sie nicht tägliches Brod, sondern Gebackenes wären, womit er auf meinen Hang zur Poesie zielte, den er stärker glaubte, als er wirklich war, und den er überhaupt für sehr verführerisch hielt, so daß die Griechen und Römer hier ganz unschuldig leiden mußten. — Ich will noch einige Ideen anheften, die entweder zu dieser Zeit, oder bald hernach mir eigen waren, wogegen ich jetzt manches einzuwenden hätte; sie sind mit neuern Noten vermischt. — Es war mir ordentlich erbaulich, und ich ehrte die verborgene Hand einer höhern Führung darinn, daß man Griechen und Römer mit einander zum Nutzen der studirenden Jugend paarte, den denkenden, empfindenden Griechen und den braven und männlichen Römer; wenn beyder Nationen Denk- und Handlungsart zusammengebracht wird, ist man im Stande, einen feinen und artigen Mann zu bilden. Im Ganzen zog ich die Römer weit vor, und diese frühe Art hierüber so zu denken, zeigte ihren Einfluß, als bey mir der innere Streit über die Wahl zwischen blos gelehrten und zwischen thätigen Leben ausbrach.

Ich

Ich spielte Clavier und lernte auch Flöte, weil der König Meister auf diesem Instrumente war, und nebenbey spielte ich Instrumente, wie sie mir vorkamen. Ich hatte ein so außerordentliches Genie zur Musik, daß ich alles, was ich zu singen vermochte, auf allen Instrumenten, sobald die Handgriffe mir bekannt waren, auszudrücken und zu spielen im Stande war. Dieß Naturgeschenk machte, daß ich es nie weit in der Musik gebracht habe; dazu kam, daß ich die Musik für eine, fast allen andern Gegenständen des menschlichen Berufs subordinirte Kunst, und also nie für wichtig genug ansah, um ihr große Zeitopfer zu bringen.

Geschichte und Geographie war ein Stekkenpferd meines Vaters, und ich muß gestehen, daß er mich mit der Geschichte zuweilen zu sehr quälte, um ihr Geschmack abzugewinnen. Ich hege ketzerische Grundsätze über die Geschichte, zu der ich noch diesen Augenblick weniger Zutrauen habe, als tausend andere Menschen, worinn mich die Jurisprudenz und die Beweise durch Zeugen unwiderleglich bestärkt haben. (Wie viel liegt nicht noch in seinen Anfangsruinen! Es giebt

deren,

deren, so wie es Erdruinen giebt; die pflege ich Amen- und jene Hallelujahsruinen zu nennen. Meine Schrift: Pyrrhonismus Historikus, die von dem historischen Unglauben handelt, möchte ich gar zu gerne vollenden [s])! Wo Brod in der Wüste! Wo Zeit in meinem Erzamte!) In der That, der Augenschein lügt und trügt, und wenn man nun noch dazu auf Glauben schreibt, wie wenig ist, was vor dem strengen Richterstuhl der Wahrheit bestehen kann, was jetzt als Geschichte angenommen wird! Schon ist es schwer, seine selbsteigene Geschichte zu schreiben! Wie viel Fehler sind nicht Friedrich II. bey der Geschichte seiner Zeit angeflogen, einem Könige, der ein fürchterliches Auge hatte, dessen Blick Sonnenstrahl war, und dem Zeugenabhörungen und aktenmäßige Berichtigungen nur Ein Wort kosteten. —

So wenig mein Vater der französischen Sprache gewogen war: so konnte er ihr doch den

s) Von dieser Schrift haben ihn seine vertrautesten Freunde nie reden hören, und unter allen seinen Papieren ist nicht die geringste Spur von ihr.

den Vorzug nicht bestreiten, daß sie sich zum Dietrich gebracht hätte, um mittelst derselben alle Schlösser der gesitteten Welt aufzumachen. Und so ward ich einem Tabakfabrikanten im Orte übergeben, Namens Diverné, einem ehrlichen Hugenotten, der, ausgenommen den Religionspunkt, ganz und gar für Frankreich und dessen Sprache war, und den nichts so sehr kränkte, als wenn sein Enkel von seiner einzigen Tochter, der junge Hortigam, das Französische eine Nasensprache nannte, und meynte, er werde auch ohne sie Tabak fabriciren; besonders warf er seinem Großvater vor, die Franzosen verständen nur bis 69 zu zählen, welches freylich mehr als bis drey wäre, indeß doch bey weitem nicht bis hundert ginge. Was, nicht 70, schrie Monf. Diverné; soixante et dix — — das heißt, sechszig und zehn, antwortete Hortigam, und quatre vingt nicht achtzig, sondern viermal zwanzig. — Ich möchte wissen, was aus diesem geworden ist.

Noch eins habe ich auf meinem Herzen und Gewissen, das vielleicht in meinem Autorleben eine gewisse Anlage zur Satyre erklären wird, die ich nicht abläugnen will und kann.

Ob nun gleich gemeinhin Anlage zur Satyre nicht viel besser angenommen wird, als eine Neigung zum subtilen Todtschlage, so daß auch Hans Jakob sehr wohlbedächtig die Satyre seiner ersten Schriften auf die Rechnung seiner Freunde schreibt und sich selbst einen ruhigern Styl zueignet — ob ich gleich diesen meinen Hang flugs auf die Rechnung der Erbsünde meiner Mutter schreiben könnte: so will ich doch meine Missethat, wenn es eine ist, selbst tragen, und nur bemerken, daß in gewisser Rücksicht auch der ernsthafteste Vortrag eine Satyre sey, wenn nicht mehr so aufs menschliche Geschlecht, doch in so weit man einen so schlechten Gebrauch von der ihm von Gott verliehenen Vernunft gemacht habe; daß die Satyre etwas Lebhaftes in den Vortrag bringe und ein schlafvertreibendes Mittel sey; daß es nicht auf das, was man sage, sondern auf das, was man thue, ankomme; daß zwischen Pasquill und Satyre ein himmelweiter Unterschied sey; und daß ein unzeitiger Ernst nicht nur oft wenig bessere, sondern auch aus schwärzerem Blute entstehen könne; ja daß ein übertriebener menschenfeindlicher Ernst gewiß die größte Satyre sey. — Damals ersuchte mich jemand,

jemand, einen Freund, wegen des Ablebens seiner Frau, zu trösten: da spielte ich Jenem einen weinerlichen komischen Brief in die Hand, der, ohne daß ich mich dazu bekannte, und ohne daß mein Concept, das ich den vier Gegenden der Welt in ganz kleinen Stücken übergeben hatte, mich verrathen konnte, gelesen und als sehr witzig beklatscht wurde. Noch bewundere ich meine Fassung, daß ich nicht den Vorhang aufzog, so daß mein Name nie bekannt wurde. — Vielleicht wäre meine satyrische Anlage nie zu Kräften gekommen, wenn meine Mutter nicht an solchen Witzausbrüchen, sobald nämlich kein Gewitter im Anzuge war, Gefallen geäußert hätte. Nie verzog ich bey diesen Witzsprüngen den Mund zum Lachen t), und nie hab' ich jemand dabey zu schaden gesucht! Meine Mutter verfolgte mit Feuer und Schwerdt den Stolz, ich satyrisirte über auffallende Narrheiten. Mein Vater selbst konnte sich über diese meine lustige Laune erfreuen, und

t) Die leichte, lachende Satyre war nicht Hippels Sache; er schnitt immer bis auf den Knochen, wie unter andern sein Zimmermann der Erste und Friedrich der II. zeigt.

und nur sehr selten hab' ich Winke von meinen Aeltern erhalten, nicht zu weit zu gehen. Demokrit und Heraklit kamen mir von jeher als ein paar übertriebene Klosterphilosophen vor; medium tenuere beati, und soll das medium hier nicht eine gemäßigte Satyre seyn? Je mehr ich die Welt kennen lernte, desto mehr ward dieser Hang unterdrückt, so daß er nie die Gränzen der Schwachheitssünde übertritt.

Unser Abschied war sehr kurz und gar nicht auf Noten gesetzt. Meine Mutter war weniger bewegt, als mein Vater. Denn außerdem, daß sie noch ihren Liebling, meinen Bruder Gotthard, zurück behielt, ging ich hin, um mich zu einem Amte vorzubereiten, für das sie eine ganz vorzügliche Achtung hatte. Ich traue ihr indessen Kraft ihrer Gott ergebenen Seele die Fassung jener Spartanerin vollkommen zu, die über den erfochtenen Sieg den Tod ihrer bey dieser Gelegenheit gebliebenen fünf Söhne zu ertragen, und den Göttern zu danken im Stande war.

Zwey:

Zweytes Buch.

Post nubila jubila — pflegt es zu heissen, wenn man aus der Schule einen Sprung zur Universität macht. Ein wahrer Sprung; kein Wunder, wenn er nur selten gelingt. In der That, es sollte ein Fegfeuer zwischen Schule und Universität seyn. — Ich trat diese gelehrte Wanderschaft im funfzehnten Jahre an. Vielleicht hätte ich mehr wissen können; gesetzter indeß brauchte ich gewiß nicht zu seyn, so daß mich auch mein Vater keiner speciellern Aufsicht anzuvertrauen nöthig fand, sondern seinen Theodor, so nannte er mich, sich selbst überließ. „Du kennst, sagte mein Vater, den langen Weg, den du zurückzulegen hast; halte dich nicht ohne Noth auf; desto zufriedener und desto zeitiger wirst du dein Ziel erreichen." — Dr. Bahrdt versichert (und dieser Umstand ist mir sehr merkwürdig gewesen, da ich ihn an vielen meiner Zeitgenossen, denen in ihrer Jugend der Himmel voll Geigen hing, bestätigt gefunden), daß ein alter Bedienter in seinem väterlichen Hause,

der ihm als Knabe lauter phantastische Glückwünsche vorschwatzte, den Grund zu seinem idiosynkratischen Leichtsinn und zu dem ihm zur andern Natur gewordenen Hang gelegt hätte, sich stets frohe Aussichten zu schaffen. In der That, weder mein Vater, noch meine Mutter streuten mir Palmen auf den Weg. „Im Schweiße deines Angesichts wirst du dein Brod essen! war ihr Seegen, und dieß memento ist mir auf meiner Lebensreise sehr nützlich gewesen. Einem von zu viel Erwartungen angeschwollenen Jünglinge gehts so, wie einem zu furchtvollen; beyde sinken durch ihr eigenes Gewicht.

Sehr oft pflegte Kant zu behaupten, daß eine gewisse Freyheit auf Universitäten den Jünglingen äußerst nöthig wäre; und wenn ich gleich selbst nicht läugnen kann, daß Bäume, und zwar Fruchtbäume, wenn sie im Freyen stehen, so lange sie im eigentlichen Wachsthum sind, weit herrlicher fortgehen, sich weiter ausdehnen und höher steigen: so ist doch hierbey auf die Frage Rücksicht zu nehmen, ob, wenn gleich sie mehr Schatten geben, sie auch mehr Früchte bringen würden? Wenigstens glaube ich, daß eine Beschneidung

des

des Gärtners in Hinsicht des üppigen Wachsthums hier nicht undienlich sey; und so wünschte ich denn im Ernste, daß die akademische Freyheit, die so leicht nicht nur zur Ausgelassenheit, im Punkt von wegen der Sitten, ausartet, sondern auch eine zu große Vernachläßigung des Studirens zur fast unausbleiblichen Folge hat, eingeschränket werden möge. Wie, wenn man die drey ersten akademischen Jahre als Gymnasiast gehalten und dieses Medium vor der akademischen Laufbahn eingeführt würde [v]). Die Natur läßt sich keinen Sprung zu Schulden kommen, und warum sollten die sieben freyen Künste sich mehr herausnehmen, die doch alle eheleibliche Kinder der Mutter Natur sind! Der Riesenwuchs eines excentrischen Kraftgenies macht

v) Späterhin dachte Hippel hierüber anders; er hielt akademische Gymnasien, als Mitteldinge zwischen Schule und Akademien, für Zeit und Kopf verderbende Anstalten. Ja, wenn sie Fegfeuer-Dienste thäten! Das geschieht aber nicht. Sie sind ein Interim, und diese sind alle so geartet, wie das in der Kirchengeschichte bekannte. Man lasse die Knaben bis zum achtzehnten Jahre durchaus in der Schule.

so wenig eine Regel, als eine Schwalbe den Sommer. Ueberhaupt gehören Genies (die ich für Leute von einem hohen Grade von Einbildungskraft, verbunden mit einem hohen Grade von Verstand, definire, indem ich die Verbindung beyder Fähigkeiten in einem Genie so nothwendig, wie Leib und Seele zum Menschen halte), zu den Ausnahmen, und können nichts entscheiden. Ich bin warlich kein Freund von Drahtpuppen; ich liebe nicht, daß man mir das zur Zwangspflicht macht, was ich von Herzen gern als Pflicht der Liebe zu erfüllen bereit bin; allein, da der Durchschnitt hier die Vorschrift macht, da es Dinge in der Welt giebt, die nicht anders, als durch eine Art von Zwang und unwandelbarer Stetigkeit getrieben werden können: so würde mehr Einschränkung der Freyheit in den drey akademischen Jahren Wunder thun an uns und allen Enden. — Auch ist es wenig Schade, daß der Plan, die Königsbergische Akademie nach Wehlau zu verlegen, nicht durchgegangen ist. Königsberg ist zu groß und der Zerstreuungen giebts zu viel, als daß junge Leute ihrem Berufe Ehre machen können, besonders bey dem crassen Vorurtheile, daß man sie zeitig in Gesell-

sellschaft mitnehmen müsse, um ihnen Welt, das heißt, Zeitmord beyzubringen. Auch für die Lehrer haben große Städte Nachtheil, indem sie gemeiniglich Nebenämter dabey verwalten, woher es kömmt, daß selten ein Collegium in einem halben Jahre vollendet, sondern, wie zu meiner Studierzeit in Königsberg, zu den nothwendigsten Vorlesungen oft ein und zwey Jahre Zeit, zum Nachtheil der Studirenden, gebraucht wurde, obgleich diese so ungebührlich ausgedehnte Länge es nur deutlich bewies, daß der Lehrer seine Wissenschaft sich selbst nicht eigen gemacht hatte und docendo lernen wollte.

Ich wohnte auf dem Altstädtischen Markte bey einem Kaufmann Lux, und zwar mit einem guten Jüngling Rhode, der auch zu Michael 1756 angekommen war und der jetzt Prediger in Curland ist. Er war mir sehr ergeben und so gefällig, daß er täglich meine Haare frisirte, welches er auch that, wenn wir gleich mit einander zerfallen waren. Zwar sprachen wir alsdann kein Wort; indeß setzte ich mich auf den Frisirstuhl, und Freund Rhode stand keinen Augenblick an, meine Haare in Locken zu setzen, welche denn freylich auch nicht

Schuld waren, daß wir in Uneinigkeit lebten. Ueber drey Tage glaub ich indessen nicht, daß je eine unserer Uneinigkeiten gedauert habe, die durch meine peremtorischen Behauptungen und durch meine Intoleranz ihn nicht bey seiner subjectiven Ueberzeugung lassen zu wollen, von Rhodens Seite aber durch seine außerordentliche Kleinfügigkeit, seinen Holzstich-Anstand, sein zu prosaisches Wesen, und durch seine Anhänglichkeit an unsern Hauswirth, der auch sein Speisewirth war, und dessen Lieder nur zu laut, und, wie ich zu sagen pflege, höchst lahm und tactlos sang, veranlaßt wurde. Ich glaube im Ernste, daß die Gründe auf meiner und seiner Seite nicht commensurabel waren, und daß ich immer mehr Recht hatte.

In dem nämlichen Hause wohnten noch drey Studirende; der eine, Förster, ein Candidat der Theologie, verließ bald das Haus; die beyden andern, Borzim und Fischer, beehrten mich, obgleich ich noch ein angehender Student oder Fuchs war, mit ihrer Bekanntschaft, da sie hingegen schon durch alle Klassen der Beynamen zu der ehrenvollen Würde von Burschen oder eigentlichen Studenten gediehen

waren.

waren. Mein Ruf war zu ihnen auf eine mir günstige Art gekommen. Unser Wirth Lux, das geduldigste Geschöpf in der Welt, ward von seinem Weibe, einem wirklichen Satan, gegen mich in Athem gesetzt, weil ich, wo ich nicht irre, eine alte Person, die uns aufwartete, zu eben der Zeit weggeschickt hatte, wo Madam ihr auch ein dergleichen Geschäfte aufzutragen Willens gewesen war. Dieser neue Vorfall hatte sie an alle vorige Verstöße erinnert, und so kam denn Hr. Lux, von Madam in Brand gesteckt, und wollte als exequirende Gewalt sein Ansehen geltend machen. Erlauben Sie einen Augenblick, sagte ich zu ihm, entfernte mich, und zog mich, ehe ich mich in die merita caussae einließ, um das formale zu besorgen, bis aufs Hemd aus, weil Herr Lux in dieser unerwarteten komischen Gestalt mir den Besuch machte, und nun fing ich an: Herr Lux, jetzt sind wir al pari (ein kaufmännischer Ausdruck), was steht zu Diensten? — Freund Lux, der an sich eine Rolle übernommen hatte, der er nicht gewachsen war, kam durch diesen unerwarteten Zwischenfall nicht nur blindlings aus derselben, sondern stürzte noch überdieß in eine solche Verlegen-

heit, daß er vor seinem Scheerer verstummte, und froh war, wieder an Stelle und Ort und in seine Kleider zu kommen. Diese Geschichte, wobey Herr Lux durch seine eigene Waffen geschlagen wurde, verzierte Madam durch mancherley Exclamationszeichen, und erwarb ohne mein Zuthun gerade wieder ihre Absicht, mir den Ruf eines entschlossenen und dabey nicht unhöflichen jungen Menschen, dessen ich denn auch wirklich nicht unwürdig war. Gar nichts Böses wird nur von denen nicht gesagt, die nicht lobenswürdig sind; und es ist immer ein schlechtes Zeichen, wenn man ganz von uns schweigt. Unter allen Contubernalen ward von mir am meisten gesprochen, und ich befand mich nicht übel dabey, wenn gleich es nicht alles gut war, was man zu sagen für gut fand. Es war weder Schwachheit, noch Bosheit, wodurch ich mich auszeichnete; es war ein gewisser natürlicher Gang, den ich wandelte, und was ist in der Welt, das nicht zweydeutig zu beurtheilen ist? — Freund Rhode, ein Verwandter des Hauses, brachte alles wieder ins Geleise; wir alle und einige Frauenzimmer aus der Familie wurden nach dem damaligen Lustorte Bedritten zu einem

Ver-

Versöhnungsmahl eingeladen, wie wir meynten, auf Kosten unsrer Wirthsleute. Indeß sendete uns Hr. Lux drey Tage darauf eine Rechnung zu, obgleich wir uns einen Sonnabends Abend, eine Nacht und einen Sonntag herzlich gelangweilet hatten. Ich brachte nach bezahlter Rechnung die komischen Züge dieser Spazierfahrt in dramatische Form, wobey ich alle theatralische Regeln übertrat, nur die Einheit des Orts und der Zeit nicht. Ich hatte die Gabe, einem jeden sehr natürlich nachzusprechen, und wenn wir Contubernalen recht lustig seyn wollten, führten wir diese Farce auf. Niemand machte, wie es sich verstand, sich selbst; Rhode aber wollte bey diesem Greuel an heiliger Stätte nicht Theilnehmer seyn. Ich war hier Aristophanes, den sein Athen auch bey seinen aus der Natur geradezu ausgehobenen Charakteren und Scherzen gern hörte.

Fischer und Borzim wurden durch die Ihrigen sehr reichlich an Tisch und modischer Kleidung versorgt. Ich beneidete besonders Fischern vor allen Dingen den Vorzug der Unabhängigkeit, den, wie ich hier nur zu deutlich sah, das Geld giebt, und nächst dem

das Glück, daß er alle Nachmittage seinen Kaffee trinken konnte, wogegen ich mich gegen Abend allemal weit über ihn hinaussetzte, indem er alsdann täglich in ein Kaffeehaus ging, um dort zu spielen und seine Zeit weit schlechter zu verwenden, als ich, der ich bey Butterbrod und Wasser studirte. Vorzim starb als Rector in Rastenburg, und Fischer x) ist Accise-Einnehmer in Heiligenbeil.

Ich studirte Mathematik und Philosophie mit außerordentlichem Eifer, und da ich leider weder im Lateinischen, noch weniger im Griechischen weiter zu kommen Gelegenheit fand: so müßt' ich mich anstatt der lebendigen Lehrer, nach denen ich ausgegangen war, mit todten behelfen. Kant fing damals erst zu lesen an y), und ich besuchte seine Schule nicht eher, als bis ich den ganzen sogenannten philosophischen Cursus bey Buck gehört hatte. — Beym Blick auf meine ersten akademischen Jahre

x) Nun auch schon todt.

y) Doch hatte Kant schon seit 1783 Collegia gelesen.

Jahre muß ich einem lieben kleinen Menschen, dem einzigen Sohn des Oberhofprediger und General-Superint. Arnold, ein Andenken stiften, das er so sehr verdient. Diesen sehr fähigen Jüngling hatte sein Vater übereilt, und da er noch keine theologischen Collegien hören sollte, so gab er ihm die Erlaubniß, sich ein halb Jahr lang ganz nach seiner Neigung zu beschäftigen, welches ich für einen unglücklichen Einfall halte. Er wurde mit Rhode und so auch mit mir bekannt, und ich gewann ihn wegen seines offnen Wesens außerordentlich lieb. Doch hatte ich das Studiren noch lieber als ihn, und wenn Rhode seinetwegen Stunden versäumte, und mit ihm nach der Neuen Bleiche und nach Cosse und Holstein [z]), und wer weis wo sonst hinging: so blieb ich zu Hause und ging den mir vorgezeichneten Weg. Dieß hemmte indeß unsere Zuneigung nicht; vielmehr schien sich bey Arnold etwas Achtung beyzumischen, die das Salz der Zuneigung ist, und ohne die selbst in der Ehe die Neigung wenig oder nichts sagen will. So lebten wir etwa drey Vierteljahre, gingen

z) Lustörter ganz in der Nähe von Königsberg.

gingen zusammen spaziren, machten Verse, lasen Dichter, die Arnold alle besaß und gerne lieh, unter welchen Haller bey mir den Preis erhielt; er war auch Arnolds Liebling. Politische Dinge bekümmerten uns wenig, selbst nicht der Einzug der Russen nach der Schlacht bey Jägerndorf. Einst ließ sich Arnold in acht Tagen nicht sehen; am neunten hörten wir nicht, daß er krank, sondern daß er todt sey. Gott, wie ging uns diese Nachricht durchs Herz! Noch höre ich in der Kirche die Trauertöne der Musik, die an seinem Begräbnißtage aufgeführt ward, und noch sehe ich ein edles Mädchen, J. M., die Arnold verehrte, und auf die so manches Gedicht gemacht ward, weinen. — Nie hat mir die rührende Melodie von dem Liede: „Ich bin ja Herr in deiner Macht," so das Herz erschüttert, als bey dem offnen Grabe meines Arnolds, und nie bin ich das Professoren-Gewölbe vorbeygegangen, ohne an dich zu denken, lieber guter Junge! Ruhe wohl! —

An der Lage Preußens konnte ich bey weitem den Antheil nicht nehmen, den ich an diesem lieben edlen Jungen nahm, und fast

möch-

möchte ich, wenn ich jetzt so äußerst politisch bin, und wenn jede Zeitungsnachricht mich so außerordentlich angreift, jene Zeit zurückwünschen, in der mir dieß alles so gleichgültig war. Je älter ich werde, je politischer scheine ich auszuarten. Auszuarten? Durch diesen Ausdruck thue ich mir in der That zu viel; denn Gott weis es, ich wünsche durch meine Politik nur, daß die Menschlichkeit auf Erden sich verbreite, daß Ehre würde Gott in der Höhe, Friede auf Erden und dem Menschen ein Wohlgefallen. Den Preußischen Staat halte ich für den einzigen, welcher dem Despotismus in Deutschland und einer deutschen Universalmonarchie entgegen zu arbeiten im Stande ist, und aus dem Menschenrecht und wahre Aufklärung ausgehen könnte; dieß macht mich patriotisch und aus Patriotismus werde ich politisch, so daß ich ein Mensch und ein preußischer Patriot zu seyn für eins und dasselbe halte. Allerdings können mein Amt und der Umstand, daß einige meiner Verwandten in der Armee dienen, vieles hiezu beytragen, nicht minder meine Jahre. (Es scheint überhaupt Regel zu seyn, daß, je älter man wird, je mehr hält man sich an größere Begebenheiten, je leerer

findet

man die kleinen Vorfälle, die täglich vorkommen! Man hat des Alltäglichen genug!) Das Interesse, so ich mittelst meines Patriotismus an der Menschheit nehme, ist und bleibt denn doch immer die Hauptursache meiner jetzigen Denkart. Ich weis alles, was wider den preußischen Staat zu sagen ist, und zwar in mehr als Einer, und fast hätte ich Lust zu sagen, in allen Rücksichten, da ich bey der Polizey, der Staatswirthschaft überhaupt, und dann auch bey der Justiz nicht im kleinen, sondern auch im großen Dienste mich befinde; allein ich muß doch gestehen, daß, wenn die Freyheit nur durch allgemeine durchgängige Gesetzmäßigkeit besteht, im preußischen Staate, wo nicht diese selbst, so doch eine Analogie derselben und der Schein davon vorhanden sey, und wenn gleich jeder Schein betrügt, so giebts doch auch Schein, der vergnügt. Alle Erzählungen politischer Begebenheiten gebrauche ich cum grano salis, indem ich in jeder derselben den Geist und die Beziehung auf die wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Geschlechts und auf die Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft studire, und sie nicht zum Zeitvertreibe, sondern zum Trost erwege! Gott, wie leidig ist oft

dieser Trost, wie leidig! Ich kannte hier einen englischen Kaufmann, Namens Green, Kants Freund, der in allem, selbst in seinem Tode, einen Trost fand, im Tode den Trost, daß seine entsetzlichen Schmerzen gewiß aufhören und er ihnen einen Streich spielen würde. Diesen Green bemühe ich mich in politicis oft mit gutem, oft aber auch mit desto schlechterm Glück zu machen. Wer über gewisse Dinge nicht den Trost verliert, der ist nicht bey Trost, oder der hat keinen zu verlieren — könnte man nach Maaßgabe der Lessingschen Behauptung sagen: Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren. Die Gesetze ziehen eine gerade Linie; allein alles in der Welt bewegt sich nach krummen Linien, und eben deswegen ists auch so schwer, Gesetze anzuwenden! Fiat applicatio, die ich mit dem herzlichen Wunsche begleite, daß Gottes Reich bald kommen und die Welt von Zeit zu Zeit besser bedenken möge, was zu ihrem Frieden dienet! Unmöglich wenigstens ists vermöge der Buchdruckerey, daß alle Schriften in eine Alexandrinische Bibliothek zusammengebracht werden können, damit die Brandstifter von Barbaren an ihnen

ihren

ihren Muth kühlen können, so wie jener Tyrann ganz Rom nur Einen Kopf wünschte, um ihn mit Einem Hieb vom Rumpf ablösen zu können! — —

— Die Theologie hörte ich bey einem Philosophen, dem größten Wolfianer, den Wolf erzeugt hat; wenigstens soll Bar. Wolf immer gesagt haben: Hat mich je jemand verstanden, so ists Schultz in Königsberg. Aller seiner unzubestreitenden Philosophie, die Kant sehr benutzt hat, unerachtet, war dieser Schultz dennoch ein großer Pietist, der sich sehr viele Mühe gab, Schulen in Litthauen zu errichten, in Königsberg das Coll. Fridericianum, dessen Director er war, zu pietisiren, und durch Armenschulen armen Studenten und armen Kindern zu helfen. Nachdem er aber sehr viele Jahre geglaubt hatte, er würde durch die Pietisterey, nach welcher man durch tägliche Reue und Buße den alten Menschen aus- und den neuen anziehen zu können glaubt, eine förmliche Revolution bewirken und das Gute herrschend machen: so fand er, daß, da er von der orthodoxen Seite die schrecklichsten unerhörtesten Verfolgungen erlitten, die meisten seiner

Anhän-

Anhänger Heuchler gewesen waren und ihn betrogen hatten. Da Friedrich Wilhelm I. seine Seite und die Seite der Pietisten überhaupt hielt, die Königin hingegen zur Fahne der Orthodoxen sich geschlagen hatte: so war es denn wohl natürlich, daß das Muttersöhnchen Friedrich II. den guten Schultz beym Antritt seiner Regierung aus dem Consistorio setzte, und ihm so sehr als möglich die Flügel beschnitt; indeß ließ er ihm die Professur und Predigerstelle bis an sein Lebensende. — War es dein Ernst, guter Friedrich, die Menschen moralisch besser zu machen: so hättest du diesen Versuch nicht unterbrechen, sondern befördern sollen, einen Versuch, der auf Vernunft gebaut war, und der mindestens so viel bewirkt hat, daß im Preußischen unter den gemeinen Leuten weit mehrere, als irgend wo anders, England und Frankreich nicht ausgenommen, lesen und schreiben können! War es indeß blos königlicher Scherz mit deinem Aufklärungswunsche: alsdann mußte Schultz freylich ohne Red und Recht seine Flügel verlieren und seinen Aufklärungsbemühungen Zaum und Gebiß angelegt werden!

Dieser gewiß gelehrte Mann lehrte mich die Theologie von einer andern Seite kennen, indem er in selbige so viel Philosophie brachte, daß man glauben mußte, Christus und seine Apostel hätten alle in Halle unter Wolf studirt. Und so ist allemal der Lauf der theologischen Welt gewesen, daß man nämlich anfänglich die neue philosophische Secte aus christtheologischer Liebe bis aufs Blut verfolgt, nachmals aber ihr als seiner beschützenden Macht huldigt. Wie viel Weisheit muß in der Lehre Jesu liegen, da bey aller ihrer Einfachheit sie sich doch zu allen Vernunftsanstrengungen paßt! Die Kantische Philosophie hat ein gleiches Schicksal erfahren, und allen künftigen philosophischen Secten, so lange noch die Krempen am Hute anders gestutzt oder der Hut umgewandt und umgeformt werden kann, wird es nicht besser nicht schlechter ergehen. Die Consubstantiabilität, die Ubiquität u. dergl. sind freylich hohe Meister- und Kunststücke, die man aus der lautern, reinen und äußerst leichten Christuslehre errungen und erzwungen hat, und das significat, est quia oder quatenus ist ein Subtilitäten-Kram, den Christus so wenig als den Taubenhandel im Tempel gelitten

litten haben würde; indeß sah ich, Kraft meines Lehrers, ein, daß, da alles Ordnungsmäßig behandelt wird, ich auch ein Meisterstück würde machen müssen, ehe man mich in die Zunft aufnehmen könnte. Die meisten Meisterstücke der Handwerker bestehen aus Sachen, die Niemand im gemeinen Leben brauchen kann, die aber vielleicht ehmals gebraucht worden. Pia recordatio! Die Perukenmacher-Innung war verpflichtet, noch immer eine Allongen-Perüke zum Meisterstücke zu machen, obgleich sich Niemand mehr unterstanden haben würde, ein dergleichen Monstrum aufzusetzen. — Nachdem ich auf dem Schifflein der Theologie in mancher Noth und Gefahr und oft voller Verzweiflung gewesen war, faßte ich folgende Grundsätze: Es muß eine gewisse Allgemeinheit in der Lehre zur Norm angenommen werden, wenn nicht in Einer Provinz Paulisch, Kephisch und Apollisch gepredigt und katechisirt werden soll. Alle Worte sind vielerley Deutungen fähig; wer sie so verstehen will, verstehe sie so, wer sie anders deuten will, deute sie anders. Hat man doch die Bibel über alle Leisten der philosophischen Systeme, die sich doch so entgegen waren, als

Wolf und Crusius, geschlagen! Wenn der Mensch sich mit dem göttlichen Wesen verbinden soll, muß er der Heiligkeit nachjagen, und da er hier, er mag es nun machen, wie er will, doch immer zu kurz schießen wird: so mag der Mensch ein Ergänzungsmittel annehmen, welches er nur immer will, nie wird er sich beruhigen, wenn er nicht auch nach allen seinen Kräften Gutes zu thun sich bestrebet. Es heißt: Thut Buße und glaubet an das Evangelium; bemüht euch, bessere Menschen zu werden und Gott wird euch gnädig seyn! Von dieser Seite genommen kann die Zurechnung eines fremden Verdienstes um so weniger schädlich seyn, als der Bürge nur das, was uns zu leisten unmöglich fällt, zu bezahlen übernommen hat. Dem beneficio excussionis ist nicht entsagt bey dieser Bürgschaft. — So ungefähr glaubte ich auch durch die Thür des Systems Licht und Leben zeigen zu können. In dieser Stimmung dichtete ich geistliche Lieder, die sich sogar die Herrnhuter-Gemeinde durch eins ihrer Mitglieder ausbitten ließ, ohne indeß Gebrauch davon zu machen [a]). — — Ich

a) Seine nachher (1772) gedruckten geistlichen Lieder schickte er vor dem Druck unter dem angenommenen Namen Ger-

Ich kann versichern, daß ich auf der Universität nicht aufhörte, meine Seele in meinen Händen zu tragen [b]); daß mir jede Comödie

 über

Gerhard an Gellert, der ihm darauf einen sanften, Hippeln sehr erfreuenden Brief schrieb, vielleicht seinen letzten; denn es war kurz vor Gellerts Tode. — Späterhin war Hippel gegen die Allgemeinheit und Uebereinstimmung der vorzutragenden Lehre beym öffentlichen Cultus, wie sie Semler, Nicolai (Berl. Mon. Schr. Jan. 1791) und andere vertheidigen, und er disputirte hierüber oft gegen Kant. Er meynte, die Gefahr, daß dann viele der Gemeindeglieder, die sich bey den alten Vorstellungen nicht beruhigen könnten, mit einemmale alles verwürfen und zur Sittenlosigkeit übergingen, sey denn zu groß; drum müsse der öffentliche Vortrag der Religion allmählig immer reiner und vernunftmäßiger eingerichtet werden, und der Staat sich so wenig als möglich durch Religionsedicte u. s. w. um den öffentlichen Unterricht bekümmern, damit die Volkslehrer nicht genöthigt würden, Heuchler zu werden.

b) Hippel liebte diesen Ausdruck. S. Kr. und Qu. Züge II, 274. und Lebensl. i. a. L. III, 197. wo es heißt: „Der Ausdruck: seine Seele in den Händen tragen, heißt, wenn ihn Philosophen brauchen, so viel, als gute Gestus machen. Um diese letzte Stelle zu verstehen, muß man den Gegensatz nicht übersehen: Wir wollen u. s. w.

über die oben erzählte (S. 152) Spazierfahrt hintennach schmerzte; daß jedes unnütze Wort, das ich geredet hatte, in mir Vorwürfe erzeugte, und daß ich sogar, vorzüglich um mich nicht mit meinen Grundsätzen zu compromittiren, gänzlich der Theologie Abschied gab. Im Selbstüberwinden, worein ich die Tugend von jeher setzte, übte ich mich oft bey ganz gleichgültigen Dingen. Denn nicht selten entzog ich mir Lieblingsdinge und befand mich dann äußerst wohl. Je ärmlicher ich meinen Leib hielt, je reicher ward meine Seele; je mehr ich Fleisch und Blut überwand, je stärker ward mein Geist. O! wer es je empfand, wie glücklich diese Palmen machen, der wird die Hände nicht in den Schoos legen, sondern darnach ringen. Ein anerkannter Fehler ist so gut, als ein vergebener, und ein überwundener Feind ist so gut, als keiner. Der mit Recht bedauerte General Wolf ist bey Quebek von einem zu den Feinden übergegangenen Unterofficier seines Regiments aus Rache getödtet worden, und wer blos auf große Feinde sieht, kann durch leichte unbeträchtliche in die Flucht geschlagen werden. Es mag also jeder, der da steht, wohl zusehen, daß er nicht falle. — Ich über-

zeugte

zeugte mich auf der Universität ganz unwiderlegbar, daß ein Studirender vorzüglich der homme en place sey, um Herr über sich zu werden. Denn es sey nun der objective Endzweck der Philosophie Befreyung des Gemüths und Erlösung von dem Schrecken der Imagination, Tod und Teufel und von der Herrschaft der Vorurtheile, — oder aber Erkenntniß übersinnlicher Dinge: so ist doch mit allen diesen Stücken Einsicht in den Zusammenhang der Welt und des Verhältnisses, in welchem sich der Mensch gegen sie befindet, verbunden. Denn aus dieser Einsicht folgt die einzig wahre und vollständige Einsicht in seine Bestimmung, und die genaue Schätzung und Würdigung der Mittel zur Glückseligkeit. Unsere Bestimmung ist ein glückliches Haus, eine glückliche Staatseinrichtung, ein beglückendes Völkerrecht. Der Ausbildung unseres eignen Denkvermögens ist der objective Zweck der philosophischen Erkenntniß so untergeordnet, als der Selbstliebe die Liebe des Nächsten. Um seinen Nächsten zu lieben, muß man sich selbst lieben, und jenen objectiven Zweck der philosophischen Erkenntniß auszuüben, muß man erst selbst ein Philosoph seyn. — Die Absicht des Stifters

der christlichen Religion war nun zwar freylich nicht, ein System (wie mein Freund Kant) aus der Vernunft vorzutragen. Nicht bezweckte er eine allgemeine Sittenlehre, sondern eine allgemeine Moral für jedermann [c]); er legte indeß keine neuen und andern Pflichten auf, als welche die Vernunft schon jedem auferlegt hat. Pflichtsprivilegien giebts nicht. Was nicht allgemeine Pflicht ist, ist keine Pflicht. Der Inbegriff unserer Pflichten als Pflichten ist die natürliche; der Inbegriff unserer Pflichten als göttliches Gebot ist die geoffenbarte Religion." —

Nie vergeß ich einen Vorfall, der mir eine außerordentliche Seelenwonne bereitet hat. Ich ließ mich von der Altstadt züm Kneiphofe überfahren [d]), und sah, daß ein armer Pohle, der mich so wenig, als ich ihn verstand, indem er den Ueberfahrer bezahlen wollte,

c) Welchen Unterschied mag wohl Hippel zwischen diesen hier einander entgegengesetzten Worten, Sittenlehre und Moral, gemacht haben?

d) Der Uebersatz geschieht vermittelst einer Fähre, die den ganzen Tag in Bewegung ist.

wollte, seinen kleinen Vorrath von Scheide- münze in den Pregel fallen ließ. Die Ver- zweiflung dieses Unglücklichen ist über alle Be- schreibung! Vielleicht gehörte ihm dieser Vor- rath nicht allein, vielleicht war er der Beutel- träger einer ganzen Wittine; und bey diesem ihn zu Grunde richtenden Vorfall hatte er noch das Unglück, allgemein ausgelacht zu werden. Mein Herz wollte zerspringen. Ich ging ihm eine ganze Strecke nach, und gab ihm, was ich bey mir hatte, das freylich nicht viel war, vielleicht aber mehr, als er verloren hatte, wenigstens so viel, um sich trösten zu können. Wild sah er mich an, als wäre ich die Seele des Flusses, die ihm Erstattung angedeihen ließ. Ich lief, was ich konnte, um weder seine Erholung, noch seinen Dank abzuwarten, und war so froh, als wenn mich eine Engel- schaar in ihre Gesellschaft auf- und angenom- men hätte. — Diese Freude habe ich oft er- fahren. Jetzt ist sie mein Theil nicht mehr; denn ich brachte durch dieß Geschenk ein Opfer, ich entzog mir das Nothwendige, ich gab es in dem festen Zutrauen, es einem Würdigen zu geben. Mensch und würdig galt mir damals eins. Dieß kann ich, nachdem ich

den Menschen näher kennen gelernt, nicht mehr behaupten. Wie gern hätt' ich den fast verlohrnen Glauben an den Menschen wieder! An die Menschheit glaub' ich noch jetzt; denn wer an diese nicht glaubt, der ist nicht nur unglücklich, sondern macht auch unglücklich. Herr, stärke mir diesen Glauben! Amen!

Es existirte bey D. Buck eine Disputirgesellschaft, die vorzüglich aus dem Kern seiner Zuhörer bestand. Dieser Phalanx hielt außerordentlich zusammen; man ward fast gewählt von den Mitgliedern und mittelst feyerlicher Reden aufgenommen. Noch denke ich an die Redeangst, die mir vor meiner Aufnahme eine schlaflose Nacht zuzog. Den jetzigen talentvollen Hauptmann von Neumann [e]), den Freund Scheffners, die sich beyde damals als Dichter zu zeigen anfingen, lernte ich in diesem Zirkel kennen. Es drang sich um jene Zeit ein junger Mensch, Warth, unsrer Disputirgesellschaft auf; ich erhielt den Auftrag,

e) Jetzt Major und Commandeur des Infanterie-Regiments Courbieres.

trag, seine Rede am Tage der Aufnahme zu beantworten. Warth drang mir seine Rede vorher zum Durchlesen auf, und befriedigte unter dem Vorwande, daß ich mich desto besser in Verbindung setzen könnte, seinen Stolz, der überhaupt niemals die Zeit abwarten kann. Ich fand so viel mir schon Bekanntes in diesem beflügelten poetischen Aufsatze, daß, da ich mich recht besann, ich ganze Seiten aus Youngs Nachtgedanken entdeckte, getreu und sonder Gefährde aus Eberts Uebersetzung abgeschrieben. Ich nahm meinen Young mit, machte dem H. Recipiendo ein Compliment, daß er uns mit einem Kernschriftsteller zu unterhalten die Güte gehabt, um uns von unsrer eben nicht poetischen Bestimmung, die sogar zuweilen auf grammatikalische und lexikalische Bemerkungen Jagd mache, abzuleiten und unsern Ideen-Reichthum zu vermehren. Jedes Wort seines Vortrages hätte einen reichhaltigen Sinn, und ich wüßte nichts Angemesseneres, als da fortzufahren, wo unser neues Mitglied aufgehört hätte. Hier las ich denn ein paar Seiten aus Young und schloß, nicht in poetischer oder tollgewordener Prosa, sondern fein prosaisch, mit einem Glückwunsche.

Warth

Warth nahm anfangs diese Procedur nicht übel; indessen konnte er nie zu Kräften unter uns kommen, welches zuverläßig und ohne meine Beschämung der Fall gewesen wäre. Einige Jahre darauf ward er Rector in Pillau, wo er ganz übersprang. Einmal habe ich ihm im Irrhause begegnet, und meine Receptionsrede hat mir so viel traurige Empfindungen erregt, daß ich den ganzen Tag zu nichts kommen konnte. Ich wünschte sehr, ich hätte diese Rede nicht gehalten.

Uebrigens hat mir diese Disputirgesellschaft gelehrt, daß der beste Zweck von dergleichen Klubbs selbstische Leidenschaften der Einzelnen nicht verhindern können, daß in jeder Gesellschaft immer einer oder mehrere sind, die mit den andern ihr Spiel treiben; überall ist ein General, überall etwas de propaganda. Ich faßte hier (obgleich ich hier keine kleine Figur vorstellte) den Entschluß, in keine Gesellschaft zu treten, welches ich auch in Hinsicht gelehrter und ungelehrter Gesellschaften, aller Anlagen und Nachstellungen unerachtet, treu gehalten habe. Von der Maurerey allein hab' ich Handgeld genommen. In Wahrheit,

in jedem Orden, in jeder Gesellschaft dienen gewöhnliche Menschen zu Absichten, die sie nicht übersehen; große ungewöhnliche Seelen aber thun am besten, frey und vor sich allein, ihren Weg zu wandeln. Ich kenne keine Gesellschaft, wo nicht angebliche Größe der vornehmsten Mitglieder ihnen unnatürlich war, und etwa so stand, als ein Staatskleid, das man nach der Vorstellung wieder ablegt.

Eine unsrer vorzüglichsten Erholungen bestand darinn, daß Borzim, Fischer und ich, zuweilen auch Neumann, in Hessens Garten gingen, der sehr romantisch in einer Vorstadt liegt. Dieß geschah im Sommer etwa alle vierzehn Tage, Mittwochs oder Sonnabends. Jener Garten war damals in seiner ihm angemessenen Schönheit, das heißt, er war wild. Wir spielten hier Kegel, und ich ward immer ausgelacht, daß ich mich hierbey so ungeschickt als möglich nahm. Der Inspector D* hat diesen Garten nach der Zeit gekauft und ihn nach seiner Weise verschönert; indeß habe ich alle Jahre das Andenken jener unschuldigen Freuden durch ein paar Wallfahrten in diesen Garten gefeyert. Ehe ich eine

eigenthümliche Besitzung hatte, miethete ich mir in seiner Nachbarschaft einen Garten, damit ich den weiland Heßischen Morgens und Abends, wenn es kühle worden war, und sich der Inspector mit den Seinigen zurückgezogen hatte, ungestört benutzen konnte. — Formey läßt Friedrich II. nicht die Ehre, der Erfinder des Namens Sanssouci gewesen zu seyn; vielmehr behauptet er, daß der König durch den Grafen Manteufel aus Pommern, der ein kleines Lustschloß, Namens Kummerfrey hatte, auf Sanssouci gebracht worden wäre. Zu viel büßet der König denn eben hierbey nicht ein, der überhaupt mit den Namen in keinem guten Vernehmen war; alle Augenblicke lebte er mit VS und mit KY und mit sonst andern ihm widerlichen Namen im wirklichen Streite, und das neue Schloß blieb sogar ohne Namen! — Ich glaube, der Hessesche Garten hat nach Hesse vier bis fünf andere gehabt; allein ich würde ihn so genennt haben, wenn Scheffner ihn selbst auf seinen Namen gebracht hätte, wozu er nach dem Verkaufe seines irdischen Paradieses Sprindlacken Lust bezeigte. —

Einer

Einer der wichtigsten Vorfälle des ersten Theiles meines akademischen Lebens ist wohl mein Einzug zum Holländischen Justitzrath Woyt, dem mich mein Vater, sein alter Universitätsfreund, gleich anfänglich empfohlen hatte. Dieser Mann, den ich von Zeit zu Zeit besuchte, trug mir von freyen Stücken Haus und Tisch an, wenn ich ihm, so oft es mein Studiren litte, Gesellschaft leisten wollte. Ich sagte sehr laut Ja, weil ich hier freye Luft, herrliche Aussicht, ein schönes Zimmer, einen nicht unebenen Garten zu meiner Disposition hatte. Ueberdieß gefiel mein Fleiß und meine Eingezogenheit einer alten Hausjungfer so sehr, daß sie mir Abends auch so viel Licht gab, als ich haben wollte. Ich fühlte mich weit größer, als gewöhnlich, wenn ich außer dem Lichte auf dem Tisch, noch eins auf dem Leuchter haben konnte, und so nahm mein Muth zum Studiren mit dem Lichte zu, das ich in meinem Zimmer verbreitet hatte. Mit Vergnügen denke ich an diese Zeit zurück, wo ich viel lernte. Selbst der Umgang mit Woyt war mir sehr lehrreich, weil er ein sehr eleganter römischer Jurist war, wodurch sich, ohne daß wir es dazu anlegten, eine Neigung zur Jurispru-

denz

denz bey mir einschlich, die meinen nachherigen Entschluß, mich dieser Wissenschaft zu widmen, ohne allen Zweifel Vorschub leistete. Woyt hatte einen kleinen Stief-Enkel, Sohn des Kriegsraths Lübeck, den ich nicht eigentlich unterrichtete, der aber zuweilen auf mein Zimmer kam, wo ich mich mit ihm abgab, oder ihn spatzieren führte. Unter den andern jungen Officiers und Personen, die ins Haus kamen, wurde mir bald der Lieutenant von Keyser, Sohn des Rußischen Vice-Admirals und ein Verwandter der Madam Woyt, am wichtigsten; unsere Bekanntschaft ging bald in enge Freundschaft über.

So lebte ich eine geraume Zeit; reisete zuweilen zu meinen Aeltern, für die Woyt mir allerley Weine mitzugeben die Gewohnheit hatte. — Um diese Zeit nahm mich Woyt einst zu einer Staatsvisite beym Dr. Schulze; noch lebhaft erinnere ich mich, daß die Kälte, welche dieser gegen mich, seinen ihn so verehrenden Schüler, blicken ließ, ein Stich in das Herz war; denn ich glaubte, er würde mich mit offenen Armen empfangen! — Ohne Zweifel wollte Woyt durch diese Visite mir den Weg zu einer baldigen Versorgung erleichtern,

tern, zu der ich mich in bester Form schickte. Ich hatte nämlich in Königsberg über die Worte: der Gerechte ist auch in seinem Tode getrost — gepredigt. Bald darauf predigte ich in meines Vaters Kirche zu Gerdauen, über „den Frieden Gottes, höher als alle menschliche Vernunft." — Das folgende Jahr am Oster-Montage in Gerdauen, über das Evangelium, von den Jüngern, die nach Emahus gingen, von den Pflichten der Rechtschaffenen zur Zeit des Unglaubens. In dieser Predigt nannte ich die Jünger, die mit Christo von Jerusalem sechszig Feldwegs gingen, Jünglinge. Als ich wieder ins Haus kam, fragte mich mein Vater, wie ich zu der Entdeckung gekommen wäre, daß diese Jünger Jünglinge gewesen; „ich, setzte er hinzu, halte sie für Männer." Der Maler eines meiner besten Gemälde, welches diesen Gegenstand vorstellt, ist, wie ich niemals ohne Lächeln sehen kann, meines Vaters Meynung. — Es war mir nicht angenehm, diese wahre Kritik zu hören; ich hatte diese Jünger so lieb, daß ich mir sie durchaus in meinen Jahren dachte, als Jünglinge, die aus Königsberg gen Gerdauen gezogen waren, um die Kanzel zu besteigen. —

Noch predigte ich am Sonntage Trinitatis nach dem gewöhnlichen Evangelio über die Unbegreiflichkeit Gottes, und am 9ten Sonntage nach Trinitatis, auch nach Maasgabe des Evangelii, über die Rechenschaft, die einem jeden Menschen bevorstehet.

Mehr als diese fünfmale habe ich mich nicht hören lassen, um den Ausdruck meiner Mutter beyzubehalten. Es fielen diese fünf Predigten in den Zeitraum von Einem Jahr und etwas drüber. Eine Dame von vornehmer Geburt schickte nach meiner ersten Predigt in die Sakristey, und ließ sich meinen Namen erbitten. Voll Selbstgefühls und in der festen Zuversicht, ihr Herz gerührt zu haben, sagte ich ihn dem Boten, der mich indeß mit dem Seufzer verließ, daß seine Herrschaft auch kein Wort verstanden hätte. Da diese Kritik nicht auf die Rechnung meiner Brust, sondern meiner Behandlungsart gehörte, so gereichte dieser Vorfall nicht zu den angenehmen meines Lebens. Dagegen belohnte mich der competentere W o y t mit außerordentlichen Beyfall, als er die beyden letzten Predigten in Königsberg anhörte. Ich besitze noch jene fünf Beweise meiner damaligen Denkart, die darauf

hinausging, den Menschen, ohne ihn durch Heterodoxie abzuschrecken, zum Ziele zu bringen. Schon war ich willens, diese fünf Predigten der Dame von vornehmer Geburt zum Trotz herauszugeben, mit dem Motto: Es ist ein Knabe hier, der hat fünf Gerstenbrode; — allein ich will diese Ehre gern dem M. v. W. abtreten. Seitdem Spalding diesen Weg einschlug, würde ich eine Sünde, wo nicht wider den heiligen Geist, so doch eine wirkliche begehen, das Publikum damit heimzusuchen. Den sonderbaren Poeten Lauson[f]), der unter meinen Freunden damals eine Rolle spielte, gewann ich durch die Predigten, die ich in Königsberg hielt; ein wunderbarer Charakter! Er legte es mit gutem Vorbedachte darauf an, gefürchtet zu werden; denn er gab sich nicht die mindeste Mühe, sich aus dem Ruf eines Satyrs zu setzen. In der That, ein Gelehrter, der keine andere Rolle im Publico

f) Er gehört zu den deutschen Improvisatoren, und die längstens Impromptu's glückten ihm oft besser, als viele Verse, die er für Geld und gute Worte machte. Uebrigens war er ein Sonderling im allerhöchsten Grade, dabey aber ein rechtschaffener Mann.

übernehmen will, bringt qua talis weit mehr vor sich, wenn er gefürchtet wird, als wenn man ihm die Ehre erweiset, ihn zu lieben. An Höfen vorzüglich ist dieß die beste Rolle, die ein Gelehrter übernehmen kann. Friedrich II. fürchtete Voltairen und liebte D'Argens; wer würde indeß nicht viel lieber Voltaire als D'Argens bey Sr. Majestät gewesen seyn g)! —

Scheffnern kannte ich damals nur noch wenig. Einst traf ich ihn beym Buchhändler Kanter, als ich dorthin eben Scarrons komischen Roman zurückbrachte. Kanter fragte mich, ob mir das Buch Vergnügen gemacht hätte? — „Nein, nicht das mindeste,“ — erwiederte ich; und Scheffner fand für gut, so laut, daß ichs hören konnte, hinzuzufügen: „Mich hat es entzückt.“ Dieses Urtheil verdroß mich um so mehr, als es wahr und richtig, das meinige aber schief und relatif war. Mala causa patrocinio pejor fit. Da der Zeitpunkt in die Tage der beliebten Orthodoxie fiel, so konnt' ich nicht umhin,

g) Es giebt doch wohl viele, die hierauf mit Nein antworten würden.

hin, im Feuer-Eifer eine Abhandlung über Theatermanie hinzuwerfen, wo denn so manche unzeitige Bannstrahlen auch auf den Vertheidiger des Scarron gefallen seyn mögen. Ich armer Junge! die äußere Luft dringt in ein Gefäß, unter welchem die innere weggenommen ist. Ich verstand die Sache zu wenig, worüber die Preißfrage war, und freylich ist Feuer-Eifer das Beste, wo es mit Gründen nicht fort will! — Dieß giftige Ding hab' ich nicht unter meinen Papieren gefunden, und es verdiente, daß es an dem theologischen Gallenfieber dahin starb, wiewohl ich es jetzt gern zum Andenken hätte, um mich mit Scheffnern darüber lustig zu machen. Das Merkwürdigste war, daß der Mann nach der Uhr mich mit Scheffnern wieder aussöhnte; denn als er nach überstandenem Soldatenleben heimkam, war es das erste liebliche Wort, womit er mich begrüßte: Ihr Mann nach der Uhr hat mir recht wohl gefallen. — So gehts in der Welt! jetzt, da ich dieses schreibe (1791), bin ich wieder in Versuchung, über Theatermanie auszubrechen, fest überzeugt, daß Scheffner mein Gegner nicht seyn würde. Denn wahrlich unser Theater ist eine

Schule, wo Koketterie den Schönen, und Liebesintriguen den Jünglingen beygebracht werden, wo man zu künstlichen Betrügereyen, Kabalen und andern dergleichen feinen Dingen Anleitung giebt, wo Jedermann, insbesondere unsere Bedienten sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, durch Beyspiele verführt werden, und wo es hundert- und tausendfältig wahr wird, daß böse Exempel gute Sitten verderben, wiewohl, und mich dünkt, das ist das Uebelste eines Uebels, unter dem Schein des Rechts, unter der Firma: Sittenschule! — Freylich könnte mehr durch Theater, als durch Kirchen ausgerichtet werden, wenn sich beyde das Ehrenwort geben und es halten möchten, daß man hier mit edlem Ernst, dort mit edler Satyre das Laster befehden, überall aber die Tugend beschützen wollte. Wie gar anders würden alsdann unsere theatralischen Arbeiten ausfallen! Wie gar anders müßten unsere Akteurs und ihre Rollen seyn! Will man mir einwenden, daß unsere Kirchen und deren Diener (oder eigentlicher Herren) sich einer, wo nicht größern, so doch gleichen Reformation unterwerfen müßten: so hab' ich wenig oder nichts dagegen. Der Zeitpunct, wo über-

haupt

haupt dem Dichter Ehre und Verdienst gebührt, ist der, wenn die Nation anfängt, aus der Barbarey herauszugehen, als wobey es, wie H. Campe ganz recht sagt, rathsam ist, daß man die Wahrheiten der Philosophie mit dem Laternenglase der Poesie umgebe. Sobald die Nation über die erste Periode der Aufklärung hinausgezogen, ist es, setzt er eben so wahr hinzu, weder schwer, noch nützlich, Gedichte zu machen. — Ein jeder Kopf nehme sein eignes Leben, und er wird finden, daß ganze Staaten so wie einzelne Menschen aufgeklärt werden. Verstand kommt nicht vor Jahren. Wer nicht in seiner Jugend Verse gemacht hat, ist wenigstens kein Kopf. Ich habe von Kant Verse gelesen; quaeritur, ob Wolf welche gemacht hat? — Ueberhaupt ist der Mensch der Mikrokosmus; wie es mit ihm im Kleinen ist, so ists in der Welt im Großen. Würden unsre Aufklärer werden wie die Kinder, so würde ihrer gewiß das Himmelreich gewisser seyn, als jetzt. —

Uebrigens lebte ich bey Woyt auf eine Art, die ich nicht besser wünschen konnte. Kein Nahrungskummer ließ mich für den andern Morgen sorgen. Ich war gesund, und

fast hätt' ich Lust hinzuzufügen, ich konnte alles, was ich wollte. War es eine Predigt, die mir anwandelte: so war sie da; sollt' es ein Gedicht seyn, es war auch da. Mathematik, Philosophie und Theologie schienen mir nicht anstrengende Wissenschaften, sondern liebliche Gespielen; und da ich mit Woyten, einem alten Weltklugen Manne, über Alles reden und mit meinem Wissen einen Umsatz machen konnte: so gewannen wir beyde. Halb im Spielen lernte ich die holländische Sprache von ihm. Er äußerte über alle Anlagen, die er bey mir bemerkte, eine sichtbare Freude, und hätte ich noch die zu einem guten Wirth [h]) gehabt, wie glücklich hätt' ich ihn gemacht. Um diesen eleganten Juristen durch einen Zug kenntlich zu machen, will ich nur noch anführen, daß wir einmal an Ostern Nachmittage in die Neue Kirche gingen, wo der Verfasser der guten Sache, der gelehrte Lilienthal, über die Leiber, die wir nach der Auferstehung haben würden, predigte. Das war etwas für

Woyt,

h) Woyt, verwöhnt an holländische Reinlichkeit und häusliche Ordnung, fand nichts hiervon auf Hippels Stube; und so hielt er ihn für einen schlechten Wirth.

Woyt, so wenig er auch zu den Orthodoxen gehörte [i])! Seine Juristerey bestand in ähnlichen gelehrten Fragen; es waren juristische Leiber nach der Auferstehung, mit denen er denn die praktischen Herren Juristen, die uns zuweilen besuchten, erschrecklich in die Enge trieb.

Ehe ich zu Woyt zog, und also in meinen frühern akademischen Jahren, gehörte es zu meinen Eigenheiten, daß ich oft Wochen lang im Bette blieb, um zu studiren und durch nichts mich stören zu lassen. Indeß war es auch bey Woyt noch meine Gewohnheit zu lucubriren. Jetzt gehe ich früh zu Bette, und stehe früh auf. Dieß schreib ich um 5 Uhr, d. 14. April 1791, an einem schönen Morgen, an dem ich das Fest meiner jetzigen Weise mit Dank feyre! Ich habe mich gefreut, als ich in den Nachrichten über Basedow in einer periodischen Schrift fand, daß auch er im Bette wochenlang zu studiren die Gewohnheit gehabt. — In den Ferien verschloß ich mich und war für keinen zu Hause, damit ich im Ganzen über-

i) Verglichen die seltnen Fragen der Pastorin und ihrer Mutter in den Lebensläufen i. a. L., besonders I. 263.

schlagen möchte, was ich stückweise von meinen Lehrern eingesammelt hatte.

Jene jugendliche Einsamkeit und jene Spielwerke, womit ich mich in derselben so herrlich unterhalten konnte, ohne mich zu quälen, wie etwa Leute, die allein Schach ziehen, folgten mir auch auf die Akademie nach. Da ersann ich mir Gelegenheiten, bey welchen ich eine Leichenrede halten, Kinder confirmiren oder Sterbenden Muth zusprechen sollte; und dieß war mir so angenehm, als es mir in der Wirklichkeit schwerlich gewesen seyn würde, indem die eingebildete Scene vor der wirklichen den Vorzug hat, daß dort kein Kritikus uns ein Bein stellt, den Redeplan pfändet, unsere Pfeife verdirbt oder unsere Trommel durchlöchert! O! was hab' ich für herrliche Casualstücke geliefert! Um mich zu denselben in Geist und Leben zu setzen, erweckte ich mich durch die Musik, durch Chorale. Wenn alle Einsamkeiten so unschuldig wären, so würden sie mehr zu empfehlen seyn, als es jetzt der Fall ist. — Es ist Zeit, daß ich auf Reisen gehe! —

Drittes Buch.

Jetzt komme ich zu einer der angenehmsten Epochen meines Lebens, zur Reise nach Petersburg, die einer Entzückung ähnlicher, als einer irdischen Wirklichkeit war, indem ich mich den Fesseln der Verhältnisse meiner Lage, Conventionen, Jahre u. s. w. entrissen in eine andere Region und ein höheres Chor der Existenz versetzt fühlte. Ich habe diese Extase meinem unvergeßlichen guten von Keyser zu danken, dem schon erwähnten Russischen Lieutenant, Sohn des Russischen Viceadmirals v. Keyser, der oft zu Woyt kam, da dessen Frau seine leibliche Tante war; denn auch der Viceadmiral war bekanntlich ein Holländer von Geburt, so wie seine ganze Familie. Die Russen hatten damals Preußen besetzt, und der Lieutenant Keyser erhielt im Sept. 1760 von dem Russ. Gouverneur, Gen. Lieut. von Korff, den Auftrag, den ersten Bernstein als ein Opfer von dem eingenommenen Preußen zu den Füßen der Kaiserin Elisabeth zu legen. Keyser und ich waren Herzensfreunde geworden; er

bot

bot mir an diese Courierreise mit ihm zu machen, und die Sache war sogleich richtig; denn ich hatte eine Neigung zu den Russen und ihrem großen Reiche gefaßt. Woyt war ein außerordentlicher Preußischer Patriot und oft so ungerecht gegen die Russen, als viele unserer jungen Officiere, die beym Anfang des Krieges mit den Russen, ihren Schönen Zobelpelze in Menge als Beute versprachen, und die ohne roth zu werden behaupteten, daß die Russen die Gewehre mit den Füßen loszuschießen die Gewohnheit hätten. „Haben die Russen, dachte ich, solche Thaten mittelst der Füße gethan, was wird aus der Welt werden, wenn sie den Kopf gebrauchen!" — Sobald ich einen Theil der Russischen Armee kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, ward mein Glaube je länger, je lebendiger, daß uns die Russen zu schaffen machen würden, und daß die jungen Preußischen Helden in der Weise von ihnen sprachen, als der Muthwille beym Glase Wein über Weiber zu sprechen gewohnt ist. Wenn gleich mein großer König und die Ueberlegenheit seiner Feinde, nicht minder seine gerechte Sache, die mir aus dem darüber erschienenen Memoire ganz sonnenklar einleuchtete, mein

gan=

ganzes Herz erfüllten: so konnt' ich doch dieser patriotischen Denkungsart halber nicht ungerecht und sogar spöttisch gegen eine Macht seyn, die, außerdem, daß sie Gewalt über uns hatte, und daß wir ihr in bester Form Rechtens unterthan waren, Land und Leute menschlich behandelte, und zum Siegen oder Sterben geboren zu seyn schien [a]). Ich hatte eine patrio-

a) Hier folgt in dem Manuscript ein sehr sinnreiches Räsonnement über das Russische Militair, ihre Religion rc. welches ich, leider durch den Raum gezwungen, hier weglassen muß; vielleicht läßt es sich anderswo mittheilen. Nur ein paar Stellen daraus: „Die Russen können nicht sagen: Unser Leben währet 70, und wenn es hoch kömmt, 80 Jahr, sondern sie müssen sich auf 60 bis 70 einschränken; denn die Mortalität von 50 bis 60 ist in Rußland unproportionirlich größer als bey allen andern Europäischen Nationen. Dieß hab ich gehört und gelesen, und scheinen mir Klima, Brandtwein und Bäder die Ursache von dieser Annahme zu seyn. (Indeß weiß ich wohl, daß Hofr. Herman in s. Statist. Schilderung von Rußland 1790. S. 22. behauptet, daß in dem Tobolskischen Gouvernement unter 605 Todten einer über 100 Jahre geworden!) Da man nun nach unserer jetzigen Kriegsweise durchaus mehr für junge Sol-

patriotische Anhänglichkeit an Preußen und weiß doch nicht, was ich für Rußland fühlte. Wer

Soldaten zu seyn Ursache hat, und die lieben Veteranen, weil sie die Gefahren kennen und durch Erfahrungen klug, oder welches fast einerley ist, behutsam geworden, um so mehr ihren alten Credit verloren haben, als je älter man wird, je lieber man sein Leben hat, und es schon seiner Hinfälligkeit halber zu schonen sucht: so ist die Russische Armee fast in einem beständigen Frühlinge von Jahren, in der ersten Stärke, in einer kühnen Unerfahrenheit der wirklichen Lebensgefahr, obgleich sie durch die beständigen Kriege, die sie seit Peter I., dem Anfänger und Vollender ihres Reichs, alle übrige den Soldaten so nöthige Erfahrungen zu erlernen die beste Gelegenheit gehabt. Lustlager und Paradeexerciren scheinen weniger der Russen Sache, als Ernstlager und Einnehmen und Schlagen zu seyn, und ich überzeuge mich je länger je mehr, daß wahre, ächte Soldaten durch zu große Pünktlichkeit im kleinen Dienst eher verdorben werden, als daß sie wachsen und zunehmen sollten; denn sonst würde am Ende zwischen Corporal und Feldherr ein Rangstreit aufgeworfen werden. Hat man je gehört, daß ein großer Grammatikus eine Epoche zu Stande gebracht? — Vom General von Usedom erzählte man mir, daß er bey den Mockerauischen Lustmanövren seufze und stöne, und nun nicht mehr gefragt werde, warum? da man seine Antwort schon weiß: „weil

Wer kann ohne Staunen einen Staat betrachten, welcher die nordöstliche Grenze der alten Welt ausmacht, den größten Theil des nördlichen Erdstrichs auf unsrer Erdkugel einnimmt, und in seiner gegenwärtigen Ausdehnung einen Umfang behauptet, dergleichen noch kein Reich hatte, auch nicht Eins, das sich durch die Geschichte bekannt gemacht hat. Das alte, oder wie ich es zu nennen pflege, unheilige römische Reich und das jetzige China ist mit der russischen Monarchie nicht zu vergleichen, und Alexander der Große würde sich gewiß nicht nach dem Monde umgesehen haben, wenn er seine Welt mit der russischen verglichen hätte; vielmehr würde er seine Augen beschämt zur Erde geschlagen und auf seine Gottheit menschlich Verzicht gethan haben. Gern hätte ich diesem Großen diese feurige Kohle aufs Haupt gegönnt; nicht, als ob er im Curtius etwa eine unleidliche Rolle spielte, sondern weil so viele kleine

„weil es nicht Ernst ist." So hab ich es von einem glaubwürdigen Zeugen, daß Möllendorf im Feuer der Lustmanövren sich durchaus einbilde, es sey Ernst; und wer kann denn auch so viele Jahre nach einander spielen, ohne daß aus Parade-Kindern Kriegsleute werden?"

kleine Fürsten ihn spielen, wobey sie sich selbst und ihr Land verlieren. —

Es sey nun, daß etwas von jenem Anstaunen für Rußland, dessen ich eben erwähnte, mir in meinem zwanzigsten Jahre anzusehen war, oder daß der Preußische Hofrath und Obersecretar Nicolovius, der des russischen Gouverneurs in Preußen anderer Kopf und andere Hand war, einige Vorliebe und einiges Zutrauen zu mir hatte, welches ihm indessen blos meine unsokratische Physiognomie beygebracht haben muß, weil ich ihn blos von Ansehen kannte: so war es mir doch befremdend, daß er mir den Paß nach Petersburg zu reisen verweigern wollte. Freylich fand ich mich dadurch beehrt, daß dieser berühmte und zu den russischen Zeiten mächtige Mann mich nicht für eine völlig unnütze Pflanze des Vaterlandes ansah. Wenn indeß ein Mensch von meinen Jahren auf der Stufenleiter der Erwartungen von Reisen die Sproße erstiegen hat, auf der ich mich befand: so würde ihn kein Mensch, am wenigsten einer mit so finstern Augenbraunen, als der brave Nicolovius hatte, herabzuleiten im Stande gewesen seyn. Man hört den andern besser, wenn man ihn sieht,

oder

oder besser, wenn man die Worte an seinem Munde sieht, und so giebt die Parthie um den Mund den Worten eine nicht auszudrückende Süßigkeit, einen Nachdruck, der seines gleichen nicht hat. Sobald ich den braven Nicolovius selbst versicherte, daß ich zurückzukommen entschlossen sey: hielt er mich nicht weiter auf, sondern ertheilte mir den erwünschten Paß, über den ich so froh war, als wenn er mir eine rußische Provinz verschrieben hätte. Ich kann es nicht leugnen, daß ich bis diese Stunde noch immer einen Antheil an Rußlands Schicksal und dem, was diesen Staat angeht, nehme, und daß mich besonders Catharina II. außerordentlich intereßirt, die, so oft ich sie in Petersburg sah, einen so großen Eindruck auf mich machte, daß ich ihr außerordentlich anhing. Auch müssen ihre Worte ihres Mundes halber von großer Wirkung seyn; ich habe sie nur reden gesehen, nicht aber gehört. Immer bild' ich mir ein, daß ich ihre ganze gegenwärtige Größe schon als Großfürstin in ihr erblickt habe; wenigstens können es mir alle meine Freunde bezeugen, daß, so jung ich gleich war, ich jedennoch allen Menschen versicherte, Peter III, der sich mir damals als ein üppiger

preußischer Fähndrich vorspiegelte, würde entweder den Kaiserthron gar nicht besteigen, oder sich nicht auf demselben erhalten. — Wenn man den Angaben glauben darf, so hat während der Regierung der K. Catharina II. das Reich 10 Millionen an Volkszahl gewonnen, wovon, wenn auch die neu eroberten Länder und die Colonisten 3 Millionen betragen sollten, doch immer ein plus von 7 Millionen entstehen würde, welches der Ueberschuß der Gebornen gegen die Gestorbenen herausbringt. Wird Catharina fortfahren, die bisherige mütterliche Fürsorge für ihren Staat zu tragen, so wird die Menschenzahl in ein angemesseneres Verhältniß mit der Flächengröße kommen, da jetzt noch die Bevölkerung mit der Flächenzahl des ganzen Reichs verglichen auf eine Quadratmeile nur 93 Menschen kommen, im Europäischen Theile auf eine dergleichen Meile 347, im Asiatischen aber nur 12 Menschen. Was würde aus Rußland werden, wenn jede Quadratmeile, wie in vielen europäischen Ländern, mit 3000 Menschen bewohnt wäre. Ich wünsche, daß die jetzige Kaiserin dies erleben könnte, die ihr Reich schon in 42 Statthalterschaften eingetheilt und nothgedrungen einthei-

len

len müssen, da deren zu Peter I. Zeiten nur acht waren, und über zehen nicht stiegen, obgleich sie 1758 schon bis auf 16 vermehrt oder zertheilt waren. —

Es thut mir sehr leid, daß es mir mit meinem Reisejournal wie dem verstorbenen Lord Marschall mit der Correspondenz, die er mit Joh. Jac. Rousseau geführt hat, gegangen ist. Es übergab sie der treffliche Mylord dem königlichen Bibliothekar Stosch in Berlin, und sie ward so schlecht aufbewahrt, daß, als man von ihr Gebrauch machen wollte, sie völlig unleserlich geworden war. Sie hätte es aus Gefühl und gerechtem Verdrusse von selbst und ohne alles Zuthun werden müssen, wenn sie Empfindung gehabt hätte. Von Voltaire wird in Berlin zu Lebzeiten Friedrichs II. gewiß kein Witz-Anwurf verstockt seyn! — Das nämliche Schicksal hat sans comparaison mein Journal erfahren, und so muß ich mir denn aus den wenigen Stücken, die mir Ratten und Mäuse noch übrig gelassen haben, und aus den wenigen Briefen, die ich zu Beylagen dieses Journals gemacht, zu helfen suchen. Ich kann meine Reise nur so, wie ich sie machte, d. h. en courier beschreiben, nur erzählen, was

Eindruck auf mich machte; denn alles übrige hab ich, da ich nicht ins Concept sehen kann, in den Tod vergessen.

In Kunzen, der ersten Poststation, wo wir zu Nacht blieben, waren wir sehr froh. An einem Sonnabend kamen wir an und trafen den Herrn Pastor hier in seinem Filial an, der blos auf Drosseln vocirt ist [b]). Er erzählte uns seine traurige Lage, und wir ließen ihn an unsrer Abendmahlzeit Theil nehmen, die ihm wohl behagte. — Wir reisten durch Mitau, aßen da zu Mittage, und unser Mitgast im Wirthshause war ein ächter Curscher Junker v. B—, der uns gewaltig viel von Hauen und Stechen erzählte, daß, wenn ich nicht schon auf der Universität mit dieser Sprache bekannt zu werden Gelegenheit gehabt, sie mir befremdlicher gewesen seyn würde. Nach wenigen Stunden betrat ich den eigentlich Rußischen Boden. Schwerlich wird man innerhalb sieben Meilen, denn so weit liegt Riga von Mitau, einen so gewaltigen Unterschied von Menschen finden, als mir hier so auffallend war.

Im

b) Daher der auf den Drosselfang vorzüglich angewiesene Pastor in den Lebensläuf., II, 201.

Im Freystaat (Curland) herrscht eine ganz andere Denk- und Sprechart, als in der Monarchie. Diese Theorie ward mir hier augenscheinlich, und ich muß, um die reine Wahrheit zu sagen, bemerken, daß mir die Monarchie in meinem damaligen Alter (ich war im 20sten Jahr) weit besser, als ein Freystaat gefiel; und vielleicht läßt sich das, wo nicht leichter, doch eben so leicht erklären, als warum Tragödien für die Jugend mehr Reize als Comödien behaupten, oder warum man in der Jugend leichter stirbt, als im Alter. Ohne Zweifel würde indessen meine von jeher nach Freyheit strebende Seele sich doch mehr in ihrem Elemente gefühlt haben, wenn nicht die aristokratische Weise, welche in Curland Gang und Gebe ist, mir die Freyheit (wenn Aristokratien anders diesen Namen verdienen) gerade von keiner empfehlenden Seite gezeigt hätte. Unser Mitgast — war kein hinreißender, sich und die Sache empfehlender Cicerone der Freyheit, da der Mensch nichts, dagegen der Edelmann bey ihm alles galt. Ist da Freyheit, wo nicht einmal die Gesetze der Menschheit gelten? Mein Reisegefährte, der Holländer zu Vater und Mutter hatte, indessen in Rußland geboren

und gezogen und ein ganzer Königischer war, fand nichts abgeschmackteres, als einen prahlhansischen Curischen Edelmann. — —

Die erste Station von Riga aus machte mein Reisegefährte mir zu Liebe in Papendorf bey einem Landsmann, dem Pastor Blank, dessen Vater Bürgermeister in Gerdauen gewesen, und der jetzt mit seiner Tochter zum Sohn und Bruder gezogen war, um hier ruhig ihre Häupter zu legen. Der Pastor besuchte vor vielen Jahren seinen Vater, der eben seinen Abschied erhalten hatte, und da sein Nachfolger, der regierende Bürgermeister, ihm die Oberhand im Kirchenstuhl streitig gemacht hatte, so konnte Pastor Blank sich nicht entbrechen, eine Gastpredigt am Sonntage: Wenn du von jemand geladen wirst zur Hochzeit, so setze dich nicht oben an — zu halten, und den Rangstreit dieser beyden Oberhäupter zum Vortheil seines Vaters nach letterlichem Inhalt des Evangelii zu entscheiden. Dieser kleinen Schwachheit unerachtet, wodurch der gute Pastor Blank sich in meinen Augen, obgleich ich noch ein sehr junger Mensch war, nicht wenig herabsetzte, und die er ohne Zweifel seiner Schwester zu Gefallen beging, welche eine Pietistin war und

zu den Schäflein meines Vaters gehörte — fand ich doch im Pastor Blank einen guten braven Mann. Ich habe unter den geretteten Briefen einen von ihm vom 27. April 1761 gefunden, der mir viel Freude macht; wenn ich die Züge seiner Buchstaben mittheilen könnte, so würd' ich ihn, wie er von den Stühlen der Hochzeitgäste predigt, leib- und seelhaftig darstellen. Ich fand das Kleeblatt Vater, Sohn und Tochter am Ofen sitzend; die Frau Pastorin dagegen bereitete das Abendbrod. Daß ich allen dreyen wie vom Himmel gefallen vorkam, darf ich nicht bemerken; wohl aber, daß die Pastorin eine schöne, liebenswürdige Frau war, derengleichen ich in Preussen unter den Weibern Lobesan, wie ich die Frauen aus dem Liede: Erstanden ist der heilge Christ, zu nennen pflegte, nicht gefunden habe. Ich debütirte nicht zu meinem Vortheile; indessen zeigte selbst diese Spielerey, welche ich ausführte, daß ich voll Zutrauen und Freundschaft zu Pastor Blank kam. Ich hatte die vorige Nacht nicht geschlafen, und so war es kein Wunder, daß es mit meinem ersten Auftritt hinkte. Mein Reisegefährte ließ sich aus Müdigkeit gleich im Posthause ein Lager berei-

ten; ich dagegen stürmte das Pastorat, und da ich endlich mit Hülfe des Keyserschen Bedienten die hölzernen Mauern erstieg und den guten Pastor beantlitzte: so gefiel es mir wohl, ihm zu sagen, daß ich ihm Etwas auf Befehl Ihro Kaiserlichen Majestät zu lesen zu geben hätte. (So fing sich mein Paß an.) Er entblößte sein Haupt, und als er an meinen Namen kam, fiel er mir um den Hals und führte mich mit beyden Händen zu den lieben Seinigen, ohne ein Wort zu sagen. Ich konnte dem guten Pastor den langen Bart nicht verzeihen, nachdem ich die artige Frau Pastorin kennen gelernt hatte. Uebrigens hielt ich meinen Landsmann, dessen Pastorat eben nicht schön und dessen Kirche höchst schlecht war, jedennoch für so glücklich, daß die beste Kirche und das wohleingerichteste Pfarrhaus in Preußen mir nichts dagegen gegolten hätte. — Den andern Morgen reisten wir ab, hielten in Dorpat und Narva nur kurz an, und langten in Petersburg an; den Tag haben, so wie alle andere pünktliche Umstände, die Mäuse verzehrt. Wir wohnten in Petersburg bey H. v. Lobry, dem Schwager meines Reisegefährten.

Ich werde von dieser Kaiserstadt, dem Alexandrien Peter des Großen, keine Beschreibung machen [c]. — — Der Newastrom ist 4 bis 800 Schritte breit, indeß nicht überall tief genug, so daß die großen Kauffartheyschiffe in Kronstadt erleichtert werden müssen; mit Entzücken nenne ich diesen Namen, wo ich herrliche 4 Wochen gelebt habe, und nie habe ich Pillau gesehen, ohne mich an dieses für mich unvergeßliche Kronstadt zu erinnern.

Bey Grot ward ich mit einem Collegien-Junker (Referendarius) K. bekannt, der mich in den Kammern der Collegien herumleitete und mich hier sehen ließ, was nur erlaubt war; allein es wandelte mich jederzeit, so oft ich mich an diesen Orten befand, eine solche Bangigkeit an, als wenn ich in die Bastille, unseligen Andenkens, gebracht werden sollte. — Die Millionenstraßen, deren es eine große und eine kleine giebt, habe ich noch wie das Perspectiv behalten, und zwar Alles so lebhaft, daß, ob-

 gleich

c) Es folgen nun einzelne historische Nachrichten von Gebäuden, Gebräuchen u. s. w. Ich gebe in diesem Auszuge hiervon nur das, was durch die Art, wie Hippel es erwähnt, charakteristisch für ihn wird.

gleich ich nach der Zeit so manchen großen Ort, und besonders Berlin, gesehen, dennoch nichts das Andenken von Petersburg in mir geschwächt hat. Noch sehe ich die vergoldeten Thürme blitzen, noch rufe ich einen Jschwoschick nach dem andern und lasse mich herumfahren; noch bewundere ich die herrliche frische Winterluft, in der man immer wie im kalten Bade ist. — Die Kaiserin Elisabeth bewohnte einen hölzernen Winterpallast, und wo ich nicht irre, war es hier, wo ich den Geburts- oder Namenstag des damaligen Großfürsten celebrirte. Ich setzte mich in prächtige Kleider, zu denen mir mein Landsmann B. verhalf, weil die meinigen zwar sehr reinlich und gut, indeß nicht hofmanierlich waren, und fuhr mit Lobry und Keyser an den Hof, wo alle fremde Minister, die rußischen und andere Hohe versammelt waren. Regen wollt' ich, nicht Platzregen, — dacht' ich, als ich die Heiligthümer des Hofs betrat; ich war verblendet und hatte mein gesundes ehrliches Auge verloren. Nach ein paar Stunden indessen kam ich zu mir selbst, welches vielleicht das lange Stehen verursachte, welches mich zu rechter Zeit an meine Menschheit erinnerte, die mit der Hofheit gemeinhin

nicht

nicht im guten Vernehmen lebt. Kaum hatte ich meine Müdigkeit empfunden, so ward ich so sinnig oder übersinnig, daß meine Hofschuppen von meinen Augen fielen und ich mein Augenlicht so hinreichend wieder erhielt, daß ich den Tand über Hals und Kopf gewahr ward. Wie Mücken kam mir der größte Theil dieses hohen Schwarms vor, der sich über die Adler zu setzen und Glaskronen für Sonnen anzusehen kein Bedenken fand, als welche den Adlers Mücken zu umfliegen so leicht wird. Schwere Noth und Verlegenheit sind die Mysterien, wodurch Menschen groß und erhaben werden! — Iwan Iwanowitz der jüngste (Schuwallow), der damalige Liebling Elisabeths, sprach über eine Stunde mit der Großfürstin und so vertraut, daß man vermuthen sollte, sie hätten die geheimnißvollste Verabredung, obgleich beyde sich nicht ausstehen konnten, wie er denn auch gleich nach Elisabeths Tode Petersburg verließ und in Italien lebt. Man verachtet, und wie mich dünkt, mit Bestande Rechtens, Comödianten, weil sie Etwas sind und Etwas anders vorstellen. Höfe unterscheiden sich von ihnen, weil sie zwar das nämliche, allein nicht für klingende Münze thun, und

weil sich die handelnden Personen immer besser zeigen, als sie sind, wogegen die Comödianten sich gut und böse, je nachdem ihnen die Direction das Schnupftuch zuwirft, zeigen müssen. Man sagt, die beste Art für ein Frauenzimmer, sich vortheilhaft an Mann zu bringen, sey, aufs Theater zu gehen und lauter gute Rollen zu spielen, und man sagt die reine Wahrheit. Wie viel Komisches und Tragisches müßte es abwerfen, wenn man Hof und Theater vergliche! Der Hof wird durchs Theater travestirt, und wenn ich es gleich nicht ertragen kann, daß durch die Umstände, unter denen man sie stellt, oder des Mannes, der sie vorbringt, die schönsten, edelsten, witzigsten Stellen lächerlich gemacht werden: so könnte man doch wohl dem Hofe dergleichen Demüthigung gönnen! Wenn nach dem Ausspruche des goldnen Mundes Voltairs die Geschichte nichts als eine Schilderung von Schandthaten ist: so kann ja wohl der Hof zufrieden seyn, wenn er mit dem Theater verglichen wird! — Die Maitresse Peters des Dritten gefiel mir am wenigsten, die jetzige Kaiserin am meisten. Welch ein Gesicht! welcher Geist in ihren Augen! Große, und ich setze mit Wahrheit hinzu,

gute Frau! schon oft, und besonders in den Lebensläufen hab ich dir ein Monument errichtet; allein in meinem Innersten steht eins, das mehr gilt, als schwache Worte! Du hast nicht unmittelbar Schuld am Tode deines Gemahls, gewiß nicht; und wenn es nach deinen menschenfreundlichen mütterlichen edeln Gesinnungen ginge, wie glücklich wäre dein Reich und wie glücklich die Welt!

[Nun schildert er seine in Petersburg gemachten Bekanntschaften. Die Majorin Lobry, eine liebenswürdige, haushälterische und dabey zuvorkommende Frau, die ihn gern hörte, wenn er etwas erzählte oder vorlas, und die über seinen Preußischen Patriotismus lachte, wenn ihr Mann hingegen darüber empfindlich schien. Lobry, ein Mann von Muth und Verstand, von Englischen Eltern abstammend, die in Petersburg lebten; ob sie gleich von geringerm Stande als ihr Sohn waren, so begegnete ihnen dieser doch, als wären sie fürstlich. „Wir gingen einen Sonntag in die Englische Kirche; der Prediger las eine Predigt, nachdem vorher eine Art von Glaubensbekenntniß von der Gemeine katechetisch war abgelegt worden, wobey der Englische Gesandte, Lord Keith,

Keith, so gut wie alle antwortete, und wo er, wenn der Takt es wollte, so gut wie alle, kniete. Das beste, was mir an Keith gefiel, war, daß er sich von lauter Schwarzen bedienen ließ; selbst sein Kutscher war ein Schwarzer! Nach der Predigt aßen wir bey den Lohryschen Eltern, einem graugewordenen Paare, das uns unter andern einen schönen Pudding vorsetzte; eine treffliche Mahlzeit, bey der mir des Sohns und der Schwiegertochter Betragen mehr, als alles behagte." — Grot, nachher Prediger in Petersburg, damals Hofmeister, erwies ihm viele Freundschaft, eben so Borchardt, ein Preuße, in gleichen Verhältnissen.]

— „Ich hatte mich zwar mit Geld auf diese Reise versehen. Indeß hatte Keyser in Königsberg kurz vor unserer Abreise 800 Rubel in einer Lotterie gewonnen, in der man im Augenblick sein Schicksal wußte, weil gegen den Empfang des Rubels gedreht ward, und da kam denn Glück oder Unglück in wenigen Augenblicken zum Vorschein. Ich war noch nicht ganz arm, glaubte aber doch kaum mit meinem Gelde bis Preußen zu reichen, und ließ mich also verleiten, an ein dergleichen Lotteriehaus in Petersburg anzufahren, und in

dem Vorsatze, etwa 5 Rubel aufs Spiel zu setzen, verspielte ich, durchs Verlieren erboßt, meine ganze Baarschaft bis auf 10 Rubel, die es denn nun freylich nicht ausmachen konnten. Borchardt streckte mir auf eine großmüthige, edle Art Reisegeld vor, sonst würde ich nothgedrungen gewesen seyn, in Petersburg zu bleiben und mich irgendwo unterzubringen. Ich setzte es auf diesen Umstand aus, und hab' es oft in zweifelhaften Fällen dieser Art so gemacht, daß ich bey mir beschloß: Tritt dieser Fall ein, so thust du so; tritt jener ein, so thust du anders; — wohlverstanden, alsdann hingen jene Fälle des Looses nicht von mir ab. Hätte Borchardt Nein gesagt, so würde ich in Petersburg geblieben seyn, und angenommen haben, daß es Gottes-Stimme sey; jetzt, da es Ja war, hätte so leicht nichts mich halten können.

Ich habe noch andere Freunde zu nennen; allein ich muß zuvor nach Kronstadt, um sie kennen zu lernen; Lobry, seine Gattin, Keyser und ich fuhren dahin, und der Seltenheit wegen fuhren wir an ein Wirthshaus, das auf dem Eise des Flusses erbaut war. Ein dergleichen Anbau würde auf unserm Pregel auch

im stärksten Winter nicht der Mühe werth seyn; und obgleich der Winter von 1760 bis 61 fast so schlecht, als der von 1790—91 in Preußen gewesen ist, wo der Pregel kaum den Fußgänger übergehalten, so ist doch, nach Herman, die Newa in Petersburg am 18. Nov. 1760 mit Eis bedeckt gewesen, und den 4. April 1761 ist erst das Eis aufgegangen. — Wir kamen in ein hölzernes Haus in Kronstadt, wo ich den guten Vice-Admiral v. Keyser und seine Töchter antraf. Ich wollte den Damen die Hand küssen; allein sie waren so gütig, mir alle den Mund zu reichen. Man nennt sich in Rußland blos mit dem selbsteigenen und dem väterlichen Vornamen, und so ward ich in Kronstadt wie in Petersburg nicht anders, als Theodor Iwannowitz vorgestellt. Zwar hieß mein Vater nicht Johann, sondern Melchior; indessen hat man diesen Namen nicht im Rußischen, und dann hilft Iwan aus aller Noth. Theodor Iwannowitz lernte sonach Anna Antonna, Catharina Antonna, Sophia Antonna und Dorothea Antonna kennen, und es war den ersten Abend unter uns so, als wenn wir uns schon viele Zeit gekannt hätten. Mit Entzücken

seh

seh ich diese Namen alle aus einem Briefe, den ich zu den heiligen geretteten Ruinen rechnen kann. Ich nahm diesen Brief Keysern nach meiner Rückkunft weg; er war von seinem Vater, von Judith Lobry und Anna Antonna geschrieben, und nur blos Tag, Monat und Jahr fehlen. Der Brief ist holländisch in der Vater- und Muttersprache dieser so guten Familie abgefaßt; es ist darinn bemerkt, daß den 14. dieses Keysers Geburtstag gewesen, den sie mit einem Pokal über Tische gefeyert haben; nur leider ist der Monat auch zerstört, und ich kann also jeden Monat den 14ten meines Freundes Geburtstag feyern. — Ich bin nie zu Scheffnern nach Sprindlacken gefahren, ohne an das hölzerne Haus des guten Vice-Admirals in Kronstadt mich lebhaft zu erinnern, wo ich so frohe Stunden gelebt habe. Das Scheffnerische hatte in der That etwas Aehnliches von diesem, in meiner Imagination ganz in natura stehenden Hause. Auch werd' ich nie ein Haus in dieser Welt bewohnen, wo nicht in piam recordationem ein Zimmer mit papiernen Tapeten ausgeschlagen seyn sollte, weil ich dort die ersten papiernen Tapeten sah, die meinen Beyfall hatten!

Ehe ich nach Kronstadt kam, hatte ich nie einen Tropfen Brandtewein über meine Lippen gebracht; indeß versicherte man mich, daß ich dieses Gelübde gewiß in Kronstadt brechen würde, und ich hab' es leider! zu meinem Schaden erfahren, daß man in Kronstadt diesem Getränke nicht zu widerstehen im Stande ist. Ein Heiliger hätte von so brav = unwiderstehlichen Leuten sich verführen lassen. Es war nichts mehr nöthig, als den würdigen Vice-Admiral zu sehen, um ihn zu lieben. Desto kränkender indessen war es mir, gleich den folgenden Tag zu bemerken, daß man ihn ganz trunken zu Bette bringen mußte, als welches alle Tage der Fall war, und kann es ihm nicht anders als grausame Ueberwindung gekostet haben, sich den Tag unsrer Ankunft aufrecht zu erhalten. Bis auf das erstemal, als der Vice-Admiral trunken in sein Bette gebracht werden mußte, war mir ein Betrunkener ein Unmensch, ein Exmensch, und wenn gleich ich noch bis diesen Augenblick unausstehlich finde, gemeine Leute und Untergebene betrunken zu sehen, so hat doch das Beyspiel dieses sonst so würdigen Mannes mich in Hinsicht des Trunks, wenn Leute von Stande sich ihm ergeben, milder

der gemacht. Das Trinken mit Wohlgefallen, das Jesuiterräuschchen schließt oft Herz und Seele auf, und mögen denn auch hier Kleider Leute machen, so ist es doch einem Menschen, der von seiner Vernunft oft so übel geplagt wird, nicht ganz zu verargen, wenn er sich durch ein Räuschchen eine bessere Aussicht veranlaßt. Trunk ist Seelenschlaf, und wer ließe sich den Schlaf wohl nehmen, wenn er auch jede Stunde des Wachens zu benutzen verstünde! Im Rausche verschläft man so viele Staatsübel und so manche üble Behandlung derer, die sich ans Staatsruder zu bringen gewußt, den Neid und die Bosheit, und den Spleen über verkanntes Selbstverdienst. — Schon des Morgens, wenn der Vice-Admiral Rapporte annahm, trank er immer ein Schälchen, so daß der brave Mann fast immer mit einer Art von Schwindel zu Tische kam. Bey Tische ward wenig getrunken, und gewöhnlich Franzwein. Ueberhaupt steht der Wein in Rußland dem Punsch sehr nach, den man dort mit vielem Fleiß und Kunst so hoch als möglich getrieben hat. Allgemein ward behauptet, daß die Engländer in die Rußische Punschschule, ohne sich zu schämen, gehen könnten; besonders brauchte

man eine rothe Beere, halb so groß als eine Kirsche, aber ohne Kern, die man Kugluwa nannte, und die einen säuerlichen Geschmack hatte, zur Erhöhung dieses Getränks [d]). Nachmittag war die Woche dreymal Kränzchen, wo die holländischen und englischen Seeofficiere von gewissem Range zusammenkamen, und hier ward erzählt, disputirt und getrunken. Nach Endigung einer jeden Powle Punsch reichte man ein Gläschen Danziger Brandtewein herum, und so gings bis 11 Uhr, da denn ein jeder Mühe hatte, sein Bette zu finden, um von des Tages Last und Hitze sich auszuruhen; zum Schluß ward etwas kalte Küche herumgereicht. Ich bin nur ein oder zweymal bey diesem Punschkränzchen gewesen, und wenn ich gleich immer im Rest blieb, so hatte ich doch über Gebühr getrunken. Indessen kann ich mir hier das Zeugniß nicht versagen, daß ich in meinem ganzen Leben nie betrunken gewesen, daß ich nie meine Vernunft in diesem falschen Spiel verloren habe, und daß, wenn gleich mir ein Gläschen übern Durst den folgenden Tag unan-

d) Diese Beeren heißen in Preußen Moosbeeren, und werden in Brüchen gesammelt.

unangenehme Hitze und Wallung im Blute macht, ich doch des Lebens Bitterkeit zu vertreiben noch zuweilen nicht ermangeln kann, mit Wohlgefallen ein Glas drüber zu nehmen. Oft bin ich in der Verlegenheit gewesen, außerordentlich viel trinken zu müssen; allein nie hat man es bey mir bis zur Trunkenheit bringen können.

In Kronstadt, wo drey große Häfen sind und vor wenigen Jahren der wunderwürdige Kanal fertig geworden war, wurde natürlich viel vom Seewesen gesprochen. Da ich mich mit der Mathematik auf der Universität beschäftigt hatte, und hier die mir angebotene praktische Gelegenheit benutzte: so ward mir der Antrag gemacht, Seedienste zu nehmen, und mir verheißen, daß ich, wo nicht gleich, so doch bald, eine Officierstelle erhalten sollte. Auf den ersten Anblick mochte vielleicht diese Anlage mir nicht unangenehm gewesen seyn; indessen werd' ich, wenn ich nach Petersburg zurückkomme, bemerken, mit wie vieler Mühe ich mich hiervon losgemacht. Ich war, sobald man meine Person in dergleichen Anspruch nahm, oft zu leicht mit dem Ja fertig; allein es kamen mir die Nachwehen des zu eilfertigen

Zuschlagens alsdann gemeinhin so theuer zu stehen, daß ich mir tausendmal vornahm, mich nicht aus der Hand sogleich wegzubegeben, sondern es zu einer Verabredung und Punktation auszusetzen.

Der alte Vice-Admiral war ein sehr großer Liebhaber der Musik. Er und alle seine Töchter machten ein allerliebstes Concert. Das Fräulein Dorothea Antonna, die jüngste Tochter, spielte das Bassatell, und da mir dieses Instrument in ihren Händen außerordentlich gefiel, so erbot sie sich selbst, mir darinn Unterricht zu geben, worinn ich auch um so mehr zunahm, als ich Musik verstand und von meiner Jugend an alles, was ich singen konnte, auf allen Instrumenten zu spielen im Stande war.

So lebte ich leider nur 14 Tage. Die Unbefangenheit meines Herzens und meiner Seele, und die edle Dreistigkeit, die daraus entstand, daß ich auf einmal aus einem blöden Jünglinge ein freymüthiger, in die große Welt gestoßener junger Mensch ward, und eine Seelen-Manumission erfochten hatte, machte, daß ich wie Schwester und Bruder in dieser mir ewig theuern Familie lebte, und mich von ihr nicht

ohne

ohne die lebhafteste Empfindung trennen konnte. Die Unbefangenheit steht freylich auch dem gemeinsten Mädchen nicht übel; allein Personen von einer bewährten Erziehung kleidet sie zum Entzücken. Dort schätzt man sie hoch, allein man bewundert diese Unbefangenheit, wenn sie das Eigenthum eines wohlerzogenen Mädchens ist; dort ist sie Genie, hier Geschmack. — Die Trennung hätte mich noch weit mehr angegriffen, wenn ich nicht in der festesten Hoffnung, noch einmal nach Kronstadt zu kommen, oder diese Lieben all in Petersburg zu sehen, Abschied genommen hätte. Es ist nichts besonderes, daß ich in Kronstadt mein Vaterland vergaß, und über den Beschäftigungen mit der Mathematik und der Musik nicht die entferntesten Gedanken hatte, wieder heimzukehren. Ich that auf mein Vaterland nicht Verzicht; allein es kam mir nicht in Sinn und Gedanken. Wäre ich länger in Kronstadt geblieben, ich fürchte fast, daß ich es ganz zu vergessen im Stande gewesen wäre; allein es war ein Glück für mich, daß ich wieder nach Petersburg kam, wo ich aus einer Zerstreuung in die andere gestürzt wurde, und wo ich schon den dritten Tag in mir beschloß, zurück nach Preußen zu gehen.

Man braucht nicht eben verliebt zu seyn, sondern nur unbesorgte Frauenzimmer kennen zu lernen, um seinen Lebensplan wo nicht völlig zu vergessen, so doch ihn nur beyläufig in Erwägung zu ziehen. Sehet die Lilien auf dem Felde! und sie bekommen doch Männer! — Man suchte mir in meinem Quartier den Gedanken nicht aufzufrischen, sondern dringend ans Herz zu legen, daß ich mich dem Kriegsdienste zur See widmen möchte, und eben diese Dringlichkeit schlug den eilfertig gefaßten Vorsatz vielleicht am meisten nieder. Ich überzeugte mich, daß es mit meinem Studiren gethan seyn würde, und blos diese unüberwindliche Liebe zu den Wissenschaften besiegte alle meine Zweifel, die mir indeß nicht wenig schwer fielen. „Was kann aus dir in Preußen werden? und ehe dieß kleine Lichtlein aus dir wird, wie viel Wüsten mußt du durchkreuzen, wie viel rauhe Wege einschlagen! Deine Glücksumstände sind nicht die besten; studiren kann man überall. Man darf eben nicht jeden Maulwurfshügel für einen Parnas ansehen, um überall das Licht und Recht der Musen zu finden. Können Ossian und andere Nordische Barden nicht auf ein gleich reizbares Gefühl Anspruch machen,

auf eine gleich lebhafte Einbildungskraft, als südliche Dichter? — Deine Aeltern sind alt und werden sich in dieses Loos finden, wenn es dir auch nur leidlich und nicht lieblich fallen sollte. Du hast hier eine Familie kennen gelernt, die dich liebt und die du ehrst! Wer ist Bürge, ob Preußen je aufhört, Russisch zu seyn? Und wie lange währt das Leben? — Klima kann nur für Kränkliche eine Bedenklichkeit abgeben; wer gesund ist, ist überall zu Hause. Welche herrliche Wintertage giebts hier, die gewiß eben so gut stärken, kräftigen und gründen müssen, als ein kaltes Bad. (Man wollte durchaus, daß es in Petersburg gesünder als in Preußen wäre; ich habe es nach der Zeit auf Zahlen berechnet gefunden, daß nach 14jährigen Beobachtungen über die Menge des in Petersburg fallenden Regens und Schnees der neunte Theil des Jahres Schnee- und Regenwetter sey, und daß es nach zehnjährigen Beobachtungen, wenn das Jahr zwölfmal getheilt wird, ein Viertel schönes Wetter, ein Drittheil Regenwetter, ein Fünftheil Schneewetter sey.) Gegen die Kälte deckt man sich mit Pelzen. Es ist theuer in Petersburg und in den russischen Städten;

allein man braucht hier auch nur wenig, wenn man Verstand in Rechnung bringt, und ohne den muß man keine Lebens-Balanz entwerfen. Ich weis nicht, ob es in der Welt einen frugalern gemeinen Mann giebt, als hier. — Was schadet es, daß am kürzesten Tage die Sonne um 9 Uhr 15 Minuten auf- und um 2 Uhr 45 Min. untergehet. Die Nacht, sagt man, ist keines Menschen Freund; allein der gesellige Mann findet eine Freundin in ihr. Auch selbst der Gelehrte kann mittelst ihrer Stille sich in ein Elysium zaubern; und ist denn der gelehrte Stand der erste und beste in der Welt? wird nicht ein jeder, der bis ans Ende beharret, leichter selig, als der Gelehrte?" —

Es gab Stunden, wo diese Zweifel schwer auf mir lagen, und Stunden, wo sie mir leicht, wie eine Feder fielen. Am Ende überwand ich alle Schwierigkeiten und dachte an Herkules, als er zwischen Wollust und Tugend eine Inaugural-Disputation hielt. In der That, ich möchte den Jüngling kennen, der in meinen Jahren und meiner Lage bey so viel gelegten Ehre- und Reiz-vollen Hindernissen doch so viel Ueberwindung hätte, eher üble Gerüchte zu wählen, und nur den schmalen Weg, der zur

Tugend und zu den Studien führt, zu wandeln, als den breiten, der mir gewiß nicht ganz zu verachtende Vorzüge eröffnete. Das gezogene Loos ließ sich bey meinen Kämpfen das letzte Wort nicht nehmen. Borchardt hatte mir Geld verheißen, und ich reisete. Nie hat mich mein Sieg gereut, und wenn er mir auch noch viel schwerer zu erringen gewesen wäre. Noch nach 30 Jahren gewährt er mir nicht nur Zufriedenheit mit mir selbst, sondern auch eine Rückerinnerung, die ich um eine Vice-Admiralsstelle nicht weggeben möchte. „Was wird denn in Preußen aus Ihnen werden?" sagte die Majorin Lobry zu mir, als wir beyde ganz allein waren, und dieß einfache Wort aus dem Munde einer liebenswürdigen, mir unvergeßlichen Frau, schnitt durchs Herz, und würde mich vielleicht zu einem eben so schnellen Rückfall gebracht haben, wenn ich in Kronstadt und mein Entschluß jetzt nicht so felsenfest gewesen wäre. — „Warum waren Sie denn in Kronstadt anderer Meynung? fragte mich die Majorin bey einer andern Gelegenheit; allein dieser Vorwurf that weniger Dienste. Ich suchte mir zu helfen, so gut ich konnte, und mußte nolens volens eine List erfinden,

bey

bey welcher mir Borchardt Vorschub leistete. Er sandte mir einen Brief, den ich vorzeigen konnte, wodurch mir gemeldet ward, daß man in meinem Vaterlande mich versorgen wolle, und dagegen verlange, daß ich mich zu meinen Hausgöttern ohne den mindesten Anstand einfinden möchte. So ward ich ausgetrommelt, in die Zeitungen gesetzt, und sodann endlich mit einem Paß ausgerüstet, dessen Inhalt mich zwang, binnen zehn Tagen abzureisen.

In Petersburg las ich, außerdem, daß mir etwas Mathematik durch den Kopf lief, die mitgenommenen Dichter Virgil und Horaz. Diese meine besonders lieben getreuen Reisegefährten besitze ich noch und halte sie in Ehren. Waren sie doch bey meiner Rückreise die Einzigen, mit denen ich einverstanden war, da das Schicksal es mir versagte, mich mit meinem Begleiter unterhalten zu können. Nur der Tod soll mich von jenen lieben Getreuen trennen.

Noch einige Denkwürdigkeiten von Petersburg, obgleich ich mir sie nur mit Einem Worte angezeichnet habe. — Es ist erstaunlich, was für Holz in Rußland verbrannt wird; jedes Haus scheint einen ganzen Wald für den Winter zu bedürfen. Obgleich ich auch die Ehre

habe,

habe, aus Norden zu seyn, fiel mir doch dieser Vorrath außerordentlich auf, den vielleicht der eben nicht sehr kalte Winter noch bey ungewöhnlichen Kräften erhalten hatte. Damals fürchtete ich mich weniger vor dem Winter, als dem Sommer; jetzt, da ich 30 Jahre älter bin, würde sich das Blatt umkehren; obgleich es immer fürchterlich bleibt, daß im Julio die Hitze auf 27 Grad Reaum. im Schatten und 33 in der Sonne ist. Ich habe Sommerkleider in Rußland gesehen, und diese sind so contrastirend gegen die Winterkleider, daß man der Russen warmes Bad im strengsten Winter daraus zu erklären im Stande ist. Ich glaubte, es müßte auch eine solche auffallende Unbeständigkeit den Russen eigen seyn; allein mit Nichten! — Die Russischen, aus Backsteinen aufgemauerten Oefen sind dem Klima angemessen; es dauert eine Stunde, ehe der geheizte Ofen Wärme spüren läßt; dann hält er aber auch damit aus. Die doppelten Fenster und doppelten Thüren sind so Luftwiderstehend eingerichtet, daß man an den Fenstern weniger Eis, als in Königsberg sieht. Die Oefen, deren sich Peter I. so gut, wie aller Sachen von Bedeutung, landesväterlich angenommen

hat,

hat, werden nie anders als im Zimmer geheizt, und dienen obenein zu Ventilatoren, welches wegen der Entfernung aller Luft, die bey uns durch Thür und Fenster zuströmet, äußerst nothwendig ist. — Die Newa, welche das einzige Trinkwasser in der ganzen Stadt liefert, ist hell und gut; indessen werden auch viele auswärtige Wasser getrunken; dem Großfürsten Paul hab' ich, als er in Königsberg war, mit Bristoler Wasser, wovon ich einzig und allein in Königsberg einen kleinen Vorrath hatte, aus der Noth geholfen. — Im Naturalien-Cabinete werden viele Kleidungsstücke von Peter I. aufbehalten, und ist ihnen ein besonderes Zimmer gewidmet. Er selbst sitzt auf einem Thron in einem Gallakleide. An einigen Kleidungsstücken, und besonders an den Strümpfen, findet man, zum Beweise seiner Oekonomie, Ausbesserungen; andere mit Gold gestikte Kleider dagegen zeigen von seiner Pracht. Es ist lobenswürdig, daß König Friedrich Wilhelm II. die Kleidungsstücke seines grossen Vorgängers den Kammerlakayen überließ. Friedrich II. war uns nicht Peter I, und durfte es uns Gottlob nicht seyn; die Nation ist sichtbarlich über dergleichen Reliquien hinaus.

aus. Ich mißgönne Gleimen den alten Königshut nicht. Christus hauchte seine Jünger an und sprach: Nehmet hin den heiligen Geist! Um seine Kleider warfen Kriegsknechte das Loos! — — Wie lebhaft fiel mir im Naturalien-Cabinet mein Vater ein, der Peter I. gesehen und gesprochen hatte, als er in dem Pfarrhause meines Großvaters ein Mittagsmahl auf königliche Kosten gehalten. Oft pflegte mein Vater zu erzählen, daß er ganz dreist gewesen, mit dem Kaiser zu sprechen, der ihn so lieb gewonnen, daß er ihn durchaus mitnehmen wollen. Zwar sind meinem Großvater die Liebkosungen nicht anlockend gewesen, die der große Peter seinem Koch, der bey seiner Ankunft sogleich erscheinen mußte, allerhuldreichst angedeihen ließ, indem er ihn so geohrfeigt und den Kopf des armen Kochs so übel behandelt, daß nur ein Russisches Cranium diese Begegnung liebreich und sogar schmeichelhaft finden können; indessen war mein Vater nach seiner Versicherung nicht im Stande, der Herablassung dieses edlen Wilden gegen seine Wenigkeit zu widerstehen. Da meinem Großvater diese kaiserliche Anwerbung und die Bereitwilligkeit seines Sohnes genehm war, so hab' ich es blos

mei-

meiner Großmutter zuzuschreiben, daß ich in Preußen geboren worden, indem sie ihren Melchior versteckte und ihn sonach behinderte, in Rußland — vielleicht eine große Rolle zu spielen. Meine Mutter mochte diese Geschichte ungern hören; mir indessen war sie unschätzbar, obgleich ich jederzeit durch sie veranlaßt wurde, ein crimen laesae matris zu begehen; denn natürlich wäre meine Mutter alsdann meine Mutter nicht geworden. So war es denn Bestimmung für meinen Vater und für mich, nur mit genauer Noth dem Russischen Scepter zu entkommen! — Mein Vater mochte diesen Lebenszug herzlich gern erzählen, und es war gewiß, ohne daß ich eben daran dachte, der Hauptbestimmungsgrund zu meiner Reise nach Petersburg, an der mein Vater sonach mehr Schuld war, als ich, obgleich er gewiß, wenigstens im Anfange, keine geringe Verwunderung über diese meine unbegreifliche und aus allem Lebenszusammenhange gerissene Ausflucht gezeigt haben wird. Könnten unter andern die Herrn Criminalisten ihre Untersuchungen so weit anlegen, welcher Halsrichter würde sich wohl, mir nichts dir nichts, herausnehmen, Stäbe zu brechen und den sogeannten Frevler

mit

mit einem: Gott sey seiner Seele gnädig! dem Scharf- und Nachrichter anheim zu stellen. — Aus den Kleidungsstücken ist ersichtlich, daß Peter groß von Körper gewesen, und so hat ihn mir auch mein Vater beschrieben! Seine Beschreibungen haben mich mehr, als alle Geschichtschreiber, von Peters Größe überzeugt und erschüttert; denn sie hatten sich alle von Jugend an bey mir eingedruckt, und es ist mir unbegreiflich, warum König Friedrich II. Petern dem I. in seinen Schriften so unbrüderlich begegnet. Konnte er wohl seinem Urtheil so viel zutrauen, daß es die Verehrung so vieler Millionen, die in Peter dem Großen den Schöpfer seines Volks bewundern, entkräften könne? Oder ists leichter, in einem aufgeklärten Staat sich einzubilden, allein aufgeklärt zu seyn? und sich auch so zu nehmen, — als einen rohen Staat und sich selbst mit gleicher Allmacht und Allfleiß aus einem Chaos zum Licht zu tagewerken, welches Peters Nachfolger so überschwenglich verstärkt haben? —

Noch ein Vorfall ist nachzutragen, der mir Petersburg einigermaßen verleidete, obgleich Petersburg nichts dafür konnte, daß ich nicht

russisch verstand und daß ich nicht vorsichtiger gewesen war. Einige Tage darauf, nachdem ich bey dem Major Lobry eingezogen war, besuchte ich den braven Grot. Unterwegs beym Rückfahren vertauschten sich die Iswoschecks, und nun verlangte der neue Iswoscheck von mir zu wissen, wohin er mich bringen sollte. Ich konnte blos den Major Lobry nennen; von dem wußte er nichts. Nachdem wir nun ein paar Stunden in der höchsten Kälte herumgeirrt und bald in dieses, bald in jenes Haus eingesprochen waren, indem ich dachte, es wäre es: so kamen wir endlich in ein Wirthshaus, wo eine ganze Menge meinem bärtigen Fuhrmann ähnlicher Menschen mich umringten, und mich keiner kleinen Angst aussetzten. Ich wollte zurück zu Grot, aber ich konnte mich meinem Fuhrmann, dem ich mich aus Gnaden überlassen mußte, durch Zeichen nicht verständlich machen. Die Bangigkeit, die mich überfiel, schwarzkünstelte Alles vor meinen Augen, und es war schrecklich, daß ich immer bezeichnete und er immer fuhr, ohne daß etwas gewonnen wurde. Als ich schon dem Erfrieren nahe war, fiel mir zum Glück der Name des Nicolai Andreetz, Castellan im Hause des

Preus-

Preußischen Gouverneurs von Korf, ein, wo wir gleich bey der Ankunft in Petersburg vorgefahren waren; den kannte der Fuhrmann, und nachdem ich bey dem freundschaftlichen Castellan wieder zu Wärme und Leben gekommen war, beschrieb er, wohin man mich bringen sollte. Man war bey Lobry sehr um mich bekümmert gewesen und hatte dazu um so mehr Ursache, als zu dieser Zeit die Petersburgische Polizey noch nicht so weit als jetzt gekommen war, und die Iswoschecks nur bis zu einer gewissen Stunde zu fahren die Erlaubniß hatten. Man fand vier Tage vor meiner Abreise ohnweit dem Lobryschen Quartiere einen erschlagenen Menschen, den man, da nichts seinetwegen auszumitteln war, blos zu begraben sich bemühte. —

Die Papiere, meine Rückreise betreffend, habe ich zum Theil noch gerettet, und will sie hier beylegen. Darunter findet sich eine Vorrede, die ich in Königsberg präludirt hatte, um auf selbige das Textlied meiner Reisebeschreibung zu gründen; denn nie hab' ich, ohne den Vorsatz zu einer Reisebeschreibung zu fassen, eine Wallfahrt unternommen; und so ging es auch hier; allein ich habe auf meiner Hinreise

nach Petersburg nur Data, todte Worte, und kein lebendiges aufgezeichnet. Darf ich meine Reise jovialisch nennen, um sie pünktlich zu treffen? warum nicht. Jove aperto, in freyer Luft hat man nicht Zeit, an Tinte und Feder zu denken. Man genießt nicht, wenn man den Genuß bemerken und ihn schriftlich auffassen will; er bleibt unter den Händen. Es ist eine besondere Sache um die Freude! Wahrlich, man lebt sich, wenn man sich freuet, und will sich auch immer selbst leben [e]). Es giebt viele Schriftsteller, die sich selbst copiren, und ihr eignes Leben unter fremden Namen herausgeben. Fast möchte ich behaupten, daß kein Buch in der Welt sey, in welches der Autor nicht Abdrücke von sich gelegt und in welchem er nicht ein paar Linien von sich angebracht hätte, an denen sich Meister schon kennen werden, wie Protogenes und Apelles an ihren gezogenen Linien sich besser als durch Visiten-Karten

kann-

e) Die hier folgende ziemlich lange Episode ist ganz sichtbar mit Hinsicht auf die Lebensläufe i. a. L. geschrieben. Was mag wohl er, der hinter dem Gemälde verborgene Maler, von der Deuteley auszustehen gehabt und wie oft über sie gelacht haben!

kannten! Außer jenen Meistern, die die Kunst verstehen, werden auch Fremde, wenn gleich sie in jener Linienkenntniß unerfahren sind, wissen, woran sie mit diesen Meisterzügen sind. — Ueber jene, welche hören, quod Jupiter Junoni in aurem susurrat, muß man sich wegsetzen; denn diese finden, wo kein kluger Mensch etwas fand, ja, wo er nicht einmal etwas suchte, hören Gras wachsen und Maulwürfe husten. Wer hat dergleichen Leute nicht kennen gelernt! Wer aber auch nicht eine Andere Art Menschen, die sich nicht mit Deutungen abgeben, indessen Stellen für die schönsten im Buche, für die lebendigen halten, wo (ohne daß sie es wissen) der Schriftsteller sich selbst aufstellte. — Der Schriftsteller ist fröhlich und guter Dinge, den Weg eines so gut gewählten Incognito's eingeschlagen zu haben, auf welchem er, ohne irgend jemand mit seinem Ich zu beschweren und ins Gehege zu kommen, diese Lieblingsneigung, von sich selbst zu reden, die mit dem Lebens- und Erhaltungstriebe so nahe verwandt ist, befriedigen konnte. Wie oft hört man von dem reden, was dem Verfasser eigen ist! Vielleicht ist eben dieses Eigenthümliche in den meisten Fällen eben das,

was er aus sich selbst nahm. Jeder Mensch unterscheidet sich von andern. Ein jeder irret nicht nur anders, wie mein Vorsänger Haller behauptet, sondern Jedermann hat auch im Nichtirren seine besondere Weise. Jeder ist anders, hat Etwas Individuelles, das heißt, jeder ist ein Mensch, — ein Geschöpf, wo das principium indiscernibilium recht zu Hause ist. Da sehr wenige sich zu beobachten im Stande sind, so haben wir auch so wenig Fixsterne, die ihr eignes Licht haben, so wenig Selbstlauter, die todte Buchstaben beleben und sie in den Stand setzen, daß sie ausgesprochen werden können. — Dieß, was ich von einem jeden Buche, den Euclides selbst nicht ganz ausgenommen, zu sagen mir getraute, findet noch mehr von einer gewissen Art Bücher statt, die es recht mit gutem Vorbedachte, doch sine ira et studio, dazu anlegen, Menschen zu treffen. Man sagt, daß jeder Maler sein Weib, seinen Sohn, seine Tochter, seine Verwandten in seinen Gemälden portraitire. So kenne ich einen, dessen Simeon seines Vaters Bruder und dessen Maria Magdalena seiner Frauen Schwester ist. Sollte man dem Schriftsteller nicht den Namen eines Seelen-Malers beylegen

legen können? Zwar giebts auch Landschafts-schriftsteller, wie es Landschaftsmaler giebt; allein wenn hier kein Bauer Holz fährt, die Brücke bessert, vor seiner Gartenthüre gähnt, oder wenigstens aus einer Bauerhütte Rauch steigt (der Rauch beweiset nur das Daseyn eines Menschen), so wird der beste Baumschlag wenig Liebhaber finden. — In dem romanhaftesten Roman kommt eins aus der Familie des Verfassers vor. Das alles finde ich nicht besonders, wohl aber den Umstand, daß nicht noch weit mehr Menschentreffende Stellen in unsern Büchern sich hervorthun. Es ist dieß dem Anschein nach und vielleicht auch in der That die leichteste Art, lesenswerth zu werden. Ein System, es betreffe gleich den unbedeutendsten Gegenstand (man sagt, daß das Licht selten des Spiels werth seyn soll; allein was sagt man nicht alles), ist mit weit mehr Schwierigkeiten verknüpft; wenigstens müssen ein systematischer und ein System-Kopf, so wie ein Dichter und Maler gebohren werden. Ich habe mir sehr oft die Frage aufgegeben; warum die Menschen sich so selten selbst sitzen? Man sucht gern in der Ferne, heißt es; man verachtet das, was handgreiflich ist, was uns

was er aus sich selbst nahm. Jeder Mensch unterscheidet sich von andern. Ein jeder irret nicht nur anders, wie mein Vorfänger Haller behauptet, sondern Jedermann hat auch im Nichtirren seine besondere Weise. Jeder ist anders, hat Etwas Individuelles, das heißt, jeder ist ein Mensch, — ein Geschöpf, wo das principium indiscernibilium recht zu Hause ist. Da sehr wenige sich zu beobachten im Stande sind, so haben wir auch so wenig Fixsterne, die ihr eignes Licht haben, so wenig Selbstlauter, die todte Buchstaben beleben und sie in den Stand setzen, daß sie ausgesprochen werden können. — Dieß, was ich von einem jeden Buche, den Euclides selbst nicht ganz ausgenommen, zu sagen mir getraute, findet noch mehr von einer gewissen Art Bücher statt, die es recht mit gutem Vorbedachte, doch sine ira et studio, dazu anlegen, Menschen zu treffen. Man sagt, daß jeder Maler sein Weib, seinen Sohn, seine Tochter, seine Verwandten in seinen Gemälden portraitire. So kenne ich einen, dessen Simeon seines Vaters Bruder und dessen Maria Magdalena seiner Frauen Schwester ist. Sollte man dem Schriftsteller nicht den Namen eines Seelen-Malers beylegen

legen

legen können? Zwar giebts auch Landschafts-schriftsteller, wie es Landschaftsmaler giebt; allein wenn hier kein Bauer Holz fährt, die Brücke bessert, vor seiner Gartenthüre gähnt, oder wenigstens aus einer Bauerhütte Rauch steigt (der Rauch beweiset nur das Daseyn eines Menschen), so wird der beste Baumschlag wenig Liebhaber finden. — In dem romanhaftesten Roman kommt eins aus der Familie des Verfassers vor. Das alles finde ich nicht besonders, wohl aber den Umstand, daß nicht noch weit mehr Menschentreffende Stellen in unsern Büchern sich hervorthun. Es ist dieß dem Anschein nach und vielleicht auch in der That die leichteste Art, lesenswerth zu werden. Ein System, es betreffe gleich den unbedeutendsten Gegenstand (man sagt, daß das Licht selten des Spiels werth seyn soll; allein was sagt man nicht alles), ist mit weit mehr Schwierigkeiten verknüpft; wenigstens müssen ein systematischer und ein System-Kopf, so wie ein Dichter und Maler gebohren werden. Ich habe mir sehr oft die Frage aufgegeben; warum die Menschen sich so selten selbst sitzen? Man sucht gern in der Ferne, heißt es; man verachtet das, was handgreiflich ist, was uns

nahe liegt. Niemand ist mit den Producten des Klimas seines Landes zufrieden. Wenn nun gleich der angestammte Trieb des Menschen, ins Weite zu gehen und nicht einheimisch zu bleiben, an sich nicht zu bestreiten ist und vielleicht die Ursache seyn kann, warum der Dichter seine Natur lieber aus Büchern, als aus den Erb= und Lehngüthern seines excellenten Mäcenas auftreibt: so scheint es doch bey der Beichte, die der Mensch von sich selbst ablegt, eine andere Bewandniß zu haben. Denn in der That, der Mensch liegt sich nicht so nahe, als es Leute glauben, die mit sich zwar herumspringen; allein nicht Schritt zu halten verstehen. Nosce te ipsum — ist eine philosophische Aufgabe, schwerer als zehn pythagorische Theoreme. Jeder Mensch, der über sich nachdenket, findet einen Knauel unauflöslicher Räthsel, an die er, ohne unwahr zu werden, sich nicht wagen mag; dieß demüthiget seine Vernunft. Er findet Hang zum Eigennutz und Eigendünkel, so daß, wenn er mit einem andern in Collision kömmt, er immer recht, der andere aber immer unrecht behält, und dieß demüthigt sein Herz. Und da er nebenher befürchten muß, es könnten denn doch Zeitgenossen

sen wider ihn auftreten, wie jene Magd wider den Petrus am Kaminfeuer: so will er sich decken, so viel er kann, und nach Weise des Apelles hinter dem Vorhange über sich urtheilen hören; und in Wahrheit es ist ihm so ganz nicht zu verdenken. Wenn die Physiognomik so klar wie die Mathematik werden könnte, was würde da der Mensch gelten! Man fürchte nicht blos für den Bösartigen; ich wette Eins gegen zehn; es geht den Besten unter uns wie den Augurn, die sich nicht des Lachens enthalten konnten, wenn sie sich begegneten. Könnte man Gedanken hören, wie Worte, Gott, wie würden sich die Menschen verachten! da sie schon jetzt bey den melioribus compositionibus ihrer Gedanken, bey den Worten, zur Verabscheuung so viele Ursache finden! — Diese Umstände scheinen uns von uns zu entfernen und es nothwendig zu machen, entweder gar nicht oder nur verblümt von uns zu reden, wenn gleich wir dazu auch alle Fähigkeiten besitzen. Daß Fähigkeiten dazu gehören, wenn man das Kapitel Ich und das Kapitel Ich selbst aufschlägt, ist außer Streit. Der Mensch ist die höchste und schwerste Natur, eine kleine Welt; Young sagt, der halbe

Weg vom Nichts zur Gottheit; man sagt mehr, wenn man bey der reinen Wahrheit bleibt: Geist und Fleisch, zwey Naturen in Einer Person, die göttliche und thierische. — Es ist gewiß, daß sogenannte Genies sich mehr als andere mit sich selbst beschäftigen. Man könnte fast ein Genie auf diese Art definiren. Die besten unter ihnen reden von sich; die weniger guten suchen sich auf eine andere Art mit sich abzugeben und was zu gut zu thun, z. B. die Hofnarren. Ich bin so wenig wider Empfindsamkeit, daß ich vielmehr glaube, sie sey die Morgenröthe einer guten Seele! Es muß indessen nicht beym Morgen bleiben, sondern Mittag werden. — Doch warum hohl' ich so weit aus? Meine Absicht war zu bemerken, daß der Mensch, um es theils mit sich, theils mit andern nicht zu verderben, am besten thäte, es auf sein ganzes Ich nie anzulegen; das hat noch niemand von sich abgeschattet;

daß er so nach nur gewisse Seiten von sich beherzige und verständige, und diese gewisse Seiten Preiß gebe;

daß er sich im Handeln, d. h., in wirklicher Beschäftigung mit andern zeichne, also in einer Reisebeschreibung, in einem cursu aca-

academico, in einigen seiner Helden-, Liebes- und Staatsactionen;

daß er sich wohl überzeuge, wie die Contemplation und Beschaulichkeit der geradeste Weg sey, sich zu verfehlen. Wer lange und unablässig auf einen Ort siehet, wird am Ende nichts gewahr; es wird Dämmerung oder völlig Nacht vor unsern Augen. — —

Würde ich die Hinreise beschrieben haben, so wäre es ein immerwährendes Halleluja gewesen; gut also, daß es die Rückreise ist. Soll ich den 4. May 1791 eine Kritik über meine Reisebeschreibung machen, so lebet und webet in ihr eine gewisse Empfindsamkeit, die wirklich früher existirte, als ihr, jetzt verschrieener Name. Ich glaube nicht, mich der Empfindsamkeit schämen zu dürfen; vielmehr halte ich sie für eine Fertigkeit, sich mit allem, was geschiehet, in Verbindung und Theilnehmung zu setzen, und da ist sie denn kein zu verachtendes Erbtheil eines gutartigen Jünglings. Dem schönen Geschlecht steht sie gut, so bald es zu figuriren anfängt bis Leib und Seele scheiden. Im Ganzen finde ich zu meiner Wonne, daß ich 1761 so dachte, wie 1791, und daß selbst mein Ausdruck nur männlicher und fester ge-

worden. Wer mich mit dem Vorwurf beschleichen wollte, daß diese Einerleyheit mir nicht zur Ehre gereiche, der versteht nicht, was Selbstständigkeit für eine treffliche Sache sey! — Doch nun auch kein Exordium weiter, sondern die Predigt selbst." —

„St. Petersburg, den 14. Febr. 1761. Bis jetzt hab ich nicht gewußt, was Hypochondrie ist; jetzt fang ich an, mich zu überzeugen, es sey ein Seelenleiden, mittelst dessen uns Umstände zurücksetzen und behindern, das zu seyn, was wir seyn zu können meynen; wir werden, glaub' ich, hypochondrisch, wenn wir in unserer Selbstthätigkeit gestört werden, und irre ich nicht, so müssen jederzeit Frauenzimmer mit im Spiel seyn. So sieht die Hypochondrie aus, wenn junge Menschen darüber klagen. Kommt es aber in spätern Jahren, so liegt es oft in der Schwachheit, die Männer und Weiber haben, vermöge deren sie von Geschlechtswegen verlangen, daß man sich in sie verlieben soll, wenn gleich beyde weit entfernt sind, diese Liebe mit Gegenliebe zu vergelten oder sie auf den höchsten Punkt zu bringen. Denn wenn die Jahre kommen, von denen es heißt: wir gefallen nicht; so werden wir mürrisch und unzufrie-

zufrieden. — So viel weiß ich, daß in diesem Zustand der Mensch alle Kleinigkeiten fühlt; jeder Umstand drückt sich seinem Herzen ein und will bemerkt werden; eine Hauptbemerkung, die sich mir recht ungestüm aufdrängt und über die ich noch hypochondrischer zu werden in Gefahr bin. Immerhin, Kleinigkeiten, über die andere ehrliche Leute weit weg seyn würden, stehen vor meinen Augen wie babylonische Thürme. Ein Glück für mich, daß ich nicht für die Welt, nicht für den Königsberger Buchhändler Joh. Jac. Kanter, auch nicht einmal für Freunde schreibe. Ein wunderbarer Scribent! Kann wohl seyn, und doch bin ich nicht wenig stolz auf den Einfall. Ich schreibe für mich, ich halte ein Selbstgespräch zu meinem selbsteigenen Vergnügen und Mißvergnügen. Was weis ich, was für eine Ahndung in mir die gemeine Sage bestätigt, daß die Wege bis Narwa unsicher wären. Ganz allein, ohne die Gesellschaft eines einzigen deutschen Geschöpfes, in den Händen eines Iswoscheck; der Himmel stehe mir bey! Kurz und gut, jedwede Scene, die mir bevorstehet, sie sey wie sie wolle, glücklich oder traurig, so lange ich lebe fühlen zu können, das ist alles;

was

was mich zu gegenwärtigen Blättern bewogen hat." — —

„Petersburg, den 15. Febr. Es ist mir völlig unmöglich, die Empfindungen anzugeben, womit ich Petersburg verlasse. Die Maßelnizza, Festtage, die alle Bosheiten übersehen und im ganzen russischen Reiche über zwey Tage ihren schrecklichen Anfang nehmen, machen die Befürchtung in mir noch lebhafter, die man mir von der Unsicherheit des Weges bis Narwa beygebracht hat. In der achten Woche vor Ostern, welche die Butterwoche heißt, ist das russische Carneval und wirkliche Saturnalien. Ich spreche nicht Russisch und habe Mühe, es zu hören; ohne Freund, ohne Reisegefährten, in den Händen eines Iswoschecks — und wie kann ich alles aussprechen, was mein Herz schwer macht. Konnt' ich denn aber wohl, ohne meinen Studien, dem liebsten was ich habe, zu entsagen, hier bleiben? Konnt' ich auch in Petersburg, so wie ich in Kronstadt gewollt hatte. Mein Paß ist da, und die Gewohnheit in Rußland, daß gegebene Pässe nur zehn Tage ihre Gültigkeit behalten, wenn man nicht innerhalb dieser zehn Tage Ort und Stelle verläßt, gab keinen Aufschub meiner Reise nach.

Desto

Desto besser! Ich will, ich muß! — „Lieber Keyser, ich würde doch gar zu gerne den Iswoscheck sehen, in dessen getreue Hände ich mich befehlen werde?" — Der gute Keyser bringt seine Schwester und seinen Schwager mit, und alle sind bemüht, mich mir selbst zu entreißen, um mich aufzumuntern. — Was kann ich zu hundert Projekten, deren Gegenstand Petersburg ist, was kann ich mehr sagen, als: Vergeben Sie, ich muß. — In meinem Leben hab ich nicht muthiger gekämpft als hier. Es galt die Frage, ob Rußland oder Preußen. Leute von Stande, die hier meine Freunde sind und mir mit einer Achtung begegnen, die ich in Preußen vorerst gewiß nicht zu erwarten habe, und außerdem gewisse Vorschläge, mich bey der Flotte oder bey der Akademie anzustellen, empörten sich wider mein Vaterland und wollten mich durchaus zum Russen einjordannen. Es ist überwunden und der Liebe zu den Wissenschaften und zu einer ruhigern Lebensart, als die hiesige durchgängig ist, habe ich den Sieg zu danken. 165 Meilen, ein Iswoscheck, ein unsicherer Weg und desgleichen, sind Bedenklichkeiten; allein sie sind zu schwach, meinen Entschluß zu erschüttern. — Da kommt

er

er denn auch in Lebensgröße, mein Iswoscheck, und kriecht an meinen Tisch. Wie zerstreut ich bin! Ich versteckte diese Papiere vor einem Menschen, in dessen Augen auch russische Buchstaben Wunderdinge seyn würden. „Ist er mein Fuhrmann? Wie heißt er?“ — Man übersetzt ihm meine Fragen und seine Antwort verstehe ich ohne Uebersetzung. Anton, sagt er. Gottlob, ein christlicher Name. Nun will ich gerne vergessen, daß du ein Iswoscheck bist, lieber Freund; du heißt Anton und kannst lächeln. — Ich bin fertig. Die letzte Mahlzeit für mich in Petersburg ist angerichtet und der letzte Punsch. Heute also wieder ein Preuße.

„Krasnoe Selo, den 15. Febr. — Es war um 6 Uhr nach Mittage, da ich Petersburg verließ. Die Majorin läßt mir Wein und kalte Küche in mein Kibitka legen, und sowohl sie, als ihre älteste Schwester Anna Antonna, die eben aus Kronstadt ankommt, sind für meinen Magen mit beyden Händen bemüht; denn bis Narwa ist weder Essen, noch Trinken zu haben. Die russische Mode erlaubte mir, diese beyden edlen Frauenzimmer zu küssen; ich sah sie zugleich als Bevollmächtigte aller

ihrer

ihrer Schwester an. Keyser und der Major umarmten mich außerordentlich freundschaftlich. Ich weis nicht, wie es kam, daß ich mit so vieler Standhaftigkeit Abschied nehmen konnte, als wenn ich in Preußischen Diensten meine eigne Compagnie gehabt und sogar einige Jahre als Hauptmann commandirt hätte; allein mein Herz konnte diese Heldenrolle nicht lange aushalten; das war kein Preuße und am wenigsten ein Hauptmann. Kaum war ich in meinem Kibitka, so weinte ich so herzlich, wie ein Dichter, und wie mir vorkam, nicht ohne Ursache. Es war immer ein Wagstück, aus dem Umgange so guter Seelen zu scheiden, und wohin zu gehen? Ach Gott, wohin?" —

[Noch ehe er nach Peterskirche kam, stieß unterwegs ein anderer Schlitten zu ihm, der einen Adjutanten des Gouverneurs von Riga enthielt, und dieselbe Reise machte. „Guten Abend, Brüderchen! willkommen" — redete der ihn an; aber das waren auch seine einzigen deutschen Worte. Sie werden indeß durch Mienensprache gute Freunde. Er schrieb an Kramer in Petersburg: „Ich komme in Peterskirche an, und finde unter Finnen und Undeutschen Spuren von Menschen. Die Wirthin

spricht deutsch, und ob sie es gleich sehr schlecht spricht, so bin ich doch über ihre Sprache so entzückt, daß ich mir die größte Mühe von der Welt gebe, so schlecht zu sprechen, wie sie. Es fehlte nicht viel, daß ich sie umarmte, als sie das erste deutsche Wort ausgehen ließ; und doch ist sie ziemlich bey Jahren. Jetzt muß mir das liebe deutsche Weib warme Speisen zurichten, und ich verlasse sie selbst in der Küche nicht; so lieb und werth sind mir sie und jedes deutsche Wort, das aus ihrem Munde gehet. Alles gefällt mir hier so außerordentlich wegen meiner deutschen Wirthin. Ich bin so zufrie- den und so voll guter Dinge, daß ich ein Ge- dicht projectire. Dem Himmel sey Dank, ich dachte, ich würde zu denken vergessen, weil ich nicht reden konnte." — Noch einige allge- meine Bemerkungen, die er unterwegs notirt hatte: „Das strenge Klima, das viele Baden, nach welchem die Russen aus der größten Hitze sich in die größte Kälte wälzen, härtet Leib und Seele der Nation so ab, daß der Russe zu einer völligen Fühllosigkeit inclinirt und nur selten krank ist. Der Tod ist seine Krank- heit. Rüben, Kohl, Erbsen, Gurken, Schwäm- me sind die eigentlichen russischen Schüsseln;

Zwie-

Zwiebeln sind Gewürz und Fische Festtagskost. Man hat mir gesagt, daß eine rothe Jungfer im Russischen eine schöne Jungfer bedeute, und ist es sonach kein Wunder, daß sich von der Kaiserin bis zur letzten Bäurin alles schminkt. Die vielen Badestuben und die Kälte lassen die Russen nicht zur Unreinlichkeit kommen; indessen ist mir der Gedanke des russischen Erzvaters Peters I. tausendmal eingefallen: „Ich brauche keine Juden in meinem Staate; jeder meiner Unterthanen ist Jude genug." — — — Nun reiste Hippel ohne Aufenthalt über Dorpat, und wurde, obgleich ohne mündliche Unterredung, immer traulicher mit seinem Reisegefährten Koblokow; in Papendorf trennten sie sich mit Rührung. Hippel überraschte das Pastorat wieder. Die liebenswürdige Pfarrfrau machte neuen Eindruck auf ihn; in einem Briefe an Grot erhebt er sie sehr, so daß ihr Mann nur im Schatten steht. Er vergleicht sie mit seiner spätern Freundin D., von der sie eine außerordentliche Aehnlichkeit gehabt hätte. „Oft habe ich bemerkt, daß alles, was mir im Leben denkwürdig war, im Alten und Neuen Testamente mir erschien, im Vorbild und in der Wirklichkeit. Das Vor-

bild meiner Freundin D. war diese Pastorin Blank." — Er blieb bis den folgenden Mittag, da der Fuhrmann nicht länger weilen wollte; sonst hätte er gern acht Tage hier zugebracht. — „Dieser Abschied und der Abschied von meinem braven Koblokow hat ohne Zweifel gemacht, daß es eine herrliche Scene für mich ist, die ich mir nicht leicht entziehen lasse, Abschied zu nehmen." — Diese Nachrichten fanden sich noch in halb zerrissenen Abschriften von Briefen, die Hippel unterwegs an Grot, Keyser, Cramer nach Petersburg schrieb. Er setzte im Jahr 1791 noch hinzu: „Wäre ich doch im Stande, die Empfindungen, die mich heute, indem ich dieses schreibe und abschreibe, im Schreiben auszudrucken. Von allen diesen guten Menschen ist bis auf die Pastorin, die aber nach dem Ableben ihres Mannes einen Weltlichen in Riga geheirathet hat, Niemand mehr unter den Lebendigen, und alle sind auf dem ruhigen Papendorfischen Kirchhofe in der Nähe begraben. Ruh wohl, du Dreyblatt guter Seelen! ich kann an Euch nicht ohne eine heilige Thräne denken. Wie gut ich dem Pastor bin, beweiset mein Entschluß, den Brief voll Uebermuth,

den

den ich auf frischer That auf seine Kosten schrieb, zu zernichten. Ruhet wohl! leicht sey euch die Erde eines andern Landes, in dem es noch Frauen, wie die Pastorin, und Männer, wie Koblokow und mein Anton giebt! Die gute Pastorin hätte durchaus nicht heirathen sollen." — — In Riga suchte er Königsbergische Fuhrleute auf; da es sich mit der Abreise verzögerte und er seinem kleinen Geldvorrath nicht traute, so miethete er sich dort so wohlfeil als möglich ein, und wartete auf das Signal zum Aufbruch. Noch stehe hier ein Brief an seinen Freund Keyser, der beyde brave Jünglinge näher kennen läßt, und ein anderer an dessen Schwester.]

An den Lieut. v. Keyser.

„Riga, d. 24. Febr. Du wirst Dich wundern, warum ich nicht eher an Dich geschrieben habe; allein Du kennst mein Herz, daß weder Undank, noch Falschheit in demselben wohnen kann. Du begreifst alle dergleichen Schand' und Laster unter dem allgemeinen Namen Niederträchtigkeit, und ich lobe Dich wegen dieses Dekalogus Deines edlen, unverfälschten Herzens. Nimm meinen Dank, mein ganzes Herz

und alle meine Empfindungen. Alles, was ich habe, ist Dein, mein Bruder, mein Freund! — Laß gut seyn! denn sonst kann ich Dir kein Wort von meiner Reise erzählen. — Da seh ich Dich schon recht weidlich laden, um ein Lachen nach Deiner Weise abzuschießen. Mach Dich nur fertig, schlag nur an, und gieb Feuer, soviel Du willst. Ich bin freylich etwas weniger als tausendmal in Lebensgefahr gewesen; und daß ich am Leben geblieben bin, soll Dir dieser Brief beweisen; er soll Dir betheuren, daß ich Dir, Dir, mein Bruder, lebe. Dein Iswoscheck hat, ehe ich mit ihm bekannt war, allerdings mancher Befürchtung Vorschub gethan; nachdem ich ihn aber kannte, war ich mit ihm, bis auf seinen ehrwürdigen Bart, völlig ausgesöhnt. Könnte ich zeichnen, er sollte, so lange ich lebe, in allen meinen Schlafzimmern hängen, und bis ins letzte würde ich ihn mitnehmen, wenn es nicht besser wäre, ihn meiner Nachwelt zum Beweise zurück zu lassen, daß alles, was von Dir kam, bis auf einen Iswoscheck, sehr gut war. Lieber Keyser, wenn ich Dir alles erzählen sollte, was mir begegnet ist, so würde ein Buch daraus, das Du, nach Deiner edlen Gewohnheit, Roman nen-

nennen würdest. Nun freylich, ganz unrecht hättest Du nicht; denn ich selbst kenne noch keine, auch die allertreuste Geschichte nicht, wo nicht der Roman zum Fenster heraussieht. — Ich hatte bis Papendorf den Adjutant Koblokow zum Begleiter; mir fiel auf, daß er keinen Degen trug, und wie ich vermuthe, auch keinen Rock. Ein schmutziger Schlafpelz und eine Mütze war seine ganze Bedeckung. Sein Herz war bey alle dem gut, und wenn gleich wir uns kein lebendiges Wort verstanden, so haben wir doch sehr viel gesprochen. In der That, Freund, es kommt nicht auf Worte an, wenn gute Menschen mit einander umgehen. Wie oft hab ichs erfahren, daß Worte nur schlechte Uebersetzer unserer Empfindungen sind. Du, m. l. Keyser, wirst nach Deiner gewöhnlichen Art bey dieser Gelegenheit an den Pastor in K. denken, dem ich in einer Viertelstunde die Crusianische Philosophie glücklich beybrachte, obgleich er mich so wenig verstand, als der Adjutant ohne Degen. — Es hat mir in Papendorf außerordentlich gefallen, und warum soll ich es Dir bergen, daß die Frau Pastorin Dich sehr schätzt. Ich habe ihr gesagt, daß Du sie im guten Sinne verehrest.

Wenn Friede wird und Du in diese Gegend zu stehen kömmst, wird der H. Pastor oft das neunte Gebot erklären, oder sich öfterer des Bartes entledigen müssen als jetzt. Auch der Pastor ist Dir gut. Ich sagte ihm, Du würdest Capitain werden, und der kannst Du vielleicht auch jetzt schon seyn, da Du diesen Brief erhältst. Sey General und sey Feldmarschall; ich traue Deinem Herzen viel zu viel zu, als daß ich nur wähnen sollte, Du würdest mich zu lieben aufhören. Ist doch Dein Vater eine so gute Excellenz, als man sich nur eine denken kann. Wäre doch nur ein Drittheil in der Welt so gut! — Ich suche nun mit einem Preußischen Anton heim zu reisen, der sich aber schwerlich dieses Namens, wie Dein Anton, würdig machen wird. Schon ists kein feiner Zug seiner Antonschaft, daß er mir versprach, den andern Tag fortzureisen, und nun seine Abreise noch vier Tage verschiebt, blos weil ich sein Gewicht nicht vollzählig mache. — Lebe wohl, Keyser, bester Freund! Bruder! hat man süßere Namen, so gehören sie Dir. Lebe wohl, und weihe mir so viel Andenken, als ich Dir bis in mein Grab widmen werde. Noch Deiner künftigen Gemahlin vergiß nicht

zu

zu sagen: Ich habe einen Freund, den ich so ehrlich, nur nicht so zärtlich liebe, als Dich. An Sr. Excell. Deinen Vater und alles, was Dir lieb ist, und was Dich Bruder und Vetter heißt, meine herzlichen Empfehlungen" &c.

An Fräulein Dorothea Antonna in Kronstadt.

„Mein gnädiges Fräulein! Wenn ich nicht wüßte, daß Sie die Güte selbst wären, so würde ich nicht wissen, womit ich diesen Brief anfangen wollte. Die Gnade, die mir Ihre Fräulein Schwestern erwiesen haben, verdienet tausend Danksagungsschreiben und eine immerwährende Erinnerung; allein Ihre Gnade gegen mich verdient noch mehr. Ja, meine gnädige Lehrerin, wenn ich an die edle Großmuth denke, mit der Sie einen Fremden, dessen ganzes Verdienst die Bekanntschaft Ihres Herrn Bruders war, in Ihre Gesellschaft aufnahmen, wenn mir die Herablassung einfällt, mit der Sie mir auf einem Instrumente Unterricht ertheilten, das Sie gewiß unnachahmlich spielen: was kann ich mehr, als Ihnen ehrerbietigst die Hand küssen, und Ihr ewiger Bewunderer bleiben. Oft kömmt mir es vor, daß der Ab-

schied, den ich von Ihnen nahm, der letzte gewesen in dieser Welt. Sollte es so seyn, so werden wir gewiß uns in jener Versammlung wiederfinden, wozu alle Guten ein angebornes Recht haben; in jener Versammlung, welche das Vaterland der Harmonie ist. Ich darf einem der schönsten Fräulein, welche die Welt aufzuweisen hat, den Tod nennen, ohne zu fürchten, ihr zu nahe zu treten oder sie zu beleidigen. Die Andante's waren Ihnen lieber, als die Allegros, und wem sind sie es nicht, der so edel denkt, als Sie! Ich werde nie Ihre Wünsche vergessen, mit denen Sie mich begleiteten, und möchten doch auch alle meine Wünsche für Sie erfüllt werden! Die Verdienste Ihres edlen Herzens sind freylich über alles Glück der Welt erhaben, und dergleichen besitzen, heißt entweder glücklich seyn oder des Glücks nicht bedürfen. Allein an der Hand eines Freundes, der Ihre Vorzüge zu verehren weis, an der Hand eines Freundes, der Ihren hohen Werth empfinden und verehren kann, das Vergnügen genießen, geliebt zu werden, das ist ein Stück von jenem Wunsche, den ich nur einsylbig zurücklassen konnte! — Verzeihen Sie meiner Offenherzigkeit! Musik, Leben und

Tod

Tod sind unter einander nahe verwandt. Daß Sie manchmal Ihren Hrn. Bruder, an den ich oft aus meinem Vaterlande schreiben werde, fragen: „ob der Preuße noch lebt, mit dem du uns bekannt gemacht", das ist Alles, was ich von Ihnen verlange, Alles was ich bitte. Leben Sie wohl, meine gnädige Dorothea Antonna, und empfehlen Sie mich Sr. Exc., Ihrem H. Vater und Ihren Fräulein Schwestern. Wenn Ihr Bruder an Preußen zum Ritter werden will, so erinnern Sie ihn an die Geschichte seiner Poesie, die Ihnen die Frau Majorin aus der ersten Hand erzählen kann. Diesen poetischen Abend, der durch jene Geschichte verewigt ward, schenkte mir der Himmel in Petersburg zu Preußens Ehre. Wenn er dieser Ehre, die Sie so großmüthig in Schutz nehmen, zu nahe tritt, so geben Sie ihm auf, Verse zu machen, oder spielen Sie ihm etwas vor, damit der Geist der Lästerung von ihm weiche! — Auch in Preußen wohnen gute, edle Menschen, wenn gleich ich da noch keine Dorothea Antonna kennen gelernt! In der That, Sie haben das Recht und die Gewalt, ihn in die Flucht zu schlagen, bis er zum Ruhm der Menschheit zugesteht, daß alle

guten

guten Menschen Ein Vaterland auf Erden und im Himmel haben. Es gefallen Ihnen meine schwärmerischen Ideen von der unsichtbaren Kirche; allein in Wahrheit, es ist schön zu denken, daß wir alle in diese Kirche gehen, wenn gleich wir uns nicht sehen. Beym Kirchengehen fällt mir jener Pfandabend ein, an welchem Sie behaupteten, daß ich beym Pfänderspiel so ehrbar lustig wäre, als wenn ich zur Kirche ginge. — Es war die allgemeine, die unsichtbare [f]) Kirche, in der ich mich befand, wo man denkt und handelt, und nicht Gospodi pomilu singt." —

[Hippel fand sich in Riga mit seiner Baarschaft in Verlegenheit. Er wußte, daß ein Ob. Fiskal O. ein Universitätsfreund seines Vaters gewesen wäre. Jetzt, da er in der nothgedrungenen Einsamkeit seine Dichter las, kam ihm die Einbildung, dieser O. würde ihn mit Freuden aufnehmen, zum Erben einsetzen und glücklich machen. „Besonders bildete ich mir

f) Wenn er so früh schon die Vorstellung und den Ausdruck unsichtbare Kirche liebgewonnen hatte, kein Wunder, daß er so oft in den LLfen und in den X und Q. Zügen, zuweilen so überraschend und rührend, vorkömmt.

mir ein, daß er mir einen schönen Pelz verehren würde! Diese Berge von Hoffnungen bis auf den Pelz zu, wurden indeß, obgleich ich den H. O. ausfragte und ihm meinen Namen ließ, nicht im mindesten erfüllt; denn er fand nicht für gut, nach mir fragen zu lassen.“ — Endlich reisten die Fuhrleute, und zwar erst auf Memel, wohin sie einen bedeckten Wagen zu bringen hatten.] „Aus dem Erbsenkruge, 12 Meilen vor Libau, schrieb ich nach Königsberg, und noch erinnere ich mich mit Vergnügen an die Stunden, die ich dort zubrachte, weil ich mir da meinen Lebensplan zeichnete, der eben so schön ausfiel, als der, den ich des H. O. in Riga wegen entwarf. Ich hatte von jeher gewisse Entzückungen bis in den dritten irrdischen Himmel; indessen hielten diese Entzückungen nicht lange an, und ich war dann auch wieder gefaßt, wo nicht eine Höllenfahrt zu halten, so doch mich von des Lebens Last und Hitze geduldig drücken zu lassen. Jene Entzückungen waren nur Engel mit einem Labetrunk, wobey ich jedennoch fühlte, daß der Kelch der Bitterkeit mir nicht vorüber gehen würde. Ich bin überzeugt, daß diese Entzückungen die besten Tröstungen in sich fassen, deren Menschen

nur

nur fähig sind; denn nur der, der keine Hoffnung weiter hat, ist todt an ihm selbst; wogegen die Fähigkeit, sich bessere Vorstellungen zu machen, als unser gegenwärtiger Zustand wirklich ist, noch immer beweiset, daß wir nicht elend sind. — Die Petersburger Oper war zu jener Zeit so prächtig, daß sie von nichts in dieser Art übertroffen wurde. Ich ward, so oft ich dieß Vergnügen genoß, entzückt; allein sobald ich heim kam, sah ich ein, daß man mich betäubt hatte. Die Ballete, unter denen Eins die Geschichte des Paris und der Zuerkennung des Schönheitsapfels vorstellte, wo der Götterrath vom Himmel hoch herabfuhr, thaten bey mir noch mehr Wirkungen, als die Sänger und Sängerinnen. Würde ich in meinen gegenwärtigen Jahren zu dergleichen Vergnügungen die näheste Gelegenheit haben, ich glaube kaum, daß ich sie benutzen würde. Dem Joh. Jac. Rousseau, diesem Manne nach dem Herzen der Natur, kann ich es nun und nimmermehr verzeihen, daß er einen so großen Werth auf Opernarbeiten legt, die nicht etwa blos künstlich, sondern überkünstlich sind. Die Opern scheinen ihn in der That so verdorben zu haben, daß in allen seinen Schriften eine gewisse Kost

der

der Ohren aufgetischt wird. — Doch warum kehre ich nicht lieber zu meinen eignen Opern und Entzückungen zurück, in den Erbsenkrug 12 Meilen vor Libau, von denen die Züge, die ich aufgezeichnet, noch ganz lebendig in meiner Seele sind — und wie eine Wünschelruthe anschlagen. Die Wahrheit zu gestehen, war es keine Oper, die ich aufführte, sondern ein Selbstgespräch, deß ich mich zu schämen nicht Ursache habe. Jedem Sonntagsmenschen schwebt ein Ideal vor der Seele, ein Bild von Vollkommenheit, das oft dem Fleiß und selbst dem Genie unerreichbar ist. Begehrungskräfte auf das Ideal angewandt, machen den göttlichen Ruf zu einer Sache; sie schaffen Wollen und oft auch Vollbringen. Wer ächt will, kann auch. Was der Mensch von ganzem Herzen, ganzer Seele und von ganzem Gemüthe will, geschieht wirklich. So wenig aber der Mensch das schöne Bild der sittlichen Vollkommenheit erreichen kann, und so sehr oft er sich begnügen muß, ihm blos nachzujagen: so gehts auch hier. — Eine nicht nur erlaubte, sondern edle, nützliche Schwärmerey ists, in Gedanken sich diese Ideale so geläufig zu machen, daß man mit ihnen bekannter und vertrauter wird.

Auf

Auf Worte lassen sie sich selten setzen. Man muß sie so wenig, wie die Schönheit, anatomiren. — Mir war im Erbsenkruge, als wollt' ich sagen: das Mißvergnügen liegt nicht in den Gegenständen, sondern in der Art, wie man sich diese Gegenstände vorstellet und in uns selbst. Nicht auf die Sache im Ganzen, sondern auf das, was wir uns aus derselben vorzustellen eben aufgelegt sind, kömmt es an, und sind wir nicht subtile Selbstpeiniger, subtile Selbstmörder, wenn wir die widrigen Dinge anders anschlagen, als es sich eignet und gebühret. Es sind bloße Mittel, und nicht Zweck, Mittel, daß wir die Heiligung erlangen. — Warten denn aber wirklich Leiden auf mich? Was gebricht mir im Hause des braven Woyt? Hier will ich studiren; denn was hilfts dem Menschen, wenn er Admiral würde, selbst die ganze Welt zu Wasser und Lande gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele! und wie froh werd' ich seyn, auch bey mäßiger Kost und in dem Arm eines tugendhaften, gesunden und frischen Weibes dereinst glücklich zu seyn! — Auf der richtigen Absonderung dessen, was in der Welt Mittel und was Zweck ist, beruhet die Weisheit.

Auch alles Sinnliche ist nur Mittel und bey weitem nicht Zweck. Ists denn so etwas Herrliches, ein Mädchen von Stand zum ehlichen Gemahl zu haben? oder ist eine Feldblume nicht oft besser, reizender, als eine aus der Stadt, und, wowider Gott sey! wohl gar vom Hofe! Hofweiber-Liebe ist ein Regenbogen, schön, allein sehr vergänglich. Nicht das Bittere, nicht das Süße ist angenehm, eine verhältnißmäßige Vermischung ist gesund; und so wie der Hunger der beste Koch ist, so legt die Gewohnheit auch dem, was uns widrig war, Geschmack bey. — Zerstreuungen bestehlen den Menschen auf eine entsetzliche Weise; sie stehlen ihn sich selbst; man verliert Sich unter den Händen, und hat nicht Lust, nicht Zeit, sich mit übersinnlichen, mit geistigen Dingen abzugeben. — Wer das Beste will, ist weise, und warum also die Hülse, statt des Kerns, die saure bittre Haut, statt des Traubensaftes. Ich sollte um ein schnödes Linsengerichte meine Erstgeburt verkaufen und die Veredlung meiner innern und höhern Natur gegen bloße Flittern aufgeben? Nicht also! Mein Entschluß sey, das beste Theil, das Marienglück zu wählen, das nicht von uns genommen wird, und das

uns ohne allen Zweifel in die andere Welt das Geleite giebt. Ists ein Strahl der göttlichen Natur, daß auch der schlechteste Mensch den Edlen bewundern kann, wenn gleich er beym Unedlen verbleibt: so ist die Lebensart leicht, auch selbst bey seinen Feinden wohl angeschrieben zu seyn. Gottes Wille geschehe! — Mit der Theologie wirds schwerlich gehen; allein muß es denn durchaus ein ordinirter Prediger seyn? Predigt nicht alles, was Leben und Odem hat, das süßeste Evangelium von der Liebe des himmlischen Vaters? Ist nicht das akademische Brod das ehrenvollste, was man essen kann, und der Beruf, junge Apostel zu ziehen, verdienstlicher, als eine fette Pfründe, die man taliter qualiter verdient, und wobey man mir nichts, dir nichts eine Nonne beym Psalter ist? — Es giebt Leute, die keine Milch verdauen können, denen aber das Kalbfleisch wohl bekömmt. In Frankreich blühte die Literatur am schönsten unter dem ärgsten Despoten, und gewiß eben so schön, als in Athen beym Genusse der Freyheit! — Und wie gar anders kann noch mit dir alles kommen? Man braucht nicht über 100 Thaler, wenn man seinen Bauch nicht zur Gottheit erheben, den Leib kanonisiren

und den Geist devalviren will. Kann ich denn dafür, daß mich die Vorsehung nicht ausersehen will, der Familie nützlich zu werden? Sind Vater und Großvater nicht ehrliche Leute gewesen? und haben die reichen Rastenburger g) bey so viel Geld als Stolz es für gut gefunden, zu seyn und zu bleiben, was sie sind: warum soll denn ich einer Thorheit den Sporn geben, und ihr die Erlaubniß ertheilen, meinen Kopf oder mein Herz zu verderben, selbst nur einen Augenblick zu beunruhigen? Ist denn ein anspruchloser Mensch, der nichts für sich und alles fürs Allgemeine thut, nicht ein erhabener, ein wahrer Christus-Mensch? Und ist er nicht verhältnißmäßig erhabener, je weniger er sich in seinem Wirkungskreis beengt, je weiter er ins Allgemeine dringt? — Waren je Brücken, um nach dem Monde zu kommen, zu wünschen, so sind sie es hier! O Gott! wie viel kleinliche und einförmige Schnörkeley und Verzierung, wie viel Menschen mit goldenem Schnitte giebts nicht in der Welt! — Alexander der Große wollte ein Gott seyn und sagte es; klügere

g) Siehe Hippels Vermächtniß, Seite 225, im vorigen Bande d. Nekrol.

Alexanders sagen es nicht, und sind stolzer noch, wie dieser Mensch-Gott! — Bleibe im Lande und nähre dich redlich. Amen! —

Dergleichen Entzückung ist kein effort de genié; allein wie oft hat mich ein dergleichen Selbstgedanke (ad analogiam Selbstgespräch) gestärkt und getröstet! — Auch im Erbsenkruge ging ich gerechtfertigt in meinen Wagen; sah den Himmel offen und mich glücklich auf Erden. — Was giebts außer dergleichen Gedanken-Obelisken noch für andere Erndten einer weisen Selbstüberlassung, einer ächten Einsamkeit? — Lange, lange waren dieß die aufrichtigsten Gesinnungen meines Herzens. Auf hundert Reichsthaler jährlich hatte ich meine Rechnung gemacht, und selbst wie ich nach einiger Zeit schon in Bedienung stand, wollt' ich nur so lange dienen, bis ich zehn tausend Gulden Preuß. eingesammelt hätte, um nur leben zu können. Nicht wie jener Kornjude, der sich große Schätze gehäuft hatte und sich anredete: Du hast nun, liebe Seele, Vorrath auf viele Jahre; iß, trink, spiele, und laß spielen. — Meine Idee war zu dieser Zeit noch nicht, bey der Themis Dienste zu nehmen, sondern blos den Musen zu folgen. Ich pflegte alle Sachen

in fast allen gedenkbaren Modifikationen mir vorzustellen und in Gedanken durchzukneten. Mein künftiger Stand in der Welt inzwischen war mein wenigster Kummer, und wahrlich; wenn jemand auf einen göttlichen Ruf bey dem, was er ist, rechnen kann, so bin ichs; denn nie ward ich das, was ich werden wollte, sondern immer etwas anders. — —

Ueber Memel, wo ich den Erzpriester Wolf besuchte, kam ich eines Tages, kurz nach Ostern, gegen Abend wieder in Königsberg an. Ich ging sogleich zu meinem Bruder, der als Student damals mit Arendt (jetzt Hofrath in Petersburg) zusammen wohnte; von ihm wollte ich erfahren, was Woyt mache; denn ich hatte ihm aufgetragen, sich fleißig bey meinem Substituten darnach zu erkundigen; dann wollte ich mit Freuden in mein irdisches Elysium, dessen Andenken mir so werth gewesen war, einziehen. Aber, siehe da, ich erfuhr Dinge, die mir, um das Wenigste zu sagen, völlig unerwartet seyn mußten. Es hatte nämlich Woyt meinen Bruder zu sich kommen lassen, und sich über meinen Entschluß, nach Petersburg zu reisen, beklagt, auch ihm eröffnet, daß er einen andern Gesellschafter anzunehmen sich entschließen müßte,

der gewiß nicht auf den argen Einfall kommen würde, in der Welt herumzuirren; außerdem schien ich nicht die mindeste Anlage zu einem Kinderlehrer zu haben, und da er auf den Unterricht seines Enkels denken müßte, so wäre er entschlossen, den Posten eines Gesellschafters mit einem Lehrer für seinen Enkel zu verbinden; u. s. w." — Mein Bruder, der, so lieb er mich gleich hatte, dem Herrn Justizrath in allem, und besonders in den Umständen beyzupflichten nicht umhin konnte, daß ich ein eigensinniger Mensch von Kindesbeinen an und durchaus kein guter Wirth gewesen, erzählte mir diesen Vorgang ganz ehrlich haarklein, und so war ich denn verlassen, ohne Geld, ohne Aussicht, in Erwartung der gerechtesten Vorwürfe meiner Eltern, denen ich nicht eher, als wie ich schon abgereist war, über diese Reise zu schreiben gewagt hatte. — Wahrlich, das war ein Krasnoe Selo anderer Art! Besonders ging es mir nahe, daß mein ganzer Plan, hier so ganz mir überlassen zu seyn und von ganzen Herzen und von ganzer Seele und mit allen Kräften studiren zu können, vereitelt war, und zwar durch einen Menschen, den ich selbst mit Woyt bekannt gemacht und den ich dem

Woyt,

Woyt, weil selbiger sich beklagte, daß ich ihn gerade im Winter verließe, zu meinem Substituten in Vorschlag gebracht hatte. Aller dieser Umstände unerachtet habe ich nie meinem Successor den mindesten Vorwurf gemacht oder ihn auch nur angefeindet. Daß ich aber diesen Zug nicht billig, am wenigsten edel nennen konnte, war mir wohl nicht zu verdenken.

Ich bin außer Stande, die Seelenlage zu beschreiben, in der ich mich befand; — doch diese Jeremiade gehört zum vierten Buche; es ist genug, daß ein jeder Tag seine eigne Plage habe. — Da ich indessen meinen Freund Keyser seit unsrer Petersburgischen Trennung in meinem Leben bis heute den 13. May 1791 nur noch ein einzigesmal, und wo ich nicht irre, in der Loge gesehen, so muß ich noch bemerken, daß ich ihm hier sogleich gestand, aus Liebe zu den Wissenschaften Rußland verlassen zu haben. Er vergab mir unter den heißesten Wünschen, die ich auch ihm von ganzer Seele erwiederte, diesen Schulenentlauf; — und wie gerne wüßte ich, wo diese theure Seele jetzo walle? — Ueberall geh es ihr wohl, in dieser und der andern Welt. Wie lieb mir sein Andenken gewesen, können meine Gedichte

beweisen, die ich dann und wann verlohr. Im Jahre 1761 ließ ich ein kleines Lehrgedicht über die Unzufriedenheit in die öffentlichen Blätter einrücken und dann noch besonders abdrucken; ich dedicirte diesen Bogen aus Wesselshöfen (welches auf dem Titel durch den Buchstaben W angedeutet wird) an Keyser mit den Hallerschen Worten:

O! daß der Himmel mir das Glück im Tode gönnte,
Daß meine Asche sich mit Deiner mischen könnte.

Auch die Rhapsodie (30, S. 8.), die ich 1763 bey J. J. Kanter in Königsberg herausgab, ist ihm gewidmet, wo Tod und Grab die heißesten Wünsche des melancholischen Dichters sind; er wünscht sich —

„Ein Grab, bey welchem nie ein Jüngling Rosen bricht,
Bey dem kein Schmeichler steht und Panegyren spricht;
Still, wie mein Leben war, entfernt von Rednerklagen,
Die für gesetzten Preis nach Tropen schön verzagen,
Still sey es, wie die Nacht, so still, als dieser Stein —
Laß Mutter Erde, mir dein Schoos bald offen seyn —
Sey K. (eyser) glücklicher! Ein beßrer Freund als ich,
Den Scherz und Wein ergötzt, ein Tejer lohne Dich.
Tiefseufzend nenn' noch ihn in hellen Abendstunden,
Wenn ihr den stillen Hayn harmonisch durchempfunden;

Fällt

Fällt dann ein welkes Blatt auf deinen Schoos herab,
So sey voll Redlichkeit dein Wunsch für mich: das Grab."

Aus dem poetischen Schreiben, welches ich im J. 1764 d. 23. Oct. an H. Ruffmann am Tage seiner Verlob. mit M. E. Collins drucken ließ, ist folgende Stelle ein Monument für meinen Keyser:

„Freund, blick, wohin Du willst, nichts als Verrätherey'n!
Die Treue überlebt kaum einen Abendschmaus;
Man schläft die Zärtlichkeit wie andre Räusche aus.
Doch was auf ihrem Thron oft Könige vermissen,
Ließ mich bey schwerem Gram ein gut Geschick genießen.
Noch denk ich an die Zeit, da mich von * * Hand
Mit unverletzter Treu dem Vaterland entwand.
Er, der in tiefer Fern' ein Herz im Busen träget,
Das treu der Sympathie heut dreymal stärker schläget,
Der seinen Schultern selbst erhabne Thaten traut
Und sechzehn Ahnen nicht blos Mausoläen baut,
Hat meines Lebens Gram und manche trübe Stunden
Durch Redlichkeit versüßt, durch Freundschaft überwunden.
Einst, wenn des Herzens Wunsch das Schicksal ihn erhört,
Stirbt er fürs Vaterland des Heldentodes werth;
Und wann er Römisch-groß in seinem Blute lieget
Und sein erbittert Heer auf Leichen klimmt und sieget,
Schreibt er mit warmen Blut noch meinen Namen auf
Und schließt, wie er gelebt, groß seinen Lebenslauf. —

Das Absichtslose, das Uninteressirte, das Natürliche, welches man oft in Poesien vermißt, wodurch eine Poesie eine reine Poesie wird, ad analogiam des Begrifs reine Tugend, ist diesen Stellen eigen. Drang des Gefühls hat sie erzeugt; denn nie ist es mir eingefallen, meinem Keyser eine Zeile darüber zu schreiben. Daß indeß etwas herzlich seyn könne, ohne schön zu seyn, versteht sich am Rande. — Doch diese Beweise sind wie gar nichts gegen die sanfte Thräne, die nach so vielen Jahren auf dieses Blatt fließet. Meinem Keyser sey sie heilig! Nie kann und werd' ich ihn vergessen; und es ging ein zweyschneidiges Schwerd durch meine Seele, als mir Criminal-Rath Lübeck, bey dem ich mich nach diesem Edlen und den Seinigen erkundigte, zur Antwort gab, daß er seit zwanzig und mehrern Jahren nichts weiter von allen diesen wüßte! —

Ich will schließen. In Memel hatte ich zwar das Gelübde gethan, keinen Tropfen Brandtwein über meine Lippen zu lassen; allein durch den bereits getrunkenen war mein Magen geschwächt; und so fiel ich durch Gram und Kummer gebeugt in ein heftiges Fieber, das sich bald zu einem kalten bequemte, und mich

acht Wochen auf der Folter hielt. Und dieß war das Ende meiner Reise, die sich mit Entzücken, mit einem hitzigen Fieber der Seele anfing, und mit einem kalten Fieber des Körpers endigte."

— So weit hatte der geistreiche Mann bis in die Mitte des J. 1791 an dieser darstellenden Erzählung geschrieben, die ich, nach meinem Gefühle, den besten seiner bekannten Schriften an die Seite setze. Nachher verhinderten ihn an der Fortsetzung die neuen wichtigen Geschäfte, die ihm übertragen wurden, und nebenbey andere literärische Arbeiten; denn, später als dieses Datum, kam 1792 das Buch „über die bürgerliche Verbesserung der Weiber" heraus, und 1793 und 94 erschienen die „Kreuz- und Queerzüge". Auch hoffte und wünschte er noch lange zu leben, und sparte diese ominösen, an die Flüchtigkeit des Lebens mahnenden Betrachtungen mit und über sich selbst auf spätere Zeiten. Welcher Genuß, hätten wir so ferner von ihm die mit Scharfsinn und Empfindung durchflochtene Geschichte seines Dienst- und Autorlebens, wenn auch gleich

gleich hie und da idealisirt und nicht ganz histo-risch-treu. Ja, idealisirt! denn anders konnte dieser hochpoetische Kopf dergleichen Dinge nicht erzählen, wie man dieß ihm bis hieher schon abgemerkt haben wird und es überdieß seinem Biographen glauben kann, vor dem eine Menge kleiner Züge als Beweise hierzu liegt, deren Mittheilung aber zu weit führen würde [h]). — Hätten wir sie indeß nur, die Fort-

h) So erwähnt er z. B. nirgends, daß sein Vater Rector der kleinen Stadtschule in Gerdauen war, und stellt es sonderbarer Weise immer so, als sey er Prediger gewesen. — Der Justizrath Woyt hatte ihn offenbar zum Informator bey seinem Enkel angenommen, und nicht zum Hausgesellschafter, wie er sich doch immer nennt. In einem Briefe seines Vaters an ihn (vom 26. May, 1759), der im Original hier vor mir liegt, heißt es: „Aus deinem Briefe, der mir noch lieber wäre, wenn man bey seiner Unleserlichkeit nicht alles rathen müßte, scheint es, daß der Hr. Justizrath mit dir zufrieden ist, und du auch; unser Vater im Himmel sey dafür gelobt, gerühmt und gepriesen. Die freye Station und 40 Rthl. sind Dir in Königsberg besser, als 100 Rthl. auf dem Lande; der Vortheil dabey ist so groß, daß er nicht mit 60 Rthlr. kann bezahlt werden; hast Gelegenheit, mit gelahrten Leuten umzugehen, hast Gelegenheit, neue gute Bücher

Fortsetzung dieser höhergestellten, idealisirten Selbstgeschichte, als Geschenk für den ästhetischen und philosophischen Genuß! Die historische Treue könnte schon durch eine begleitende Kritik und Nebenerzählung besorgt werden. — Doch sie fehlt uns nun einmal, und sein Biograph muß hier eintreten. — —

Die

Bücher zu lesen; ja, was noch das Beste ist, so kannst du die gehörten Collegia wiederholen und neue dazu hören; das erkenne und nimm es mit dankbarem Gemüth als eine besondere Wohlthat von Gott an. Sey treu und fleißig mit deinem Untergebnen, damit du dadurch bey Gott und dann auch bey deinen hohen Gönnern dich angenehm machen mögest. Deine commode Abendmahlzeit und dann das Gartenhäuschen mißbrauche nicht zu oft, es könnte dir mit der Zeit übel genommen werden," u. s. w. Woyt hatte also recht, den jugendlich-raschen Entschluß zu einer so weiten, ohne seine ausdrückliche Erlaubniß unternommenen Reise nicht gut aufzunehmen, und konnte billig einen andern Informator suchen, welches Hippel durch seine Erzählung ganz anders darstellt. — Aus einem Originalbrief von seiner Mutter (v. 29. Merz 1776, wo Hippel in sehr einträglichen Posten war) sehe ich, daß sie damals gar nicht im Ueberfluß lebte; sie bittet ihn um etwas Thee und Wein; auch erhellt aus jenem Briefe, daß ihre literarische Cultur von ihm in dem Vorigen idealisirt worden ist.

Die Reise nach Petersburg, der Blick in den Glanz des Hofes und des Großlebens, die freundschaftliche Art, mit welcher ihm die Töchter des Viceadmirals begegneten, hatten Empfindungen und Wünsche in der jungen Seele zum Keimen gebracht, die bis dahin unter der Liebe zu Wissenschaften und Büchern schlummerten. Zwar hatte er — wohl am mehrsten im Gefühl seiner Verschuldung, ohne elterliche Beystimmung das Wagstück der Reise unternommen zu haben — die Anträge, dort zu bleiben, abgelehnt; aber er kehrte mit einem sehnsuchtsvollen beklommenen Herzen nach Preußen zurück; es war eine Krise in ihm vorgegangen, die sein Brief an Fräulein Antonna und das Selbstgespräch im Erbsenkruge, wenn es auch spätere Phantasie etwas verschönert haben sollte, hinlänglich beurkunden. Der Kreis seiner Empfindung und Phantasie hatte sich erweitert; es trat für ihn der Zeitpunkt ein, wo Wahl des Standes und liebende Ahndungen den edlen Jüngling es fühlen lassen, daß die sorglose Kindheit zu Ende ist, und sein sehnsuchtsvolles Herz mit der Schwermuth bekannt machen.

Wieder=

Wiedergenesen von der oben erwähnten Krankheit, einer Folge der Gemüthserschütterungen nach seiner Reise, ward er Hauslehrer bey einer angesehenen adelichen Familie, die den Winter hindurch in Königsberg, und den Sommer über in W., unweit jener Stadt, sich aufhielt. Einige Züge dieses Ehepaars, das ihm seine Kinder anvertraute, findet man in den Gemälden wieder, die er von Herrn und Frau von W. in den Lebensläufen aufstellt. Er ward von den Eltern geachtet, von seinen Zöglingen geliebt, und er war dieser Achtung und Liebe werth. Bey allem Gefühl ihres höhern Standes zogen die Eltern ihn durch gesellschaftliche Traulichkeit an sich; er ward hier in das eingeweiht, was man gemeinhin gute Lebensart und Weltton nennt; er lernte die guten und minder guten Seiten derer, die durch Geburt und Stand über andere gehoben zu seyn glauben, an dieser Familie und ihren Freunden näher kennen, und es ging ihm hier ein Jahr hindurch in jeder Beziehung wohl. Doch verließ er schon 1762 dieses Haus, um sich in Königsberg dem Studium der Jurisprudenz zu widmen, von welchem er sich schnelleres Aufsteigen zu Ehrenstellen, und sicher auch geschwin-

deres

deres Reichwerden, als von einem geistlichen Amte, versprach.

Beydes dünkte ihm jetzt mehr als bisher wünschenswerth. Er liebte! Diese seine erste, und wie alles bey ihm, heftige, begeisterte Liebe zu einer äußerst schönen, sehr sanften Person in seinem Vaterlande ward nun die gewaltigste Triebfeder in ihm. Der Gegenstand seiner zärtlichsten Neigung war aber in Ansehung des Standes und Vermögens weit über ihm. Welche gewaltsame Kämpfe entstanden nun in dieser feurigen Seele! Schauerlich genug tönt seine tiefe Melancholie aus der 1763 gedruckten und von ihm oben angeführten Rhapsodie hervor:

„Nehmt, Klüfte, wo besorgt kein Landmann Garben bindt,
Kein Schäfer Kränze flicht, kein Dichter Reime findt,
Wo nie ein Pilgrim sich, von Eulen aufgewecket,
Matt von des Tages Last zum Schlafe niederstrecket, —
Nehmt einen Jüngling auf, der, seines Lebens satt,
Gewiß beglückter stirbt, wenn er geklaget hat.
Zeigt seinem trüben Blick nie bey dem Dampf der Sorgen
Der Freude Ebenbild, die Sonne und den Morgen, u. s. w.

Indeß gab es doch wieder Stunden, wo er sich ermannte, und, so hoffnungslos auch diese Neigung seinen Freunden schien, eine endliche Ver-

Verbindung mit seiner Verehrten nicht für unmöglich hielt. Er fing nun an, den Gedanken zu fassen, ihr einst in Ansehung beydes, des Standes und auch wohl des Vermögens, gleich zu kommen; und von hier an der unverrückte Plan, das unabläßige Bemühen, einst reich und groß zu werden. Seit der Bekanntschaft, die er mit der größern Welt gemacht hatte, strebte sein mächtiger Geist ohnedieß schon nach großer, sichtbar wirkender Thätigkeit, und es brauchte daher gerade nur noch dieses Anstoßes, um den kraftvollen Jüngling dem Berufe des bloßen Studirens und Speculirens, des bloßen Denkens und Lehrens zu entführen. Von seiner Neigung zu einem handelnden, thätigen Leben zeugte schon in der Jugend seine oben erwähnte Vorliebe für die Römer (s. im vor. Bande, S. 298), und noch finden sich in seinen Papieren folgende treffliche, hierauf sich beziehende Bemerkungen:

„Der Griechen Philosophie und Geschmack, der Römer Handlung und Abscheu gegen sitzendes Leben und bloße Contemplation, weil sie wegen des auf stete Kriege gerichteten Geistes der Nation ad utrumque parati seyn mußten, hat so etwas glücklich zu Vereinbarendes, bes-

sonders wenn ein wenig poetische Behandlung der Sache dazu kömmt, daß man der Methode, unsre Jugend durch Griechen und Römer zu bilden, durchaus Gerechtigkeit erweisen muß. Die Vereinbarung des Englischen und Französischen Charakters ist unmöglich, und wenn man dem Deutschen diesen ineinander gemischten Charakter beylegt, so ist mir so, als ob man weder Deutsche, noch Franzosen, noch Engländer kenne. Aus zwey lebenden Nationen kann keine dritte zusammengesetzt werden, wenn sie nicht ein unnatürliches Geschöpf werden soll, ein Hermaphrodit! — Der Grieche ist caeteris paribus Denker, der Römer Handler. Freylich empfiehlt denn auch Römer Cicero seinem Sohn Studium der Weltweisheit, und der Herr Vater war allerdings in der griechischen Philosophie versirt; auch waren noch andere Römer nicht unerfahren in griechischen weisen Worten und liebenswürdigen Künsten; allein a potiori fit denominatio. — Was ist Aufklärung ohne Handlungen? Die Erfahrung hat gelehrt, daß der Geschmack an den Schönheiten der Natur, und noch vielmehr an den Künsten, keinen vortheilhaften Einfluß auf den sittlichen Charakter habe. Denn in

Wahr-

Wahrheit, der Mensch ist nicht da, um an der Natur seine Augen zu weiden, und sie durch Phantasie oder durch Pinsel und Meisel zu erklären, sondern sein dic cur hic zu beherzigen. Durch Moralität soll der Mensch sie verschönern und auf Mittel und Wege denken, daß durch gleiche Tugend und Denkart ein Staat zu Stande komme, welcher Menschenstaat genannt zu werden verdiene. Was drüber ist, ist vom Uebel. Schöne Künste sind der Sonntag des Lebens, den man genießen kann, wenn sechs Werktage vorausgegangen sind; ein Volk, das aber sechs Sonntage und kaum Einen Werktag hat, was ist von dem zu erwarten! Der Müßiggang allein muß es zu Grunde richten, und überall ist Müßiggang, wo nicht gehandelt wird. — Rousseau weis sich viel damit, Privatsecretair eines Französischen Ambassadeurs in Venedig gewesen zu seyn, und nie werden Geschäfte des Staats mit größerer Wichtigkeit betrieben, als wenn ein Gelehrter zu dergleichen Geschäften par bricol gelangt. Was thun sich dergleichen Leute nicht zu gut, was für Accente legen sie oft selbst auf Alltäglichkeiten! Sie fühlen den Unterschied zwischen reden und thun, und wollen durchaus auch andere fühlen

lassen, daß sie thun oder gethan haben! — Eine Aufklärung, die auf Denkart und Handlungen sich ausdehnt, und nicht jene intensive, die gemeinhin blos mit Worten sich begnüget, eignet und gebühret den Menschen. Jeder große Mann (und Consul Cicero selbst nicht ausgenommen) schämt sich, ein blos speculativer Kopf zu seyn, und blos Handel und Wandel mit seinen Gedanken zu treiben. — Da dacht' ich zuweilen, daß die Römer, wenn sie Lust und Liebe zum Dinge gehabt, die Griechen selbst in der Kunst übertreffen, wenigstens sich eine ganz andere Bahn hätten brechen können, als jene Meister aller sieben Künste, die freylich alles bis zur Extrafeinheit und zur menschmöglichen Vollkommenheit gebracht hatten, welches wohl schwerlich in seiner Art zu übertreffen war; allein ich widerlegte mich selbst, indem ich mich, ich weis nicht ob mit Recht oder Unrecht, überzeugte, daß die Römer blos aus Eitelkeit und Prahlhanserey die Kunst zu schäzzen geschienen, sie aber nicht aus innerlicher Treue und Geschmack geschätzt. Hatten sie dazu politische Gründe, die ich nicht absehe, so verdienen sie keinen Vorwurf. — Wer die Römer auf Rechnung der Griechen verachten

will, hat nicht unter vielen Umständen auch den zu Roms Ehre erwogen, daß hier keine öffentliche Schulanstalten und Schulsecten existirten, daß der Vater seine Kinder selbst erzog, und daß wenn also aus einem Griechen ein Grieche, ein intensiv-Aufgeklärter, d. i. ein feiner Mensch ward, man dem Römer die Ehre lassen muß, daß er wirklich that, wenn jene Thaten dichteten; daß jene zu Göttern ihre Zuflucht nehmen, wenn sie große Thaten zeichnen wollten, die Römer aber unter Menschen und unter sich hätten bleiben können, wenn die Griechen ihnen nicht mit Wolken- und Feuersäulen von Exempeln vorgegangen wären. Es gab allerdings auch unter Griechen wahrhaftig große Männer; allein ich rede hier ins Gelag hinein, ohne mich auf vortreffliche Ausnahmen einzulassen. — Der Römer war in der Regel entweder gar nicht in der Schule gewesen, oder aus der Schule gelaufen; der Grieche dagegen hielt sich in der Regel zur Schule, und bemühete sich, auch das größte Genie schulgerecht zu machen! — Bey allen Völkern, wo Dichter in großem Ansehn sind, kann es an Uebertreibungen und Lobopfern der Großthaten vorzüglicher Menschen oder Helden

nicht fehlen; allein es ist wahren Handlungs-Candidaten nichts schädlicher als diese Dichter-verschönerung; denn sie jagen nicht nach der Vollkommenheit, sondern begnügen sich mit dem lebendigen Glauben an die Dichter, die schon für Geld und glatte Worte die Lücken füllen werden. Männer, die ihr Hand ans Werk zu legen und zu thun gewohnt seyd, überlasset Weibern und Müßiggängern das Empfinden, das Bereden und Besingen schöner Thaten; seyd fleißig in guten Werken und bemühet euch, eure Handlungen so blank und klar darzustellen, daß jedermann wie mit dem Gelde weis, woran er sey. Ein dergleichen Thatenmann (ein gewaltiger Unterschied zwischen ihm und dem thätigen Mann) schleicht sich zu keinem Redner, Historiker und Dichter, sondern führt alles auf dem Markte dem Volke (nicht dem Pöbel) vor. „Seht, da steh ich; was bin ich werth?“ So stand der Römer; der Grieche steckte sich hinter den Dichter und dieser hinter das Volk. Der Römer ging selbst gerade zum Volk; den Griechen hob der Dichter, der dem Volk so viel Schritte vorausging.“ —

Was

Was sich auch hie und da zur Berichtigung und nähern Bestimmung dieses humoristischen Räsonnements sagen ließe, so erklärt es doch, in Verbindung mit den andern Umständen, Hippels Uebertritt aus der blos literarischen und gelehrten Laufbahn zur Jurisprudenz. Er fing in Königsberg unter zwey damals berühmten Rechtslehrern, Funk und Schinemann [i]), sein neues Studium mit dem Glück und dem Erfolg an, der aus offen daliegenden Gründen so oft diejenigen zu begleiten pflegt, die von einer soliden Beschäftigung mit den Sprachen, der Philosophie und Theologie dorthin übergehen. Vielleicht that er diesen Schritt nicht mit der vollsten Zufriedenheit seines Vaters, — oder konnte ihn dieser auch nicht weiter unterstützen, — genug, Mangel und Armuth wurden nun sehr fühlbar für ihn. Er kämpfte gegen sie an; mit einer Resignation, die Bewunderung verdiente, schränkte er sich anderthalb Jahre auf eine fast unglaubliche Art in Ansehung der Kleidung und des täglichen Unterhaltes ein. Er sagte damals, mit dem

i) Der Gruft des Erstern widmete er eine Poesie, die von Dankbarkeit und Verehrung für ihn zeugt.

Dichter Uz, von sich, und schrieb es in mehrere Stammbücher: „Nackt flieh in der Weisheit Arme" — welches auch als Motto über seinen poetischen Gedanken von der Unzufriedenheit steht. Was einen schwächern Jüngling zur Hoffnungslosigkeit niedergedrückt hätte, ward für diesen Talentreichen und Muthvollen nur stärkerer Antrieb zum Fleiß, sich aus jenem Druck des Mangels empor zu arbeiten; und siehe, in kurzem war es geschehen.

Er ward 1765 Advocat beym Stadtgericht in Königsberg, dann Hofgerichts-Advocat; 1772 städtischer Gerichtsverwandter und Assessor des Stipendiencollegiums. Schon in diesen Stellen und als Anwalt wurde er sehr geachtet; man faßte allgemeines Vertrauen zu seiner Geschicklichkeit; man consulirte ihn gern und seine Geschäfte belohnten sich. Sein Ansehn stieg; Er wurde bald darauf Criminalrath; dann Stadtrath, Beysitzer des Armencollegiums, Hofhalsrichter und Criminaldirector; oft hatte er Gelegenheit, wenn er als Anwalt für seine Partheyen oder als Richter zu Inquisiten sprach, die wirklich große Macht seiner Beredtsamkeit zu zeigen. — Im Jahr 1780 ernannte ihn der König zum dirigirenden

ersten Bürgermeister zu Königsberg und zum Policey-Director, mit dem Charakter eines Kriegsrathes. „Mein Consulat, schrieb er einem Freunde, ist auf mich wie vom Himmel gefallen.“ Denn er war erst der jüngste unter den Stadträthen gewesen, und nur kurz vorher aus dem Stadtgericht in den Magistrat gekommen; aber der schnellsehende Minister von Gaudi, der damals das Preußische Departement im General-Finanz-Kriegs- und Domänen-Directorium besorgte, und dem er überdieß in häuslichen Angelegenheiten Dienste geleistet hatte, wählte ihn zu jenem Posten, für welchen Hippel wie geschaffen war. — 1786 ehrte man ihn noch mit dem Prädicat eines Geheimen Kriegsraths und Stadtpräsidenten. Hippel ließ bald hierauf den Adel seiner Familie erneuern, die, nach dem von Wien aus ihm ertheilten Diplom, schon vor vielen Jahren besonders in Schlesien würdige Glieder gehabt hatte. — Bey der Preußischen Besitznehmung von Danzig wurde er zu den dortigen magistratualischen Einrichtungen gebraucht, und kehrte dann zu seinen Königsberger Aemtern zurück. Nach langer, ihm peinlicher Erfahrung von allmälig hinsinkenden

Kräften endigte er sein bis zuletzt sehr thätiges Leben am 23. April 1796 im 55sten Jahre. —

Hippel war ein Mann von ausgezeichneter Geisteskraft und dabey war ihm kein Zweig des menschlichen Wissens ganz unbekannt geblieben. In jedem seiner Verhältnisse war er ungemein und weit über das Gewöhnliche erhaben. Wer indeß bloß weis, wie sehr er die Wissenschaften liebte, welch gelesener, bewunderter und fruchtbarer Schriftsteller er war, dürfte nach der gewöhnlichen Erfahrung geneigt seyn, dieß für die ihm liebste und gelungenste Anwendung seiner Kräfte zu halten, wogegen die andern bürgerlichen Geschäfte nur mit gewöhnlicher und mittelmäßiger Thätigkeit von ihm betrieben worden wären. Aber irrig! Hippels Talent war so ausgezeichnet, und die Anwendung desselben so kräftig und so klug benutzt, daß er mehrern, unter einander nicht verwandten Lagen und Forderungen Genüge thun und darin außerordentlich seyn konnte. Denn so originell und bewundert er auch als Schriftsteller, so geistvoll er als Gesellschafter erscheint, so war er doch, nach einstimmigen Urtheilen naher Beobachter, am glänzendsten und größten in seiner Thätigkeit als Geschäfts-

schäftsmann, als Obrigkeit, — als Handler, als Römer!

Viele Jahre hindurch lebte und bewegte sich in dem volkreichen Königsberg fast alles durch ihn. An der Spitze des Magistrats erregte er Bewunderung; es ist nur Eine Stimme darüber, daß er als Bürgermeister die Seele dieses Collegiums war, und demselben von neuem Würde und Activität ertheilte. Er hielt aufs strengste über die Ordnung in Sessionen, Vorträgen u. s. w., und jeder der Unterbedienten mußte sich unablässig in seinem Geschäftskreise finden lassen; Fleiß, Ordnung und Accuratesse waren Dinge, die er, sie selbst übend, keinem derselben erließ, und die er auch wirklich in alle Collegia brachte, denen er vorstand. Er war der Mann, der jedem Posten, den er begleitete, Ehre machte. Diese Kunst verstand er durchaus, und übersah auch die kleinsten Umstände nicht, die dazu dienen konnten, eine Stelle zu haben. So sind, ausser der erwähnten Wiederbelebung des Magistrats, noch die Regenerationen des Stadtgerichts, des Commerz- und Admiralitäts-, des Wett- und Handlungs-Gerichts, alles sein Werk, während deß seine gewöhnlichen Amtsgeschäfte

geschäfte ihren Gang rasch fortgingen. Er war mit seinen Tagesgeschäften am Abend eines jeden Tages so auf dem Reinen, daß er mehr als einmal zu seinen Freunden sagte: „So bald ich die Feder auf dem Rathhause niederlege, habe ich alles verrichtet; ich kann auf der Stelle meinen Abschied nehmen; ich bin mit nichts rückständig." Und so verhielt es sich in der That.

Die ganze Stadt, besonders die Handeltreibende Klasse derselben, stand immer vor seinen Augen. Er ermunterte thätige Kaufleute, ehrte die weiter gekommenen sehr, und gab ihnen Ideen, wie sie zu ihrem Vortheil die Stadt durch Gebäude verschönern konnten. — Die Polizey war unter ihm in gehöriger Ordnung; denn er war ein durchgreifender Mann und von unabläßiger Wachsamkeit. Seine Mitbürger sahen ihn, besonders wenn Feuersgefahr entstand, beynah immer zuerst auf dem Platze, stets bedachtsam, mit Kälte und Ueberlegung alles anordnend. Durch die ehedem bey diesen Gelegenheiten oft vorgefallenen Einmischungen des Militärs ließ er sich durchaus nicht irren, wußte ihnen auszuweichen oder auch sie mit strengem Ernste zurück-

zuwei-

zuweisen. In festem Vertrauen auf seinen gewiß wachenden und thätigen Bürgermeister schlief in entfernteren Gassen der Bürger, den nicht die Polizeyanordnungen auch zum Platz der Gefahr hinriefen, in tiefem Frieden mit den Seinigen fort. Auch nicht ein einziges mal während seiner Stadtpräsidentschaft ward ein Brandschaden so beträchtlich, daß er sich auf zwey oder drey Häuser erstreckte. — Das Armenwesen, besonders die Abschaffung der leidigen Betteley, machte er gleich vom ersten Tage seines Amtes an sich zur Pflicht und Freude. — Nur zweymal war er während desselben verreiset; einmal nach Deutschland, mit königlicher Bewilligung, um sich mit den Polizeyverfassungen anderer erheblicher Orte bekannt zu machen; das andere mal nach Danzig, um nach der Preußischen Besitznehmung die dortige Verfassung zu organisiren; außerdem äußerst selten auch nur Eine Nacht außer Königsberg. — Den Unterbedienten, auf deren gleichförmige Wachsamkeit in der Polizey alles ankömmt, schien er als ihr Director allgegenwärtig; er ging nämlich zuweilen in ein Quartier und bemerkte sich hier ein Versehen; nun ließ er einen dieser Leute kommen, der ihm an-

angeben mußte, was da oder dort fehle; nannte dieser das von ihm Bemerkte nicht mit, so ließ er ihn hart an und der Mensch erstaunte, wenn er die Sache wirklich so fand, wie Hippel gesagt hatte. Seine Subalternen behandelte er vor andern Menschen mit großer Delicatesse; übrigens aber despotisirte er sie mit dem ganzen Uebergewicht seines umfassenden Geistes. — Er hielt es nicht unter seiner Würde, durch Auflaurer sich die Vorfälle des Tages hinterbringen zu lassen, und sah dieß als unzertrennlich verbunden mit der Stelle eines Polizeychefs an. — In den letzten Jahren schien er seines Amtslebens satt zu seyn. Er sagte einst in einem Augenblick der Vertraulichkeit zu einem Freunde: „Noch ein paar Jahre und dann nehme ich meinen Abschied; es ist kein Verdienst mehr zu dienen.“ Vor solchen Aeusserungen, wenn sie einmal ihm entwischten, erschrack er sichtbar, weil er bey seiner auf alles gerichteten Sorglichkeit fürchtete, wenn seine Obern so etwas erführen, könnten sie ihn der Ermüdung beschuldigen; denn sein Streben nach Ehre und Erwerb würde wohl nie zugelassen haben, daß er selbst einen solchen Entschluß ins Werk gesetzt hätte!

Dieß führt uns allmählig zu der Betrachtung über ihn als Mensch; über seine grossen Geisteskräfte; über seine Denkweise und Grundsätze in Absicht auf die Hauptpuncte der menschlichen Verhältnisse; über ausgezeichnete, gute und nicht gute Eigenschaften an ihm; über seine Art zu seyn und sich gegen andere zu benehmen; über seinen Tod — Nachrichten und Bemerkungen, nicht ängstlich geordnet, und so, wie sie sein Biograph von sehr verschiedenen aber glaubwürdigen Zeugen aufgesammelt hat. — Alles, was ihn als Schriftsteller angeht, mag dann, zusammengestellt, diesem folgen.

Der Leser seiner Schriften — und einen solchen setze ich als den meinigen voraus — weis es schon durch diese, daß sein Geist unter die umfassendsten und zugleich originellsten gehört. Eine schöpferische Phantasie und ein durchdringender Verstand, Poesie und Abstraction, Empfindung und Räsonnement, Ernst und Laune, Andacht und Frohsinn — hatten sich in ihm auf das Glücklichste vereinigt. Alles wurde Bild und Anschauung vor seinem Geiste; Dinge und Gedanken, die weit auseinander liegen und die man noch nicht als

Nach-

Nachbarn erblickt hatte, traten vor seinem Auge neben einander, und ertheilten sich gegenseitig Licht und Neuheit. Seine Gelehrsamkeit war nicht ausgebreitet; aber er war mit etwas ausgestattet, das einen unendlich höhern Werth hat, als alle Gelehrsamkeit, — er hatte Genie, ja, er war ein Genie. Er las nicht viel; aber ein untrüglicher Takt ließ ihn sogleich bemerken und auffassen, worauf es ankam; sein Gedächtniß bewahrte es treulich auf und bot es ihm dar, so bald er es bedurfte. Geschmack hat man ihm nie einräumen wollen; sein Urtheil über das Schöne und Gefallende war abhängig von der Originalität seiner Ideenverbindungen, und daher sehr oft abweichend von dem Gefühl und dem Urtheil anderer geübter und gebildeter Geister; aber das Große, Neue und Glänzende seiner Gedanken überwog jenen Mangel. Alles was durch seinen Kopf ging, was seine Hand berührte, wenn es auch nicht sein ursprüngliches Eigenthum war, trug das Gepräge davon und wurde von ihm mit seinem Stempel bezeichnet. Drum war sein Gespräch und sein Umgang so unbeschreiblich anziehend. Auch diejenigen, die nach seinem Tode fanden, daß er nicht mit

voller,

voller, offner Seele ihr Freund gewesen war und immer die Decke Aarons über seinem Gesichte behalten hatte, gestanden doch, daß sie einen so interessanten Gesellschafter in ihrem Leben nicht mehr haben würden und hätten das Glück seines Umgangs, seiner seelenvollen Unterhaltung gern um jeden Preiß zurück erkauft. Wie drang er in das Inwendigste ein, wie unbefangen raisonnirte er, wie lehrreich! — Doch wie, kann nicht noch jeder jetzt und in der Zukunft einen ähnlichen Genuß haben? Ist Er es nicht, der in der Person des H. v. G. (Lebensl. I, 369 f. — II, 67 und 134. — IV, 159. und an mehrern Stellen) in der Person des treflichen Professor Grosvaters (II, 212.) und überall zu uns spricht in seinen unsterblichen Schriften; denn überall, auch wo er nicht der Referent eines Gesprächs ist, wird es ja seinem Leser zu Muthe, als wäre er in lebhafter Unterhaltung mit dem geistreichsten Manne!

Aber selbst das größte natürliche Talent würde nicht hingereicht haben, einen solchen Mann aus ihm zu machen, als er war, einen so interessanten, an Beziehungen aller Art so reichen Schriftsteller und zugleich einen muster-

 haften

haften Verwalter der wichtigsten Aemter, wenn zu seinen vorzüglichen Anlagen nicht ein so großer Fleiß, eine so regelmäßige Thätigkeit gekommen wäre. Nur mit seiner bewunderns- würdig großen Arbeitsamkeit konnte er das lei- sten, was er leistete. Des Morgens war er bey guter Zeit auf; nur in den letzten Jahren blieb er bis sechs im Sommer, und sieben im Winter zu Bette, früherhin stand er Winter und Sommer spätstens um fünf Uhr auf, — nahm die Rapporte aus allen Theilen der Stadt an, instruirte pünktlich die Unterbedien- ten, besuchte dann die Departements, die ihm anvertraut waren, und bis zu Mittage war jeder Augenblick den verschiedenen Fächern sei- ner Aemter gewidmet. Von den 24 Tag- und Nachtstunden wandte er gewöhnlich etwa acht zum Schlaf und zu seiner Mittagsmahlzeit an; alle übrige Stunden gehörten Geschäften, dem Lesen und Studieren. Abends aß er nie. Nach der Mittagsmahlzeit war er mehrentheils zu Hause und allein. Nur vertraute Freunde wa- ren ihm dann willkommen; besonders oft war gegen Abend Lauson [k]) bey ihm, ein in man- chem

k) Dieser Mann, den er oben in seiner Selbstbiogra- phie erwähnte, ist durch ein paar Bände Gedichte be- kannt,

chem Betrachte merkwürdiger Mann, der ein Auge für tausend Kleinigkeiten hatte, die in der Stadt und in einzelnen Häusern vorfielen und auch hierdurch dem Policeydirector wichtig wurde. — Dann machte Hippel gewöhnlich noch einen Spaziergang. Er ging zu dem Steindammschen Stadtthore heraus, wo er sich auf den zur Cämmerey gehörigen sogenannten Hufen einen Hof erkauft hatte, dessen zur Hofwehr gehörenden Garten er in einen Englischen umschuf, so gut es die Lage des Ortes und seine Abneigung, viel auf dergleichen Dinge zu wenden, erlaubte. Auf diesen mehrentheils ganz einsamen Spaziergängen dachte er dann über seine Schriftstellerey, so entstanden hauptsächlich die „Handzeichnungen nach der Natur.“ — Der Abend war zwischen Schreiben und Lesen getheilt. Nur seitdem er mit Augenschmerzen behaftet war, ließ er sich vorlesen, besonders nachdem er durch eine gewaltsame Gesichtsanstrengung während der Organisation des Danziger Stadtwesens das eine Auge eingebüßt hatte, welchen Verlust er sich so sehr zu Ge-

kannt, unter welchen auch viele Extemporalia vorkommen.

müthe zog, daß er's äußerst ungern sah, wenn man es zu bemerken schien; selbst sein Arzt mußte ihm nie die Hoffnung benehmen, sein Auge, das in der That ganz verloren war, noch einst wieder zu bekommen. — Dieß Vorlesen besorgten häufig seine Neffen und Nichten, die sich in Königsberg aufhielten und ihn Abends besuchten, wo er sie dann zugleich in der richtigen Art vorzulesen übte; im Nothfall las auch sein Bedienter vor, zuletzt einige Subjecte aus der Kanzley. Sein glückliches Gedächtniß und die Gewohnheit, alles Merkwürdige zu notiren, führten ihn dann aus seiner verbreiteten Lectüre, in der mündlichen Unterhaltung und beym Schreiben die Fülle von Ideen und Kenntnissen herbey, durch welche beyde sich auszeichneten; ungewöhnliche und genialische Verbindungen bildeten sich in seinem Kopfe und erzeugten seine bewunderte Vielseitigkeit im Philosophiren über alle Hauptgegenstände des menschlichen Nachdenkens.

Es würde eine schwere Aufgabe seyn, einen gedrängten Abriß der philosophischen Ueberzeugungen dieses merkwürdigen Mannes zu geben. Sie liegen in seinen Schriften zerstreut; denn welche wichtige Angelegenheit des Menschen

hat

hat er wohl in diesen reichhaltigen Büchern unberührt gelassen! — Seine frühere religiös-philosophische Bildung hat er uns selbst geschildert. Die Erinnerung an seinen frommen Vater und Mutter, und ähnliche Personen, wirkte noch immer fort auf ihn. Er war in seiner Geburtsstadt Gerdauen von dem dasigen Prediger Keber in der Religion unterrichtet und confirmirt worden. Der bestimmte, feste, immer himmelwärts gerichtete Sinn dieses Mannes hatte unstreitig Einfluß auf die Bildung von Hippels Charakter. Dieser Prediger war dabey ehrgeizig, absprechend, freymüthig. Einst bey Hippel, wo mehrere Freymaurer zugegen waren, wurde er von Hippel gefragt: Was halten denn Sie von der FMrey? „Das, was Jesus von Euch halten würde: Ihr hasset das Licht, weil ihr das Böse thut.“ Solche feste, religiöse Charaktere erscheinen leicht dem Jünglinge edlerer Art als Heilige, und ihr kühnes Urtheil über die Schwäche der menschlichen Weisheit bewahrt ihn vor der strengen Anhänglichkeit an irgend eine philosophische Schule, läßt aber leicht auch einen Keim zur Mystik und Schwärmerey in dem kindlichbewundernden Gemüthe zurück. — Hippel

hatte in frühern Jahren ernstlich die Wolfische Philosophie studirt; dann wurde er durch Umgang vertraut mit Kantischen Ideen, und webte davon in die Lebensläufe so vieles ein, ehe noch der berühmte Verfasser sein System selbst öffentlich aufstellte. Als die Kantischen Schriften, die eine Revolution in der Philosophie bewirkt haben, erschienen, studirte er auch diese, und verschmolz die darinn vorgetragenen Ideen mit den schon in ihm durch seine mannichfaltige Lectüre und sein originelles Selbstdenken vorräthigen [1]. Er ehrte die Kantische Phi-

1) In einer Goldeswerthen Stelle über die nothwendig aufrecht zu erhaltende Freyheit der Untersuchung über alle möglichen Gegenstände, fährt Hippel so fort: (S. die Satyrische Schrift über Zimmermann 1790. S. 132.) „H. Kant ist und bleibt ein großer Denker; wer lebt indessen des philosophischen Glaubens, daß dieser vortreffliche Mann symbolische Bücher in der Philosophie geschrieben? Wer dem menschlichen Geschlechte sagt: so weit und weiter nicht! hat ihm den Kopf abgesprochen; und müßte nicht ein allgemeiner Stillstand der menschlichen Erkenntniß entstehen, wenn irgend eine weltweise Dogmatik (die Kantische, die alle Dogmatiken verdrängte oder zermalmete, wie der selige Moses Mendelssohn sich ausdrückte, nicht ausgenommen) ohne Polemik hinfort

Philosophie und nahm viele Wahrheiten davon in seine Ueberzeugung auf; aber mit der Freyheit eines Selbstdenkers, der mit diesem Reformator in freundschaftlichem Umgange lebte, und diese Grundsätze allmählig hatte entstehen und sich ausbilden sehen, — nicht mit jener Treue des jüngern Systematikers, der sich jeden Buchstaben der neuen, ihm als wichtig erscheinenden

fort triumphiren, und die Geschichte vom Hute, dem es bis jetzt wie der Philosophie ging, widerlegen wollte? — Kann der Gott lieben, den er nicht siehet, der seinen Bruder nicht liebet, den er siehet? Aus dem Kopf in die Hand, aus der Hand in den Mund, gehet des Menschen Wissen; was indessen drüber ist, ist darum nicht vom Uebel, vielmehr kann es ergötzen und auch — wirklich nutzen. Niemand sah Gott, und wer kann ihn, der ein Geist ist, sehen? Die ältesten Vorstellungen von Gott und dem, was man göttlich nannte, begriffen alles Große, Ungewöhnliche, Auffallende, Unerreichbare in sich, was eben daher Bewunderung, Erstaunen und Furcht erregte. Der Stifter der christlichen Religion stellte die Gottheit unter dem Bilde eines liebenden Vaters vor, der nur Menschenliebe verlangt, — und in der That, nicht Unbegreiflichkeit, sondern Gemeinnützigkeit ist das Kennzeichen der Wahrheit, und nicht stolze Verstandesaufgeblasenheit, sondern Tugendthätigkeit ist Aufklärung." —

Philosophie eigen zu machen sucht, und, da er noch wenig von andern Systemen kennt, mit jugendlicher Wärme und Hang zum Bewundern das ihm Neue als Unerhört und Unwidersprechlich umfaßt.

Kein Freund von systematischem Zusammenstellen seiner Meynungen in seinen Büchern, war er auch nicht vollkommen übereinstimmend in seinen Aeußerungen über dieselben Gegenstände zu verschiedenen Zeiten, welches daher rührte, weil überhaupt kein abgeschlossenes, festes System der Meynungen in seinem Gemüthe und in seinem Innern lag. Mit der Leichtigkeit, die großes Talent giebt, spielte er mehr mit manchen Untersuchungen und philosophischen Hypothesen, die weniger talentvolle Menschen mit trübem Ernste als ein mühsames Tagewerk betreiben, oder auch speculativere Köpfe und ruhigere Forscher strenger verfolgen und bis zur Evidenz zu bringen suchen; er nahm sie auf und ließ sie fallen, wie es eben der genialische Gang seiner Vorstellungen mit sich brachte. Die rhapsodische Art, wie ein so belasteter Geschäftsmann philosophische Untersuchungen anstellen konnte, gab ihnen diesen eklektischen Charakter noch mehr. Dazu war er

ein

ein Mann der Phantasie; diese überwog in ihm alle andern, freylich auch sehr reich und stark vorhandenen Seelenkräfte, und gab ihm in sittlicher und wissenschaftlicher Rücksicht den Charakter, den wir von ihm finden. Mit tiefdringendem Scharfsinn ausgestattet, erkannte er in den Stunden, wo er sich die Kräfte der menschlichen Seele, die Unsterblichkeit, die Gottheit, das Christenthum und dergleichen reichhaltige Theme zum Nachdenken nahm, — die Wahrheit so, wie sie sich ähnlich scharfsinnigen ruhigen Forschern darbietet; erwachte dann aber seine Phantasie, vergegenwärtigte sie ihm den Gegenstand isolirt, so machte ihn ihr Feuer zum Schwärmer, und ihre Eingebungen über dieselben Gegenstände und die daraus folgenden Aeußerungen standen mit den Resultaten jener ruhigen Stunden im Widerspruch. Seinem scharfen Blicke konnte diese Disharmonie seiner Vorstellungen nicht entgehen; dann versuchte er es, sie so gut als möglich in einige Uebereinstimmung zu setzen, und merkte er, daß sich dieß nicht bewirken ließ, so tröstete er sich, wie in andern Fällen mit dem sittlichen Unvermögen des Menschen, so hier mit dem intellectuellen, und fand sich auf diese Weise mit den Anforde-

rungen seines Innern, die der Natur der Seele nach auf Uebereinstimmung, auf Wahrheit, dringen, durch diesen Handel in Pausch und Bogen ab. Praktische Geschäfte, deren Wichtigkeit keinem Zweifel unterworfen war, und die eben dadurch so viel würdiger erschienen als jene Untersuchungen, verdrängten nun die Meditation und verwischten in etwas den unangenehmen Eindruck, den ihm dieß Schwanken hinterlassen mußte.

Sein Glaube an gewisse Ahndungen kann hiervon zum Beweis dienen. Philosophisches Nachdenken hatte ihn von dem Ungrunde derselben überzeugt, aber seine Phantasie machte sie ihm wieder glaublich. Wir haben oben gesehen, wie er sich in seiner Selbstbiographie und in dem Vermächtniß darüber ausdrückt; er glaubt über diese Punkte ganz aufs Reine zu seyn; und doch erzählt er mit sichtbarer Vorliebe jenen Fall, der seinen Eltern begegnet seyn soll; und so blieb zeitlebens eine Neigung in ihm, Vorbedeutungen und Ahndungen aufzuspüren und an sie zu glauben, so daß ihm dadurch viele, viele Lebensfreuden, die er hätte genießen können, verdorben wurden und ihm oft diese Grillen den Frieden aus seiner Brust

jagten. Als treusten Commentar seiner schwarzen und dunkeln Vorstellungen über diesen dunkeln Gegenstand kann man dasjenige ansehen, was er, übrigens mit unvergleichlicher ästhetischer Wirkung und bewundernswerther Darstellungsgabe, in den Lebensläufen von den sonderbaren Umständen beym Tode seiner Mutter erzählt. (IV, 65—96.)

In dem 1779 erschienenem zweyten Theil der Lebensläufe kömmt die Summe der Kantischen speculativen und praktischen Philosophie oft mit denselben Ausdrücken vor, worinn sie Kant späterhin (denn 1781 kam die erste Ausgabe der Kritik d. r. Vernunft heraus) aufstellte. Hiervon ein Mehreres weiter unten, wenn von Hippel dem Schriftsteller die Rede seyn wird. Diese Hauptsätze der Kantischen Philosophie scheinen in der That seine Ueberzeugung gewesen zu seyn; aber, wie schon erinnert ist, nicht ängstlich nachgesagt und nachgedacht, sondern mit Freyheit, und amalgamirt mit seinen vielen eignen Vorstellungen. Es war ihm im Reden und Schreiben über philosophische Gegenstände die Manier eigen, die Gründe für und wider eine Meynung vorzutragen; in seinen Schriften bediente er sich hierzu der dialogischen

Form

Form, oder er legt es einer seiner historischen Personen in den Mund, und entgeht so der Nothwendigkeit, sich für eine von zwey entgegengesetzten Meynungen zu entscheiden. So wie dieser Vortrag philosophischer Sätze, so war in vielen Punkten seine eigne Annahme; er betrachtete das Für und Wider, und schob es noch auf, ein Resultat als Ueberzeugung anzunehmen, ohne deshalb ein Skeptiker heißen zu wollen [m]).

Auf

m) Vergl. Lebensl. II, 241. „Große Köpfe stiften viel Gutes, allein auch wahrlich viel Unheil; denn sie werden verehrt und niemand untersteht sich weiter zu gehen. Sie sind ein Wall, den kein Remus zu ersteigen sich unterfängt. Jeder Mensch hat einen Hang, seine Meynungen andern mitzutheilen, und der Gelehrteste ist nicht gleichgültig gegen das Urtheil seiner Wäscherin und seines Ofenheizers. Die Methode ist dogmatisch über apodiktische Wahrheiten, und dieß ist die Methode der Unterweisung und Behauptung. Die Methode ist aber skeptisch-polemisch, wo man erst untersucht, ob etwas apodiktisch heißen kann; dieß ist die Methode der Untersuchung, Beprüfung oder Kritik. Die polemische Methode ist die Läuterung, das Sterben, die Verwesung in der Erkenntniß, ehe wir zum Licht und Leben kommen. Die skeptische Philosophie ist hiervon verschieden, von welcher wir

oben

Auf gleiche Weise war es mit seinen Ideen über Christenthum beschaffen. Er hatte sicher sehr gereinigte Vorstellungen darüber; aber zuweilen malte ihm die Phantasie die dunkeln Gefühle seiner Jugend vor, und dann spricht er so darüber, daß man seine Urtheile mit der ganz gewöhnlichen Anhänglichkeit ans Alte, und mit den Klagen, die so oft eine beschränkte Einsicht und Erfahrung über den Verfall der Religion führen, verwechseln könnte. Oft streift sein durch Phantasie verschönertes und belebtes philosophisches Räsonnement so leise auf dem Scheidepfad zwischen schwärmerischen Mysticismus und dem von Vernunft gerechtfertigten Gefühl lebhafter, poetischer Menschen hin, daß gerade diese seltenere Vorstellungsart und die glückliche Gabe, sie in passende Worte zu kleiden, es ist, die ihm den mehresten Beyfall erwarb, und bey der alle ähnlichgestimmte, das Unsichtbare auch liebende Seelen sympathetisch einklingen.

Um

oben loco congruo schon ein Wörtchen gewechselt haben. Zweifeln und sein Urtheil aufschieben ist so unterschieden, als vorurtheilen und nachurtheilen."

Um dieß zu vergegenwärtigen, mögen hier seine Ideen über das Gebet stehen, wie sie sich in den Kreuz- und Queerzügen (II, 129) finden. Es ist vom Genius des Socrates die Rede, gegen den einiges eingewendet wird; dann fährt er fort: „Darum ist indeß nicht allem Unbegreiflichen das Leben abgesprochen. Socrates ließ sich nicht in die Gäng- und Gäbemysterien einweihen; indeß machte er selbst Mysterien, wozu er keinem den Schlüssel gab. Vielleicht füllte dieser Umstand vorzüglich den Giftbecher, den er leeren mußte. — Ist die Gottheit ferne von einem jeglichen unter uns? Leben, weben und sind wir nicht in ihr? Können wir uns entbrechen, wenn wir Millionen und abermal Millionen Welten und ihre Sonnen am Himmel sehen, in diesem Anschauen verloren zum Schöpfer zu dringen und zu glauben, wir schauen auch ihn; können wir uns entbrechen, zu ihm zu beten und unsern Geist zu erheben zum Geiste der Geister? — Ists in dieser Begeisterung unmöglich, einer Art von Eingebung gewürdigt zu werden? und durch schnelle Einsicht, durch Ueberschauung einer Sache und ihrer Folgen eine Erscheinung zu haben? Von diesem Lichte, wie viel fehlt zum wirk-

wirklichen Umgange unsers Geistes, wenn er gleich noch bekörpert ist, mit unbekörperten Geistern? Jene Schnellkraft und Richtigkeit im Urtheil, ist sie von Prophetengabe und Wahrsage weit entfernt? Wenn man, heißt es, den Erfolg des Nachdenkens und der Weisheit oder eines glücklichen Zufalls, der zwar gemeinhin den Thoren begegnet, doch aber zuweilen auch den Weisen aufsucht, auf die Rechnung einer übernatürlichen Wirkung setzet, sey man ein Schwärmer. Wer kann aber sicher in seinem Urtheil seyn, ob es Zufall, Erfolg des Nachdenkens und der Weisheit, oder — ob es was anders war? Ach Freund, in jeder reinen Tugend sehen wir Gott! Sie stärket und kräftiget und gründet uns, um zu Wesen uns zu gewöhnen, denen diese durch Kämpfe und Aufopferungen errungenen Siege eine Wonne zu schauen sind. Der kindliche Sinn, wozu diese hohe Weisheit sich gewöhnt, versteht die Kunst, alles Fremdartige und jede Nebenumstandsache zu entfernen und oft schon auf den ersten Blick zu finden, worauf es ankömmt; sollten seine Vermuthungen, aus der reinsten Absicht gefaßt, viel weniger als Vorhersagungen seyn?" —

Im-

Immer spricht er so, als ob er bey aller Achtung für die Religion der Vernunft und für das moralische Christenthum sich damit noch nicht begnügen könne, und als ob aus einem höhern Christenthume dem Menschen auch eine noch höhere Tugend und Ruhe käme. Wer, wie er, in seiner Jugend Beyspiele guter und edler Menschen gekannt hat, die zugleich Fromme und Beter waren, und jenen Sieg über Leidenschaften, jenen Frieden Gottes so sichtbar mit sich herumtrugen, und das Gemeine und Alltägliche durch religiöse Sprache veredelten, — wer solche ehrwürdige Erscheinungen aus der Jugendzeit mit poetischem Sinn erhöht und zu heiligen Gestalten umbildet, — der bleibt immerfort mit Achtung gegen das Christenthum erfüllt, das jene Menschen zu einer solchen Lebensweise brachte. Besonders erwachen diese Gefühle wieder beym Anblick fremder Andacht oder alter frommer Gebräuche, und die angeschlagenen Saiten tönen dann lange fort. So sprach Hippel oft mit seinen Vertrauten über seinen Aufenthalt zu Herrenhut, die dortigen Gottesverehrungen und den Kirchhof, und jedesmal erschien sein Gesicht dabey in verklärter Gestalt und der Anflug von

Melan-

Melancholie, der selten fehlte, verschwand. Daher auch der Vorzug, den er in den Lebensläufen, (III, 162—231) da, wo der Gottgläubige und der Christ einander gegenüber gesetzt werden, diesem letztern ertheilt; daher (ebendas. S. 76) jene zugleich so tolerante und dadurch rührende Bemerkung des Todesgrafen, indem er eins seiner Sterbensbilder commentirt: „Sollten Sie denken, meine Herren, es ist ein bloßer Gottverehrer, der, wie er mir bekannt hat, den lieben Gott blos in seiner lieben gütigen Natur gesehen, gekannt und sich drob gefreut hat; denn Gott ist nicht ferne von einem jeglichen. Den feurigen Busch der Religion hat er nicht gesehen. Er blieb seinem Naturglauben und Vernunftskatechismus, der nur Einen Artikel hat, treu. 'Ich kann nicht, sagte er, wenn ich gleich wollte; allein ich habe keinen in seinen drey Artikeln gestört, keinem seinen Katechismus im Spiel abgewonnen, keinem geschwindes Witz- oder langsam wirkendes Verstandsgift eingegeben, keinem in seinem Thun und Lassen einen Stein des Anstoßes in den Weg gelegt. Ich hielt viel für Gotteslästerung, was andere für Gottesverehrung hielten, — ich —' — Besonders war es,

bemerkte der Graf, daß er das ich unendlich oft und viel aussprach, und mit seinem ich hinten und vorn war. Er blieb auch im ich; er stieß sich das Herz daran ab. Mit dem lieben ich! — Die Herren Naturalisten im guten Sinne, dabey bleib' ich, fuhr der Graf fort, halten sich selbst für kein Kleines. Ihre Seele wenigstens ist ihnen ein Stücklein lieber Gott, wie wir Christen denn auch darinn nicht ganz in Abrede sind, allein wie? — Man könnte die Deisten Seelenverehrer nennen; bald hätt' ich Seelenabgötter gesagt; — allein seht nur die Miene des Gestorbenen? Ist da wohl Abgötterey drinn — ich mag keinen Stein aufheben wider ihn." —

Er besuchte den Gottesdienst regelmäßig; der kirchliche Gesang begeisterte ihn; schon den Sonnabend vorher ließ er sich nach den zu singenden Liedern erkundigen. — Nach seiner Rückkehr von Danzig schien in seinen religiösen Gesinnungen und Verhalten eine Veränderung vorgegangen zu seyn, ohne daß diejenigen, die auch dort immer um ihn waren, eine Veranlassung dazu oder einen Abschnitt entdecken konnten. Er hatte bis dahin regelmäßig den Pfarrer Fischer (den Verfasser der Homilien)

oder

oder den KR. Borowski predigen hören; nach seiner Zurückkunft geschah es nur noch wenigemale und unterblieb bald ganz. Ließen seine Freunde einen Wink darüber fallen, so wich er den Erörterungen aus. Er sprach zuweilen schwankend von der Fortdauer nach dem Tode, und in seinen letzten Tagen führte er die Gründe, die man dagegen geltend zu machen sucht, auf eine Art an, die ungewiß ließ, ob er ihnen beytrete. Aber eben, weil seine Aeußerungen unbestimmt waren, so läßt sich hiervon so wenig, als von der gleich vorher erwähnten, seit der Rückkehr von Danzig eingetretenen Veränderung etwas weiteres sagen. —

Herrschend war in seinen frühern Meditationen die Idee, daß endlich einmal das Menschengeschlecht einsehen würde, was zu seinem Frieden diene; daß Aberglaube, Selbstsucht und Laster verschwinden, und Duldung, Liebe und Genügsamkeit unter den Menschen allgemeiner seyn würden. Dieß Reich der Vernunft nannte er mit dem biblischen Ausdruck das Reich Gottes, und es sind immer schöne Stellen in seinen Büchern, wo er wünscht und betet, daß es kommen möge, dieß Reich Got-

tes n). Gleichwohl spricht er in einer andern Stelle, oder läßt vielmehr einen von ihm hochgestellten Charakter ganz so sprechen, wie die, welche an einem Fortschritte der Menschheit verzweifeln. (Kreuz- und Queerzüge, II, 283.) „Der

n) S. Lebensläufe III, 49. „Laßt uns also tolerant seyn, und in allem dem Geist, dem Wesen nachspüren, bis Ein Hirt und Eine Heerde wird. Hosianna, gelobet sey diese Zeit, die da kommt im Namen des Herrn. Das Christenthum ist die einfachste Religion auf Gottes weitem Erdboden, so wie der Geist einfach ist, u. s. w. — Ferner: III, 229. 264. — Reich Christi, IV, 241. — Ueber die hiermit leicht zu verbindende Vorstellung von verbesserten Staaten s. Lebensl. IV, 183. welcher Band im Jahr 1781 erschien: „Was ist glaublicher, als daß die Menschen über kurz oder lang zu allgemeinen Weltgesetzen kommen werden, wo jedem Staat sein bescheiden Theil angewiesen ist, und wo, wenn der eine weiter gehen will, er alle übrige vereinigte Staaten wider sich hat. Dieß verbesserte Völkerrecht, möcht' es doch bald kommen! Wie weit näher wären wir alsdann schon dem Ende des Vaterunsers, als jetzo! Man könnte von dieser körperlichen Theokratie, von dieser Welt-Regierungsform sagen: Es ist eine Heerde und ein Hirte! Allein auch selbst alsdann ist noch alles leiblich! Geistlich wird es seyn, wenn wir selbst diese allgemeinen Gesetze nicht mehr brau-

„Der Mensch ist collective kein Haar breit anders, als er von Anbeginn war; die Schminke ist verfeinert und ein wichtigerer Handlungsartikel geworden, auf den mit der größten Sicherheit zu speculiren ist." — War diese spätere geänderte Meynung etwa die Folge davon, daß sein Glaube an ein baldiges Reich Gottes durch so viele gestörte Hoffnungen kleinlaut zu werden anfing? —

In allem ging sein Denken und Philosophiren auf das Praktische und Nützliche. „Heißt Genie Weisheit?" sagt er in seinem letzten Buche (Ueb. d. bürgerl. Verbesserung d.

brauchen, wenn der göttliche Codex eintritt, wenn der Glaube an Gott schon alles in allem ist! — Um sich die Sachen noch begreiflicher zu machen, kann man den Redegebrauch der Theologen beybehalten. So wie die Welt jetzt ist, könnte man sie das Reich der Allmacht nennen. Das Reich der Gnaden wäre die körperliche Theokratie, wenn die Menschen anfingen, allgemeine Weltgesetze zu machen, wohin es gewiß kommen müßte, wenn der gemeine Mann zu mehrern Kenntnissen käme, als er jetzt hat. Das Reich der Herrlichkeit wäre jenes Reich der Möglichkeit, wo wir alles um Gottes Willen thäten! — wo! — "

Weib. S. 247.) „Wörterkram und Sophisterey Vernunft? Alles, was nicht auf gesunden Menschenverstand und moralische Religion berechnet werden kann, ist nicht wahre Weisheit und ächte Vernunft.“ — Er stimmte überall und mit männlichem Muthe für die ganz freye Mittheilung jeder Meynung über Sachen der Religion und des Staats, und es ist erfreulich zu sehen, mit welcher Kraft und Wärme ein so tiefblickender, wohlwollender, die Menschen und den Staat liebender Mann, der übrigens aber doch so gern herrschte, es so gern sah, wenn andere sich nach ihm richten mußten, dennoch die Sache der Mittheilungsfreyheit vertritt. (Zimmermann der I. und Friedrich II. S. 164.) „Die Thoren, heißts in der Bibel, sprechen in ihrem Herzen: es ist kein Gott! Die Weisen reden ohne alle Heucheley öffentlich über diesen Gegenstand, sagen ihre Zweifel und ihre Wahrscheinlichkeiten, und wer von ihnen war je so frech, selbst in seinem Verstande zu sprechen: Es ist kein Gott! Kein Weltgrund! denn eben durch diese Behauptung würde er den Namen eines Weisen aufs Spiel setzen. Ueber die That findet man indessen heut zu Tage keine Bedenklichkeit, nur über

den Namen wird man roth in dieser Wortwelt! Der Heuchler ist unter den praktischen Atheisten der erste und abscheulichste; denn wie wenig sind, die Durchsicht genug haben, ihn dieses Verbrechens zu zeihen, wenn er sich mit Worten wohl vorsieht und fein säuberlich ziert. Es ist gewiß ein unmenschlicher Gedanke des göttlichen Plato, wenn er in seiner geistigen Abderitenrepublik des Dafürhaltens ist, daß die Menschen ihres eignen Bestens wegen hintergangen werden könnten. Betrug ist Betrug! Dagegen ist der christliche Ausspruch des unchristlichen Königs Friedrichs des Zweyten unsterblich: Bey mir kann jeder glauben, was er will, wenn er nur ehrlich ist. Denn der Stifter der christlichen Religion sagt desgleichen: An ihren Früchten sollt' ihr sie erkennen. Nicht die Herr! Herr! sagen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel! — Aufs Handeln, aufs Thun und Lassen, auf den Lebens- oder lebendigen Glauben an Gott, der durch Liebe werkthätig ist, kommts an, und so wie Leidenschaften durch keine Gesetze erstikket werden können, da die menschliche Natur sich nicht umschaffen läßt, so besteht die christliche Tugend im beständigen Kampfe. Nicht

als ob ichs ergriffen hätte, sondern ich jage ihm nach, ob ichs auch ergreifen würde. Auch im Alter meldet sich der alte Adam, und wenn man nicht ein Tugendtaschenspieler seyn und die Mittel, welche uns Vernunft, Gewissen und Christenthum lehren, wodurch man zu Gott und zur Tugend kommen kann, für die Tugend selbst, vermittelst eines Hocuspocus, auszugeben die kunstreiche Dreistigkeit hat, so wird man bekennen, daß Menschen nie aufhören können, und ich setze hinzu, nach der Welteinrichtung nicht sollen, — Menschen zu seyn." — (Ebendas. S. 129.) „Was befürchtet ihr, Furchtsame, von der Seelen-Nahrung und Nothdurft, der Preßfreyheit? Betrift sie Sachen, so sey es jedem erlaubt, zu sagen, was er will. Die Religion hat gewiß, so wie alles, was groß war und zu werden verdiente, mehr durch Feinde als Freunde gewonnen, und so werden auch die Wächter des Staats aus jeder Schrift Vortheil ziehen, welche die Staatsverwaltung, es betreffe ein Fach, welches es wolle, angeht. Aus seinem Umgange wähnt man den Menschen beurtheilen zu wollen; allein ein weit sicherer und untrüglicherer Schlüssel zum Herzen des verschlossenen Mannes ist, ihn

ihn aus seinen Feinden zu beurtheilen. Was müßte das für eine Wahrheit seyn, die das Licht nicht vertragen kann?" — — —

Hippel war durch eigne Kraft ein reicher und vornehmer Mann geworden. Er hatte sich seine Glücksumstände durch Talent und Fleiß selbst gebaut, und gewann die Idee, immer reicher zu werden und noch höher zu steigen, bis zur Leidenschaft lieb. So wie nun dieß nur durch ein fortgesetztes sehr planmäßiges Betragen möglich ward, so erhielt sein Charakter und sein Benehmen gegen andere dadurch seine Eigenthümlichkeiten. Wir sahen ihn als Jüngling mit dem Mangel kämpfen; bald aber, nachdem er in das bürgerliche Leben eingetreten war, fing er an, mehr einzunehmen, als er ausgab, gewann den Sammlergeist, und vermehrte nun sein Vermögen so schnell und so ansehnlich, daß er, der mit nichts anfing und durch außerordentliche Glücksfälle nichts zugeworfen bekam, mehr als 140,000 Thaler hinterließ. Schon als Advocat nämlich hatte er eine sehr ausgebreitete und noch mehr ansehnliche Praxis. Nicht die Processe, sondern die außergerichtlichen Geschäfte waren die Goldgruben, aus welchen er reichlich schöpfte.

Seine Praxis, besonders bey dem Commerzcollegio, und seine Bekanntschaften unter dem Handeltreibenden Theil des Publicums, hatten ihn mit einer Erwerbsquelle bekannt gemacht, die bey dem Anfange seiner Advocatur eine der ergiebigsten in jener Gegend war, und von Mehrern benutzt wurde; diese bestand in dem Ankauf Memelscher Reverse gegen ein Disconto von ansehnlichen Procenten. Dazu kam, daß er die strengste Ordnung bey seinen Einnahmen und Ausgaben hielt, besonders in den spätern Jahren; denn so wenig auch sonst Rechnen seine Sache war, so wußte er hier, wie in vielen andern Verhältnissen, die Beyhülfe Anderer, deren Ergebenheit an ihn, an sein Interesse, er genau kannte, zu benutzen. Er hatte selten 50 Thaler baar vorräthig; so bald eine Summe von diesem Betrag oder drüber einging, so wurde sie in die Bank geschickt. Sparsamkeit und Ordnung in allen übrigen Verhältnissen eines kleinen, für einen einzelnen Mann eingerichteten Haushaltes, thaten das Uebrige.

Eben so gelang es ihm auf dem Weg zu Ehrenstellen. Er suchte wichtige Aemter, und durch seine Talente, durch seine große Vorsichtigkeit

tigkeit und das bereits erworbene Vermögen stieg er von einem zum andern; selbst die höchsten Stellen in seinem Vaterlande schienen ihm nun erreichbar und reizten seinen Wunsch. Das Gelingen seines Strebens nach jenen beyden Zielen, nach Reichthum und politischer Wichtigkeit, gab ihm immer mehr Zutrauen zu seinen Kräften, so lange sie nicht getheilt wurden, und so wurde dadurch theils seine Ehelosigkeit bewirkt, theils eine sich immer gleichbleibende, künstlich geleitete und zum Theil verdeckte Verschlossenheit, zu welcher er schon durch sein cholerisch-melancholisches Temperament hinneigte, die aber durch seine im Grund isolirte Lage und durch sein planmäßiges Aufstreben noch vermehrt wurde.

Jene Denkweise nämlich hatte den übrigens so tieffühlenden, so richtig sehenden Mann verhindert, daß er nicht in den frohen, unbefangenen Jahren sich verheirathete, wo es im Durchschnitt genommen am besten gethan ist. Er hatte mit so einleuchtenden Gründen, mit so hinreißender Beredtsamkeit, die Verpflichtung zur Ehe und das Familienglück geschildert, mit so treffendem Spott den Hagestolz gegeisselt; aber für seine Person glaubte er hiervon

eine Ausnahme machen zu dürfen, indem er wohl sah, daß eine Frau und Familie ihm auf dem Wege zu den beyden Zielen, die in glücklicher Annäherung zu denselben ihm so lieb geworden waren, mannichfaltig hinderlich seyn könnten. Ein Unverheiratheter, wenn auch anfangs in ihm das theilnehmende Herz eines Menschenfreundes schlug, trennt sich gemeiniglich im Handeln nach und nach von der Welt ab; liegt nun etwa noch ein ernster, die Schwächen Anderer durchschauender, selbstständiger Geist zum Grunde, kömmt das Gefühl von Unabhängigkeit, Reichthum und Macht hinzu: so entsteht sehr leicht ein Egoismus, der sich auch in der That dieses so geist- und gefühlvollen Mannes in hohem Grade bemeisterte. — Für Hippel hatte dieß unstreitig noch eine andere Folge, die seiner moralischen Natur und Weise und dadurch seiner Zufriedenheit nachtheilig wurde. Er, der mit einer Anschaulichkeit, wie kein Philosoph vor ihm, die Ehe und den Hausvaterstand als allgemeine Pflicht und Bestimmung des Menschen dargestellt hatte, öffnete sich durch klug ausgesonnene Spitzfindigkeiten eine Seitenthüre, um der von ihm anerkannten und so überströmend empfohlenen

Pflicht

Pflicht zu entkommen. Einmal gewohnt, sich einem allgemeinen Gesetz, welches noch dazu das Thema seiner mit Recht bewunderten Predigt ausmachte, durch feine Sophismen zu entziehen, wendete er das nun auf mehreres an, oder wurde es vielmehr gewohnt, daß ein Widerspruch zwischen seiner Theorie und seiner Handlungsweise entstand, und daß oft die schöne Harmonie zwischen Wort und That verlohren ging, die sonst diesen seltnen Mann zugleich auch zu einen der ehrwürdigsten unseres Geschlechts würde gemacht haben. — So denke dir es, du, sein Bewunderer und der du mit innigem Vergnügen seinem philosophirenden Genius horchst, — daß Hippel so manches lehrte und als Pflicht darstellte, das in seinem praktischen Leben von ihm nicht erfüllt wurde. Er sah die Palme der Seelenruhe und Tugend vor sich; in den Stunden der Meditation, wenn er sich und die Welt in seinen begeisterten Phantasieen betrachtete, und in dieser Ideenwelt weilte, wohnte, — da fühlte er die Würde und den hohen Beruf des Menschen und war entfesselt von den Banden der Erde. In diesen bessern Stunden seines moralischen Seyns und Webens unter jenen idealischen

lischen Gestalten war er überzeugt, durchdrungen von dem Werth der Tugend, der Herzensreinheit, der Selbstüberwindung, von der Nichtigkeit des Zeitlichen und Sichtbaren gegen das Ewige und Unsichtbare in uns; verlies aber der reizbare Mann die Einsamkeit des Nachdenkens und seinen Schreibtisch, kam er wieder in die bürgerliche, prosaische Welt, wo Gold, Ehre, Weiber auf seine Sinnlichkeit wirkten: so war diese zu sehr Despotin von seinem Ich und der bessere moralische Mensch unterlag ihr oft. Dabey aber gab seine innere Stimme doch der Tugend und Pflicht zu lautes Zeugniß, als daß er sie nicht hätte ehren und den Schein des Gegentheils vermeiden sollen. Man kann wohl sagen, sein ganzes Leben sey ein innerlicher Kampf gegen diesen, ihm ganz eigen gewordenen Hang zur Verstellung, den er in der That für böse hielt, gewesen. Dieses Ankämpfen kostete ihm manchen Seufzer, den seine Freunde bey seinem Leben auf andere Ursachen schoben, und ihm darüber ernsthaft und lachend manche Vorwürfe machten.

Einer solchen Seele, wie die seinige war, so tieffühlend, so für die Andacht, für jede erhabene Empfindung gestimmt, was mußte der

nicht

nicht die Freundschaft seyn, und wie hingerissen und hinreißend spricht er nicht von ihr in seinen Schriften! Sein gutes Schicksal hatte ihn in einen Kreis sehr geistreicher und edler Männer geführt. Hamann, dieser seltne hochpoetische Kopf, dieser ausgezeichnete Mensch gehörte darunter; der Umgang mit ihm hat auf die frühern Jahre Hippels einen Einfluß gehabt, den man vergebens demjenigen zu schildern suchen würde, der nicht ein Bild von Hamann aus dessen originellen Schriften schon in sich trägt; Scheffner, Kant, Jensch, Borowski, Deutsch, Fischer, Lauson °), und noch einige, waren

°) Joh. Georg Hamann, der durch viele kleine originelle Schriften bekannte ehemalige Packhofinspector zu Königsb., Vater des rühmlich aufgetretenen dortigen Schulrectors, Joh. Michael Hamann; — Joh. Georg Scheffner, Kriegsrath, Verf. der freundschaftlichen Poesien eines Soldaten. 2te Ausg. 1793. und mehrerer Gedichte und Schriften; — Immanuel Kant — hic nomen, fama ubique! — Jensch, Criminalrath; — Ludw. Ernst Borowski, Kirchenrath und Pfarrer an der Neuroßgärtischen Kirche, ein verdienter vaterländischer Literator und Verf. vieler Schriften; — Deutsch, Kriegsrath. — Karl Gottlieb Fischer, Pfar-

ren Glieder eines Zirkels, den gegenseitige Achtung für Talente, den Geist und Vertraulichkeit unter sich und mit Hippel vereinigt hatte. Daß er unter seinen Freunden den Kriegsrath Scheffner ausgezeichnet hoch hielt, wissen wir schon aus seiner Selbstbiographie, wo er ihm so rührend huldigt; und auch in den Lebensläufen i. a. L. ist der Herzensverbindung zwischen diesen zwey vorzüglichen Menschen an mehrern Stellen ein schönes Denkmal gesetzt worden, aber nur Wenige wußten bis jetzt die leere Stelle mit dem wahren Namen auszufüllen. (Lebensl. B. II. p. 81)

„Noch

Pfarrer des kön. großen Hospitals zu Königsberg; gedruckt ist von diesem trefflichen Manne eine Preißschrift über die Synonymien (s. Schriften der deutschen Gesellsch. in Manheim, B. IX. S. 77—270. 1794.) und drey Bände Homilien, die mehr bekannt zu werden verdienen als hundert ähnliche Bücher. (Sein Name fehlt in der 5ten Ausg. von Meusels g. T.) — Joh. Friedr. Lauson, der schon in Hippels Jugendgeschichte erwähnte ehemal. Licenteinnehmer und Dichter in Königsberg. — Wie Schade, daß wir nun der ausführlichen Schilderung dieser Männer von seiner Hand, so wie er sie in der Fortsetzung seiner Selbstbiographie zu geben gedachte, entbehren müssen!

„Noch eins! Mein Vater sagte: wer einen Brief schreibt, muß glauben, er schriebe ihn an die Welt; und wer ein Buch, ich sag' ein Buch schreibt, schreib' es einen guten Freund, wenn man nicht in beyden Fällen alltäglich seyn will. Ich ergreife dieses Noch eins als eine erwünschte Gelegenheit, um meinem Leser auf Ehre zu versichern, daß ich dies Noch eins nicht aus den Augen gelassen und dieses Ganze an Einen gerichtet habe." — (pag. 83) „Mein Einer, an den ich dieses Buch geschrieben, ist mein lieber getreuer — —, den auch ich getreu lieben werde bis in den Tod. Dieses ganze Buch ist eine Dedication, eine Zuschrift in Rücksicht auf ihn, ein Brief mit einem cachet volant p)." — Am Schluß jener Handschrift, aus der oben das Vermächtniß an seine Familie mitgetheilt wurde, hatte Hippel noch auf einem Blatte notirt, daß dieses moralische Testament für seine Familie geschrieben sey, nennt aber zugleich auch diejenigen, denen es außerdem noch mitgetheilt werden könne; und so ist jene Stelle als ein Zeug-

p) Vergl. Lebensl. IV, 199. 591. 626. 643. und die Stelle in dieser Biographie S. 89.

Zeugniß anzusehen, wer unter den Lebenden um die Zeit jener Abfassung (um d. J. 1789—90) ihm vorzüglich werth war: „Meinem Johannes, vulgo Johann Georg Scheffner, dessen ich in allem, was ich geschrieben, gedacht, habe ich diesen Aufsatz selbst behändigt, und würde auch kein Bedenken tragen, ihn meinen andern Kopf- und Herzensfreunden — ich gehe nach dem Alphabeth — Hrn. Deutsch, Hrn. Fischer, Hrn. Hamann, Hrn. Kant lesen zu lassen. Beym Schluß fiel es mir ein, daß ich schuldig sey, dieser meiner Freunde, denen ich in meinem Leben eine weitläuftigere Beschreibung widmen will, auch hier zu gedenken, hier an diesem Orte, wo ich ein Unter uns angerichtet, weil diese meine mir werthen Freunde so oft unter uns mit mir gewesen. Auch muß ich noch des mir unvergeßlichen Lauson gedenken, der, so wie Scheffner, alles gelesen hat, was ich geschrieben habe, der indessen nur vorzüglich auf Sprachrichtigkeit sah." — Gleichwohl war er — so hart dieß klingen mag — nur mit wenigen unter diesen Männern vertraut, und mit keinem Freund im engern Sinne, wie man es doch von einer so gefühlvollen Seele hätte erwarten sollen.

Sie

Sie gaben sich in That und Wahrheit ihm, dem reichen, mächtigen Geiste mit traulicher Offenheit hin, und in poetischen Stunden war sein Herz von den Gefühlen der Freundschaft durchdrungen, so wie seine Feder davon überfloß; aber in der Wirklichkeit, wo er gewohnt war, als ein kluger, berechnender, Vielen vorgesetzter, Viele lenkender Handler aufzutreten, behielt er eine solche vorsichtige Verschlossenheit gegen seine Vertrauteren bey, als sich mit der wahren Freundschaft nicht verträgt. Verwöhnt durch seine Amtsverhältnisse vertraute er sich, so sehr er sie alle schätzte, keinem ganz, suchte nur jeden in Absicht auf Unterhaltung und Ideentausch zu benutzen, und da er überdieß entschlossen war, das strengste Incognito als Schriftsteller zu beobachten, so gab dieß dem ganzen Benehmen gegen seine Freunde einen solchen Charakter von Künstlichkeit und dramatischer Anlage, daß, als dieß alles nach seinem Tode ihnen zuerst bekannt wurde, alle, auch seine Vertrautesten, es sahen und mit einer gewissen Empfindlichkeit sahen, wie er auf mannichfaltige Weise mit ihnen gespielt hatte, ohne von Herz und Seele ihr Freund zu seyn. So pflegte er jedem etwas Geheimes zu sagen, mit

dem Zusatz, daß es ihm allein anvertraut sey; indessen die andern dasselbe auch wußten, nur jeder es für sich behielt. Unter andern hatte er die Gewohnheit, sich einzelne Aeußerungen oder auch ganze Gespräche mit seinen Freunden und mit Andern zu notiren, wohl vorzüglich um gelegentlich Gebrauch davon bey seiner Schriftstellerey zu machen. (Von der Art, wie er seine Freunde bey seinen Autor-Arbeiten nutzte, noch einmal weiter unten.) Er, der so sorgfältig darüber wachte, daß ihm nichts, was er zurückhalten wollte, in der Unterhaltung entschlüpfte, merkte sich mit Datum und Ort auf, was hie und da einer seiner Freunde im Feuer der Unterhaltung Frappandes und stark-ausgedrücktes gesagt hatte, aus dem Zusammenhang gerissene freye Urtheile über Andere, u. dgl. Da sich solcher Notaten sehr viele unter seinen Papieren nach einem doch nicht plötzlich erfolgten Ende fanden, so erschrickt man bey dem Gedanken, was für mancherley Uebel er noch im Tode hätte veranlassen können, wenn durch die Umstände ein Mißbrauch hiervon gemacht worden wäre. Aber auch abgesehen von dieser Möglichkeit, so ist es schon etwas Peinliches, wenigstens mit ächter Ver-

trau-

traulichkeit Unverträgliches, wenn der eine Theil die größte, planmäßigste Klugheit und Vorsicht in seinen eignen Aeußerungen beobachtet, und dabey doch manches unbefangene Wort des Andern, wenn auch nicht mit dem Geist eines Venetianischen Polizeymeisters, niederschreibt. Er machte seinen Vertrauten zur Pflicht, alle seine Billette an sie, sie mochten seine Schriftstellerey oder einen andern Gegenstand betreffen, zu vernichten; ja einige seiner Freunde, die er doch sehr achtete und nur meynte, sie wären nicht ordentlich genug, mußten sie ihm in Natur wieder zurück schicken; so weit trieb er sein Mißtrauen und wollte selbst der Möglichkeit begegnen, ihn in Verlegenheit zu bringen, während er durch die Aufbewahrung aller und jeder Briefe, auch der kleinsten Zeddel, und durchs Aufschreiben gelegentlicher Aeußerungen alle seine, ihm so ergebenen Freunde möglichen sehr großen Verlegenheiten aussetzte. Man kann nicht sagen, daß er einen üblen Gebrauch davon machte; aber man darf sich auch nicht wundern, wenn seine Freunde durch diese Entdeckung nach seinem Tode nicht erfreut wurden. Vergebt ihm, ihr Edlen, diese Eigenheit seines Wesens! Sein Geist war nun ein=

mal ungewöhnlich; aber sein Wille ging doch nicht dahin, andern zu schaden. Erkannte er nicht auch wieder den Werth seiner trefflichen Freunde mit der ganzen Fülle seines starken Gefühls, mehr, wie ihn mittelmäßigere Menschen je erkennen und fühlen können? Was er in einer der Freundschaft heiliger Stunde einst niederschrieb (s. ob. in dieser Biographie S. 89 und 90.), möge Euch versöhnen, damit ihr ihn liebet im Tode, wie im Leben! — „Ein Mensch, wie Hippel, (sagte jüngst ein Mann voll Weisheit und Mäßigung) erzeuget Fehler nicht wie gewöhnliche Menschen, wenn sie auch nach ihrer Geburt wie die Gebrechen der gewöhnlichsten Menschen erscheinen. Das Höchste auf Erden hängt mit dem Niedrigsten zusammen. Je höher der Baum himmelwärts seine herrliche Krone treibt, desto tiefer unterwärts liegt seine Herzwurzel. Wir andern haben unser Göttliches und Irdisches näher beysammen; in den Ungemeinen sind Fleisch und Blut mit Geist und Herz keine so nahe, gute, treue Nachbarn. Daher haben wir auch nicht nöthig, wenn sie uns ihr Schlechtes zeigen, uns mit unterthänigem Dank dagegen zu verbeugen, so gewiß wir auch den Gemeinen, die das Ungemei-

gemeine nicht einmal verstehen, es hingehen lassen werden, wenn sie mit erbärmlicher Schadenfreude bey dem Niedrigsten an dem Höhen verweilen. Unser bescheideneres schonendes Urtheil wächst auf dem nämlichen Boden, auf welchem unser Stolz ruht. Unsere Mittelmäßigkeit, welche die großen Menschen golden nennen, weil sie in ihrer Höhe und in ihrer Tiefe ihrer, oft schmerzlich, entbehren, führt uns schlecht und recht, in Wort und That durchs Leben, nicht ängstlich bekümmert, ob wir denen, die über uns wandeln, und denen, die unter uns stehen, es jederzeit nach Wohlgefallen machen." —

Mit jener erwähnten Verschlossenheit vereinigte Hippel eine große Zuverläßigkeit in Absicht auf gegebne Versprechungen, die einen Vorzug seines Charakters ausmachte. Freylich versprach er nichts, was er nicht nach seiner Klugheit vorher reiflich erwogen hatte; aber ausgezeichnet und rühmlich war der Muth, womit er dann seine Zusage gegen jeden, selbst gegen seine Obern, behauptete. Hatte er überhaupt für sich oder für andere einmal etwas übernommen, so konnte man darauf rechnen, daß er nichts unversucht lassen würde, es auszu-

führen. — In einer gewissen äußern Wahrhaftigkeit trieb er es bis zu einer Art von Pedanterey, über die seine engern Freunde manchen Streit mit ihm führten, indem sie nicht wußten, daß er sie bey seiner absichtlichen Verschlossenheit und durch den Contrast von Worten und Werken, den sie nach seinem Tode gewahr wurden, beständig hinterging. — Auch seinen Vertrautesten sagte er nie etwas von seinen häuslichen oder persönlichen Angelegenheiten und hörte es nicht an, wenn sie davon mit ihm sprechen wollten. „Dieß ist unter unsrer Freundschaft!“ unterbrach er sie dann. — Geld lieh er keinem Freunde. „Bey Leibe! Freunde müssen sich kein Geld schuldig seyn!“

Wie sehr er die Weiber achtete, beweisen seine Schriften, und namentlich das Buch, worinn er mit allen, ihm zu Gebote stehenden Waffen von Philosophie und Witz alle Rechte und Vorzüge der Männer ihnen zugetheilt wissen will. Er kannte einige vorzügliche Frauen von gebildetem Geist, und schätzte das reinste freundschaftliche Verhältniß und den Umgang mit ihnen sehr hoch; auch vermochten sie vieles zum Guten über ihn, wo seine Freunde nichts ausrichteten. Daneben war er aber nichts

weni-

weniger als unempfindlich gegen die sinnliche Liebe. Ganz gegen viele beredte Stellen in seinen Schriften strebte er im Verborgenen nach einem sehr rafinirten Genuß, und Neigung zur Sinnlichkeit, zur Ehre und zum Gelde waren am Ende die Leidenschaften, die seine rastlose Phantasie peinigten, sein reizbares Gefühl in beständigem Sturm erhielten und endlich ihn vor der Zeit aufrieben, da bey seiner sonstigen Mäßigkeit und Ordnungsliebe sein dauerhafter Körper, selbst unter großen Amtsarbeiten, ihn ein langes Leben hoffen ließ. Und so bewies sein eignes Beyspiel die Wahrheit und Unverletzbarkeit der Regeln, die er selbst so einfach giebt, und die man nie ungestraft übertritt: (Kreuz- und Qu.Züge, II, 327) „Je weniger Bedürfnisse, desto mehr Genuß. Hasse keinen, liebe die Menschen. Sey, wie ein Bischof, Eines Weibes Mann; Keines oder Vieler Mann seyn, ist schädlich an Leib und Seele. Erschrick nicht über jeden Knall, ärgere dich nicht über jedes Sandkorn, das unter deinen Sohlen knistert. Leidenschaften stecken an; sie sind Tyrannen, die alles stürzen, was ihnen im Wege ist. Vergrößere dich nicht auf Kosten Anderer. Der Neid genießt so wenig, wor-

 nach

nach er strebt, als der Geiz; er schadet, wenn er gleich sich selbst nicht nützen kann. Weiche vor ihm, wie vor einer Kohle, die, wenn sie nicht brennt, schwärzt.“ —

Die angesehene Würde, zu welcher er sich empor gehoben hatte, war ihm sehr werth, und er strebte, wie erwähnt, noch nach höhern. Es kränkte ihn tief, Andere, die vorher etwa mit ihm gleich waren, zu höhern Stellen befördert zu sehen; der Verdruß darüber nagte an seinem Innersten und beförderte seinen Tod. Wer sollte das von dem Philosophen denken, der so oft in seinen Schriften und noch in seinem Testamente das Glück des Mittelstandes preist! So besuchte ihn einst der Sohn eines Freundes, um zu melden, daß er vom juristischen zu dem seiner Neigung mehr angemessenen theologischen Studium übergegangen sey; der junge Mensch hatte einigemal der Wollust unterlegen, und sich deshalb der theologischen Laufbahn für unwürdig gehalten; jetzt hatte ein väterlicher Freund seine Bedenklichkeiten gehoben, und nun kam er zu Hippel, um ihm seinen Uebertritt zur Theologie bekannt zu machen. Hippel freute sich lebhaft darüber, und sagte gerade, wie oben in seinem Testamente:

mente: „O daß auch ich ein Pastor bey einer Dorfgemeinde geworden wäre!“ — Da, wo er sich der Betrachtung überließ und seinen oft so lebhaften religiösen Gefühlen nachhing, war dieß letzte auch seine aufrichtige Meynung; aber er selbst war durch die lange Gewohnheit und den glücklichen Erfolg seines Aufstrebens nun zu sehr in die politische Laufbahn eingeschlossen, um durch Geringachtung des Reichthums und der äußern Ehre jenen Ueberzeugungen gemäß zu handeln, und nicht mit unruhigem Geiste immer noch weiter zu wollen. — Aus diesem planmäßigen Bemühen um die Gunst Höherer entstand sein an einem sonst so gewandten, weltklugen Manne auffallendes ceremoniöses Wesen gegen dieselben. Wenn er auch manche darunter von Grund des Herzens verachtete, so beugte er sich doch immer tief vor ihnen, und sein Betragen gegen alle Vornehme war respectvoll, demüthig, schüchtern, weil er glaubte, daß man in der Regel auf diese Art solche Personen am leichtesten gewinnen und nach seinen Absichten benutzen könne. Er hatte sich zu dieser falschen Demuth so ge- und verwöhnt, daß es ihm unbegreiflich schien, wenn er einen Andern mit hohen Standesper-

sonen

sonen auf eine unbefangene zutrauliche Weise umgehen sah; zu einem Vorgesetzten, wenn es sich eben so fügte, in Stiefeln zu gehen, kam ihm beynah als etwas Unnatürliches vor. — Einst lud ein Minister um eines Mannes willen, der eben bey ihm speiste, auch Hippeln ein, weil er wußte, daß diese beyden sonst lange Jahre in freundschaftlichen Verhältnissen gelebt hatten, und beyden dadurch einen angenehmen Mittag zu machen glaubte. Aber Hippel war nur lediglich für den Minister Auge und Ohr. Sein Freund setzte ihn nachher darüber zur Rede. „Vor den Augen eines Großen, antwortete er, ist jedes Bemerkbarmachen eines freundschaftlichen Verhältnisses irrespectuös.“— Er scheute auch die kleinste, nur irgend denkbare, oft nicht einmal denkbare Gefahr, die ihm auf seiner Höhe hätte nachtheilig werden können. Wie mußte dieß das Herz verengen, das in den Stunden der Meditation so hoch über den Erdentand des Reichthums und vornehmen Standes erhaben war! „Unglück! ist denn wirklich Unglück in der Welt? (Lebensl. IV, 224.) Die Künsteleyen, die Bedürfnisse, welche der Mensch so mühsam suchte, haben sein Unglück gemacht. Reichthum ist nichts wesent-

wesentliches; in der im Argen liegenden Welt siehet er zwar so aus, allein er ist es nicht. Gott der Herr würd' ihn sonst so nicht vertheilt haben. Wer hat denn den Reichthum? Gemeinhin Leute, mit denen wir nicht tauschen würden. Christus war ganz und gar nicht für den Reichthum, und da er wirklich an sich etwas Unnatürliches ist, wie schwer ist es, hier ein guter Amtmann Gottes zu seyn. Gott! wende den Reichthum, wend' ihn von mir, wenn ich die Buchhalterey nicht verstehe, die vor dir gilt!" — (Seite 239.) „Vornehm werden wollen, heißt darauf ausgehen, daß man bewundert oder beneidet wird; beydes taugt nicht. Sich Glück wünschen, heißt, andere kleiner verlangen, als man selber ist; andere auf seine Kosten unglücklich wissen wollen. Solche eigennützige, strafbare Wünsche sind gerades Weges dem Gnadenreiche Christi entgegen, wo kein Kronprinz, kein Königsbruder ist, u. s. w."

Bis gegen das Jahr 1786 war Hippel in der Theorie ein entschiedener und heftiger Republikaner. Noch bey der Huldigung des Königs Friedrich Wilhelm II. ergoß er sich mit bitterer Laune über die eben entstandenen

Neuadlichen und über den Adel selbst. Gleichwohl suchte er kurz darauf die Erneurung seines Adels, wohl mit in der Absicht, den Seinigen die militärische Laufbahn zu eröffnen, ob er gleich in dem Herzenserguß seines Testamentes späterhin dieses Standes gar nicht besonders erwähnt, noch ihn begünstigt. Ein Freund hörte von dem Gerüchte, Hippel wolle sich adeln lassen, und hielt es, eingedenk seiner vielen gerade entgegengesetzten Aeußerungen, fast für unmöglich. Bey der ersten Zusammenkunft sagte ihm nun Hippel, „er sey jetzt über diesen Punkt anderer Meynung; es sey doch für ihn persönlich nützlich, niemanden schädlich, u. s. w." Derselbe Freund wünschte ihm nun scherzhaft in einem alt-canzleymäßig abgefaßten Schreiben Glück, auf der Rückseite aber stand eine Fabel über die veränderte Denkungsart. Diesen scherzhaften Einfall konnte Hippel seinem Freunde nicht vergeben, und gegen einen Dritten klagte er darüber, als über eine harte Behandlung; nach Hippels Tode fanden sich auch bey ihm, der alle Papiere aufzuheben pflegte, alle Briefe jenes Freundes, diesen Scherzbrief ausgenommen. — Als oberste Magistratsperson der Bürgerschaft hätte er nie

von ihr sich trennen, nie sich in den Adelstand erheben lassen sollen. Ihm konnte nicht verborgen seyn, daß er als ein Bürgerlicher ein festeres und größeres Vertrauen bey der Bürgerschaft besitze, also auch mehr Gutes stiften könne. Er ließ sich demnach seinetwegen und zum Nachtheil der Bürgerschaft adeln. Gegen diesen Tadel läßt sich sagen, daß Hippel als geadelter Bürgermeister doch viel mehr geleistet habe, als irgend einer vor ihm; und da der Adel noch immer so entschiedene Vortheile, besonders auch in Ostpreußen gewährt, wo der Unadliche nicht einmal, ohne außerordentliche Begünstigung, Eigenthümer jedes Landgutes werden kann: so ist es wenigstens sehr zu entschuldigen, daß er dieses Mittel, zu den genannten und noch andern Vortheilen zu gelangen, nicht von der Hand wies, als die Annahme desselben in seiner Gewalt stand. — Seine Aeußerungen über die Französische Revolution waren auch in diesem Stücke sehr freymüthig; aber nach aller Wahrscheinlichkeit schmerzte es ihn doch im Innersten, gerade zu der Zeit in den Adelstand getreten zu seyn, wo seiner eignen Ansicht nach eine Veränderung mit demselben vorging, und wo überdieß in seinem Vaterlande

gera-

gerade so mancher geadelt wurde, bey dem sich das Wort edel nicht wohl denken ließ. Lieset man die Kreuz- und Queerzüge, die mehrere Jahre später erschienen, so kann man sich der Ueberzeugung nicht erwehren, daß er doch in der That seine Adelschaft nicht als Standeserhöhung angesehen habe; und nimmt man dazu, daß er in dem herzlichen, oben mitgetheilten Testamente an die Seinigen dieses Schrittes gar nicht erwähnt, vielmehr sie zum geistlichen Stande aufmuntert, und es mit klaren Worten sagt, daß es ihm leid thue, nicht in diesen Stand getreten zu seyn: so wird man geneigt, anzunehmen, daß ihm dieser um das Jahr 1787 gethane Schritt einige Zeit später und in den Stunden der ernsten, unbestochenen Ueberlegung gereuet habe, als ein Opfer, von seiner Eitelkeit dem ruhigern Verstande dargebracht. Dann tröstete er sich mit seinem, dieser Biographie als Motto vorgesetzten Ausspruche, oder mit dem, was er in den Lebensläufen (IV, 230) sagt: „Wer kann den Geist allen äußern Antrieben entziehen? diesen Geist, wer kann ihn heiligen, so wie Gott heilig ist? Wer kann ihn gewöhnen, blos nach Grundsätzen der Vernunft zu handeln? Dieser Kampf

des

des Geistes und des Fleisches ist der gute Kampf, den wir alle kämpfen. Um mich indessen in einer für mich so höchst wichtigen Sache nicht in Ungewißheit zu lassen, und mich von der Sentenz zu unterrichten, die Gott von seinem Richterstuhl über jede meiner Handlungen ausspricht, gab er mir ein moralisches Gefühl. — Vor Gott sind die Himmel nicht rein, und eine ganz absolute Vollkommenheit kann in keinem endlichen Wesen seyn. Etwas, das über die Schranken der menschlichen Natur geht, kann der Schöpfer nicht fordern. Es giebt keinen allgemein guten, und keinen allgemein bösen Menschen."

Für einen Mann von seiner Art mußte die Fräumaurerey vieles Anziehende haben. Auch dort finden sich Wünsche und Bestrebungen, die Welt zu bessern, Vorurtheile zu bekriegen, Toleranz zu üben, ein idealisches Verhältniß zu schaffen und innige Freundschaften zu stiften; dieß alles verwebt mit religiösen Ideen, mit Rührungen und Belebungen des Gefühls — wie sollte Er gleichgültig geblieben seyn bey dieser Erscheinung seines Zeitalters! — Daß er es nicht blieb, davon zeugen öffentlich die Reden, die er als Sprecher der Loge zu den

drey Kronen, welches er viele Jahre hindurch war, hat drucken lassen; noch mehr seine Zeitgenossen und Mitbürger, und besonders diejenigen, die mit ihm in jener Verbindung waren. „Als die Loge, so schreibt er, auf Peter des Dritten Thronbesteigung ein Gedicht haben und es keinem Profanen anvertrauen wollte, so nahm man mich zum M. auf. Ein schlechtes Omen, sollte man glauben; allein ich werde es nie verkennen, und gestehe es öffentlich, der Mrey meine Menschen- und Weltkenntniß zu verdanken; in den wenigen Logen, mit denen ich in Verbindung gestanden, treffliche Männer gefunden zu haben, die gewiß nicht aus Athen, sondern aus der Welt waren. Ich war äußerst jung, da mir das Licht gezeigt wurde.“ — Sein Hauptwunsch bey der FMrey war, die Mitglieder zu Menschen altioris indaginis zu machen; daher pflegte er sich über die häufigen Aufnahmen sehr zu ärgern, und that mehr als einmal Vorschläge, dem Orden seine einzig wahre, d. i. die moralische Richtung zu geben. Der überall einreißende Klubbgeist, der nur auf Zeitvertreib gerichtet war, wollte sich aber durch seine Ermahnungen nicht bannen lassen. Das Mißglücken seiner Versuche brachte ihn

nun

nun zwar nicht zum völligen Aufgeben, indessen kam er späterhin doch nur selten in die gewöhnlichen Versammlungen. — Seine Theilnahme an der FMrey fiel gerade in die Periode (von 1764 an), wo, außer den drey Johannisgraden, in diesen Orden noch eine Menge höherer Weihungen gekommen waren, die namentlich auch in Königsberg Eingang fanden, an welchem Orte eine Zeitlang der thätige Beförderer der höhern FMrey, Hr. Oberhofpr. Stark, ansehnliche Aemter bekleidete und Freunde hatte. Um diese Zeit verflocht sich auch Hippel in den clericalischen Orden; doch sagte er: „Ich habe durch kein Stift den Faulen und Leichtsinnigen Hoffnung geben wollen, im Alter ernährt zu werden; Arbeit ist der Weg zur Tugend.“ Gegen einen seiner ältesten Freunde, einen Prediger, äußerte er hingegen einmal, da vom geistlichen Stande gesprochen ward, er sey eben so gut ein geweihter ordinirter Geistlicher, als sein Freund. Vielleicht war es halb im Scherz gesagt, wenigstens sollte man dieß denken, wenn man die Kr. und Qu. Züge gelesen hat, die übrigens der beste Beweis sind, wie viel Hippel sich mit dem Gedanken an geheime Gesellschaften und Ordens-

ceremonien beschäftigt und vertraut gemacht hatte. Seine Ideen über die FMrey waren nicht immer dieselben, und er selbst ging viele der Träume und Erwartungen durch, welche er den Helden in den Kr. und Qu. Zügen gehen läßt. Offenbar fand sich eine reiche Quelle seiner Anhänglichkeit an den Orden in seinem Hange zur Schwärmerey und in dem verwandten Gedanken, daß es doch wohl Menschen geben könne, die aus Eingebung mehr wüßten, als alle Künste und Wissenschaften lehren könnten. Mit dem Munde verläugnete er nun zwar diesen Glauben, in der That aber verschmähte er keine Gelegenheit, sich in einen neuen Grad aufnehmen zu lassen, und selbst, wenn er die Nichtigkeit des Gesehenen und Gehörten merkte, oder hie und da ein Bruder ihn aufmerksam darauf machte, ließ er sich doch nicht bewegen, förmlich Verzicht darauf zu thun: „Warum soll ich die Fäden abschneiden? Mögen sie immer hängen bleiben; ein Fremder sieht sie nicht und mich hindern sie nicht; und wer kann mir die Unmöglichkeit einer bessern und festeren Anknüpfung in der Folge beweisen?“ — Lößte sich die Geschichte von selbst auf, so mochte er nicht weiter davon sprechen und erlaubte sich

nie,

nie, darüber zu spötteln. — Er bekam Anträge, in den Illuminaten-Orden zu treten, worauf er sich aber nicht einließ, so sehr er den Stifter schätzte und ihn bedauerte. Er las die Ordenspapiere mit tausend Vergnügen, und konnte nur nicht begreifen, wie ein so wohlwollender und scharfsehender Mann zugleich solche Mißgriffe habe thun können; denn natürlich war es ihm unbekannt, daß durch Knigge's tumultuarische Uebereilungen in eine einfache und preißwürdige Schule der Tugend ganz fremdartige und tadelnswerthe Zusätze gegen Wissen und Willen des Stifters gekommen waren. — So wie Hippel in allen Fächern sammelte, so war es auch im Fache der FMrey geschehen. Von ihm hätte derjenige, der die interessante Geschichte dieser Erscheinung unsers Jahrhunderts am Ende desselben hätte aufstellen wollen, sehr reichhaltige Beyträge erhalten können; aber seine voluminöse Collection wurde bald nach seinem Tode ohne die mindeste vorgängige Revision dem Feuer geopfert. Das sogenannte gute Wort beym Oeffnen und Schließen der K. Loge ist ihm vorzüglich gerathen, und erhält nebst einigen trefflichen Gesängen sein Andenken unter den Brüdern.

Der Leser weis es schon, (s. ob. in dieser Biographie S. 87) daß er, außer seiner Gewohnheit, sich alles in Lectüre oder Gespräch ihm Merkwürdiges zu notiren, auch eine Zeitlang ein Tagebuch hielt, von 1789 an, etwa drey Jahre hindurch; also gerade in der geschäftvollesten Periode seines männlichen Alters, da, wo andere Freunde vom Tagebuchhalten gemeiniglich damit aufhören. Er hatte es sicher für sich, zum eignen Besserwerden, geschrieben, und es ist der treuste Beweis, daß es ihm in heiligen Stunden mit guten Vorsätzen Ernst war. Hier der Anfang jener Tagesdenkzeddel, — Vorrede und Selbstrechenschaft, die er sich gab, warum er sie beginne; und dann noch hie und da etwas aus diesem An sich eines so ausgezeichnetsten Menschen; sonderbar ist es allerdings, daß er, hauptsächlich in dem Vorblatte, sich oft so ausdrückt, als setze er Leser voraus; die Folge hebt aber jeden Zweifel hierüber:

„Ganz Mode wird und kann es nie werden, sich in puris naturalibus, wie H. Bahrdt sagt, daß er sich gezeigt habe und in seiner Lebensgeschichte des mehrern zeigen werde, darzustellen; am wenigsten gedruckt oder am Weltpranger. Indessen ists nicht unrecht, wenn sich Menschen selbst auf die Anatomie bringen und

sich zerlegen. Außer dem großen Vergnügen, das sie erwecken, stiften sie auch wahrlich mehr Gutes, als Kranke, deren Uebel die Aerzte, die man ehrt und ehren soll, weil sie Gott geschaffen hat, dem Publikum per testamentum vermachen, dergestalt, daß sie post fata den Aerzten zum Spott und andern Kranken ejusdem argumenti zum recipe dienen sollen. — Man gehe indessen auch hier den Mittelweg. Man nehme sich nicht vor, man behaupte und verspreche nicht, sich so nackend, wie wir von der Mutter Natur kamen, zu zeigen, sondern gestehe selbst, daß man ein Feigenblatt hie und da angebracht habe, um damit hie und da eine Blöße zu decken. Joh. Jac. Rousseau hat einen ganzen großen Feigenbaum zum Behuf dieser Schürzen entblättert, und ich weis nicht, ob Hr. Bahrdt, wenn nicht solch großer, doch wenigstens kleinerer Blätter sich bedienen werde, um seine Selbstbiographie auszumeubliren; die nackten Wände wird er schwerlich überall zeigen. Den Semlerschen, den Büschingschen, den Moserschen u. a. Lebensläufen sieht man es ohne Vergrößerungs- und Verkleinerungsglas an, daß sie gefertiget sind, um in einem saubern Rähmchen aufgehangen zu werden, mittelst eines schwarzen Bändchens und einer gebundenen Schleife; und doch ist auch hier viel Wahrheit, wenn gleich nicht die Hauptmoralischen Gebrechen, selbst nicht alle literarische, in puris naturalibus an ihren Ort gestellt sind.

In der That, man würde schon viel an Menschenkenntniß gewinnen, wenn man nur den Ueberrock abziehen und sich der Wahrheit und dem Wesen des Menschen mehr nähern wollte; und wie ist dieß besser zu bewirken, als wenn man sich täglich abschreibt, wenn man sich so zu sagen täglich öffentlich Rock, Weste, Oberhemde, auszieht, wenn man sich in flagranti, auf frischer That, ertappt, wenn man bey sich auf die Jagd geht und sich auflauert; ich rede bildlich, allein ich glaube eben dadurch desto besser wider die bildliche Gewohnheit begriffen zu werden. Wenn sich der Mensch Zeit und Raum nimmt, die Sache zu überlegen und durchzudenken, so wird er, besonders wenn er kultivirt und an die moralische Toilette gewöhnt ist, die Wahrheit und die Natur aus den meisten Lebensvorfällen herauspomadiren und frisiren, und durch Bänder und falsche Locken verkünsteln. In puncto puncti hat noch kein Mensch von Herzen weggebeichtet. In der Ehe selbst, wo doch Mann und Weib nur Ein Leib sind, giebts Mysterien, und ists Wunder, daß außer dem Ehebette jedes Wort, was aus der Schule geplaudert wird, ein Verstoß wider Ehrbarkeit und gute Sitten ist. „Das gehört in ein Wirthshaus, in eine Tabagie, und nicht in eine Biographie,“ hab' ich irgendwo gelesen. Wohlgesprochen, Hr. Recens., wenn es Worte betrifft; übel gesprochen aber, mit eurer kunstrichterlichen Erlaubniß, wenn es Sachen angeht. Schon längst war meine Idee, ein Tagesprotokoll oder ein Protokoll von Einem Tage

zu ediren, und auch noch bin ich Willens, diesen Gedanken auszuführen, — so rein, wie der Tag vorfiel. Natürlich aber werd' ich einen Tag dazu aussuchen, und gewiß nicht Einen wählen, der mir zu nachtheilig ist. Gewiß wird es, wo nicht der längste oder kürzeste Tag im Lebensjahre, doch ein hoher Fest- ein Bußtag oder des etwas seyn, wo Geist und Leib in pontificalibus sich befinden. Es so mit dem Leben zu machen, ist ganz und gar unmöglich; Hr. Kant pflegt oft zu sagen, daß, wenn der Mensch alles, was er dächte, sagen und schreiben wollte, nichts Schrecklicheres auf Gottes Erdboden wäre, als der Mensch. Gewiß ist das, was man Welt nennt, eine gewisse Lebensart, dem Menschen höchst nützlich und nothwendig. Auch der größeste Geradezu hat noch seinen Rückhalt. — Wahrlich es ist gut, daß der Mensch sich nicht ganz offenbaret, daß ein Weib gegen den Mann, ein Kind gegen die Mutter — Geheimnisse hat. Der Mensch würde vor dem andern laufen, wenn er ihn in puris naturalibus kennen sollte. Schon jetzt kann er seinen werthgeschätzten Nächsten, den er doch lieben soll, als sich selbst, nicht ausstehen, wenn dieser Nächste dann und wann einen unverdauten Bissen von Selbstlob herausvomirt, — oder wenn er einen Bemerkungsblick hat, und ihn in das Herz und die Seele des Andern, wie ein Fischer die Angel, werfen kann — denn was zieht er heraus? — — Wo gerathe ich hin? zum Hauptfundament, zum Grundstein der Lehre Jesu: reines Herzens

zu seyn; denn nur die werden Gott schauen. — Vater der Menschen, du kennst mich; du weist, ob ich an mir arbeite und ob diese Arbeit vergebens sey? — Du kennest meine Erhebungen zu Dir und wie gern ich will! —

Das probateste beste Mittel ist, fleißig zu seyn. Denn wer an sich zu viel denkt, mit sich zu viel umgeht, verdirbt nicht nur die Zeit als ein Spieler, sondern ist auch wahrlich in keiner guten Gesellschaft. „Besser allein, als bey schlechter Gemein," ist des Reimes wegen nicht übel, und kann auch wohl in vielen Fällen die hellste reinste Wahrheit seyn; allein auch in uns wohnet, wie St. Paulus spricht, nichts Gutes. — Wer nicht durchaus fleißig seyn, das heißt, sich von sich entfernen kann, thut tausendmal besser, in Gesellschaft zu gehen, als zu Hause zu bleiben. Die Einsamkeit hat sonach die größten Männer, die größten Narren und die größten Bösewichte erzeugt, empfangen und geboren, und die Gesellschaftsmenschen sind noch, caeteris paribus, die leidlichsten. Es würde aus manchem ein Cartouche worden seyn, der jetzt höchstens ein Leutschänder ist. Ich diene vorzüglich mit aus dieser Reflexion, weil der Dienst das leichteste ist, womit man sich beschäftigen kann, — Habergrütze, wenn anderes Studium ein Rindsbraten heißen könnte. — Freund S. hat mir noch ein Mittel gesagt, das er in dieser Hinsicht gebraucht, und das auch bey seinem weisen Humor, womit er zur Welt gekommen ist, für ihn ganz gut seyn mag, ganz und gar an nichts zu denken. Unmög-

möglich ists denn nur nach meiner Meynung in alle Wege, alles Denken von sich zu entfernen; allein ich stelle es mir so vor: er wird wo einem Verschen nachjagen, einer leichten Idee, einer Haus-, Garten- und Wirthschafts-Verbesserung. Wohl ihm, daß er damit bey sich Selbst abkommt! Wohl ihm, dem lieben braven Johannes! Ich kauf es mir so wohlfeil nicht; ich muß alles im Superlativ haben, so daß ich von jeher vor Schwärmereyen mich nicht sicher geglaubt.

Nun will ich schließen — und wenn ich alles in Erwägung nehme (denn wer kann für seine Erben und Erbnehmer stehen! sind es denn nicht auch Menschen?), so werd' ich, wenn ich noch einmal diese Selbstpostille gelesen und vielleicht hie und da ein Körnlein ausgelesen habe, das ganze Werk verbrennen q) — nicht dessentwegen, was von mir, sondern was wegen anderer darin vorkömmt. Dieser Gedanke krönt, wie ich glaube, das ganze Werk!" —

(So weit die Vorrede, die er niederschrieb, als er diese Tagesblätter anfing. Was darin enthalten war, kann man sich denken; Winke, die sich auf individuelle Verhältnisse beziehen, Neuigkeiten, die in der Gesellschaft mitgetheilt wor-

q) Dieß hat nun schon einer seiner Freunde gewissenhaft verrichtet. Das, was noch andern nützen kann, oder zur treuen Charakterisirung des merkwürdigen Schreibers beyträgt, ist in dieser Biographie benutzt. Das Uebrige war nur für ihn geschrieben, und ist nun, was er ist, Asche.

worden waren, Gespräche, Tischreden, Bemerkungen des scharfsinnigen Mannes, die dadurch veranlaßt wurden, und dgl., alles im unbefangenen, traulichen Ton, sich, wie er oben sagte, größtentheils auf andere beziehend, weniger auf ihn selbst. Hier noch einige gerettete Worte aus jenen der Vergessenheit gewidmeten Blättern:)

„d. 13. Jan. 90. Bey der Gräfin N. ward an der Tafel von der Lebensweise der Engländer gesprochen. Des Abends um 5 Uhr geht man in England (muß heißen, in London) zu Tische und des Mittags um 12 Uhr sind noch viele Häuser zu, wie bey uns des Nachts. Wahrlich verkehrte Welt! wie ists möglich, daß eine so kluge Nation so umgekehrt verfahren, und sich Gottes Licht auslöschen und ihr eignes Licht anzünden kann! — — Jetzt bin ich zu Hause und zähle nach, wie weit ich schon getagebuchet habe. Es geht in den fünften Monat. Ich habe große Lust, dieß Tagebuch immer fortzusetzen. — Zuweilen mache ich mir noch den Vorwurf: Tagebuch! Allein warum denn nicht? Der Mensch, der aus Leib und Seele besteht, stellt immer zwey Personen dar, und schwerlich wird man in dieser Kladde mehr finden, als dazu gehört, um mir nach Ablauf einiger Zeit eine Lebenswiederhohlung zu machen. Confessions- und Beichtandachten sinds nicht. Oft eine erbauliche Betrachtung überm Besenstiel [r]), oft ein Promemoria, oft ein Weg-

r) Bezieht sich auf eine Anekdote von Swift.

Wegweiser, ein Wecker! — Freylich glaub' ich, wer in seinen geheimen und allergeheimsten Tagebüchern sich schöner schildert, als er ist, — wer ein Maler ist, der die schöne Natur sich zum Gegenstande gesetzt hat, und nicht den Menschen mit Leib und Seele, sondern den Geist des Menschen, den göttlichen Athem darstellt, wo zwar allerdings einige Lineamente getroffen sind, allein bey weitem der ganze Mensch nicht lebt, webt und ist — der betrügt, wo nicht sich selbst, so doch den, der nach seinem geheimen Tagebuch schatzgräbt. So ist, denk' ich, mein Tagebuch nicht; es ist, wie ichs oben nannte, eine Kladde, kein Hauptbuch. Es soll (ist dieß stolz, nun so sey es) mir Dinge im Andenken erhalten, die ich sonst vergessen haben würde. Ich will weniger mich, als Andere beobachten und aus Factis mir in der Folge meines Lebens ein Ganzes, wenns Glück gut ist, abstrahiren; ich will manche Tischrede nicht wie leichtsinnige, übermüthige, ungezogene Menschen auf die Erde fallen lassen, sondern ein Körblein von diesen Brocken sammeln; ich will mich freuen, daß manche unzeitige Angst ein Ende genommen, daß ichs konnte ertragen; — ich will, wenn ich einmal Alters halben unthätig werden soll, mich an meiner vorigen Thätigkeit erwärmen, oder mich trösten, daß auch jene alsdann verlaufene, thätige Jahre ein elend jämmerlich Ding waren u. s. w. Da sagte z. B. Kant bey Tafel, der verstorbene Hamann hätte eine solche Gabe gehabt, sich die Sachen im Allgemeinen zu denken, nur

hätte

hätte er es nicht in seiner Gewalt gehabt, diese Principia selbst deutlich anzuzeigen, am wenigsten aus diesem en gros Handel etwas zu detailliren — den Montesquieu hätte er gar nicht verstehen können. — Wie doch das kömmt, das die besten Köpfe Sachen nicht fassen können: 1) sie sind vielleicht zuweilen seelenfaul; 2) achten dergleichen Sachen nicht oder geben nicht darauf acht; 3) die Sachen sind auch von der Art, daß sie nicht natürlich aus einander folgen. — Sollte dieß der Fall mit Montesquieu seyn? Fast glaub' ichs; denn er scheint mir nicht von Principiis ausgegangen zu seyn, sondern sich welche erschrieben zu haben. Er ging vielleicht im Schreiben auf Principien-Jagd; und machen es nicht viele Schriftsteller so? Wo Gott und mein Pferd hin will, sagte ein Feldprediger; und sollte nicht mancher Schriftsteller sagen können: Wo Gott und meine Feder hin will. — Hr. Kant sagte auch, daß er den Montesquieu nicht verstehen könnte. Es kann, wie Young ni fallor sagt, die theure Zeit oder hohe Preiße aus Ueberfluß oder aus Mangel kommen; im ersten Fall ists Segen, im zweyten ists Fluch für Stadt und Land. Kant sagt öfters: „Ich verstehe den Katechismus nicht, verstand ihn aber ehmals." — „Ew. Exc. (so hörte ich ihn neulich zu einer Dame sagen) werden ihn auch nicht verstehen." — Die Antwort war ein allgemeines Lachen; und was deutet dieß an? Wenn nicht einen deutlichen Beytritt, so doch Vergnügen an dieser Frage.

Ich bin heute nicht sonderlich aufgelegt; indessen hat mich die Gesellschaft doch aufgemuntert; aufgeregt, wäre besser gesagt. —

Hundertmal dacht' ich, wenn Scheffner bey mir war, ihm von diesem Tagebuch zu sagen — und hundertmal giengs wieder über. Dem will ichs, wenn es noch ein paar Monate älter geworden, doch wohl zum Lesen anbieten.

d. 15. Jan. 90. Ich ward im Lesen so schwindlicht, daß ich alles stehen und liegen lassen und ausgehen mußte. Meine Kinder (seine Anverwandten) und Hr. P. u. W. waren bey mir; Abends ward Menschenhaß und Reue von Kotzebue gelesen.

d. 17. Jan. Ich aß bey M.; der N. declamirte gegen Kotzebue und zwar sowohl wider seine Indianer in England, als auch seinen Menschenhaß und Reue. Es sey nicht die Sprache der großen Welt, der Natur darin. Ich erwiderte, daß es eine Natur des gemeinen Lebens und eine Natur des Theaters gebe, die von einander außerordentlich verschieden wären. — Um 4 Uhr fuhr ich in die Obere Loge, wo ausgemacht wurde . . . .

d. 20. Jan. 90. Meine Kinder waren bey mir; ich gar nicht vergnügt; ich ging indessen aufs Land, id est auf mein Land, kam heim, arbeitete etwas, und las ein Stück in Iflands Jägern. Man kann nicht leugnen, daß Ifland ein Menschenkenner, ein Treffer einer gewissen Menschenklasse ist, nämlich der bürgerlichen — und wie gewöhnlich ein Feind der Justitz, ein Freund einer gewissen Geradheit oder Starr-

heit,

heit, nach welcher man mit dem Kopf durch die Wand will, und sich natürlich stößt. Dieß sind Beweise, daß die guten Herrn Theaterdichter bis jetzt noch eine andere Natur haben, als wir ehrliche Leute, die wir die Natur schlechtweg wandeln. Große theatralische Dichter haben das wirklich gefühlt und eben daher über ihren Stand gegriffen, wenn sie theatralische Stoffe suchten.

d. 21. Jan. Zu Hause. Ich hatte Hrn. . . . gebeten, ging auf die Hufen, las die ehrlichen Jäger vollends zu Ende, arbeitete und ging schlafen.

d. 22. Jan. Hr. B. war bey mir, ein gewiß guter Mensch, der nicht aufhören kann, Gutes vom kleinen G. zu sagen; er zeichnete mir seinen und den Charakter des kleinen H.; dieser sagt alles heraus, was er will und thut; jener geht auch muthig seinen Weg und arbeitet im Stillen. Wir sprachen von der lieben Gesellschaft, in die man Kinder durchaus so gern bringen will, und wir beyde waren der Meynung, daß sie nichts tauge. Man sage, denk ich, den Kindern, alle Menschen sind gut; nur sind sie böse, ungezogen, plump, schädlich &c. wenn sie von Leidenschaften übel geplagt werden. — Er sagte mir (ich hatte ein wenig den Husten) daß er einen sehr schweren Husten durch Gummi von Kirschbäumen vertrieben hätte, von welchem er immer ein wenig in den Mund genommen. Hactenus bene; er setzte aber hinzu, daß er dieß Mittel selbst erfunden

hätte.

hätte. — — Meine Kinder waren bey mir. Victorine von Schröder ward gelesen.

d. 23. Jan. Ich aß bey .... Das Gespräch kam auf den freyen Handel, den die beyden H. H. für die Seele des ganzen Staates hielten, und das mit einer holländisch-englischen Zudringlichkeit, daß der ganze Tisch stille ward. Dieser Tag war eine Comödie für die Armen. Hr. ... der sich zuerst sehr weit und breit über die Pflicht, den Armen Gutes zu thun auslies, welches sich, wenn nämlich der freye Handel ans Licht kommen würde, von selbst verstehe, schien es nahe zu legen, an dem heutigen Tage der Armen zu gedenken. Hr. v. ... nahm nach einiger Zeit einen Hut, ging um den Tisch herum, und sammelte ein." (Bemerkung charakteristischer Züge der Gebenden.)

Noch das letzte Blatt aus dem Jahr 1790. d. 31. Dec. „Gott weiß, wie ich das alte Jahr beschließe. N. N. kam zu mir, um mit mir von der —schen Sache zu sprechen, und das bewegte mein Herz auf eine sehr empfindliche Weise; ich konnte es nicht los werden. Zu dem communicirte mir Hr. ... Etwas zu lesen, das mir auch nicht schmeckte. Und so ist denn der Schluß des alten Jahres kein Io! Io! sondern eher eine Jeremiade. — Gott sey alles heimgestellt; er hat bis hieher geholfen, er helfe weiter — und schenke mir ein frohes neues Jahr. Amen! (um 9 Uhr Abends) N. erzählte mir, daß Scheffner nicht kommen würde; den hab ich sonach umsonst erwartet. — An den ... habe ich das

Gewöhnliche gesandt. — In deine Hände, Vater! in deine Hände! Amen!

Ich bin recht niedergeschlagen! Gott wird alles wohl machen, Amen! Hiermit schließe ich denn diese Tages-Notata oder Glossen, die ich jetzt eben fünf Vierteljahre fortgesetzt habe. Ich wollte ihnen ohne Zweifel eine andere Wendung geben; indessen war vorzüglich der Mangel an Zeit schuld, daß sie so und nicht anders geworden sind. Sie sollen mir dazu dienen, mich so mancher Vorfälle zu erinnern, die in dieser Zeit sich zugetragen haben, und schwerlich kann und werd ich mich entschließen, diese Tages-Glossen auf die Art, wie ich diese anlegte, fortzusetzen. Man verliert auch den gegenwärtigen Augenblick, wenn man zu sehr an den vorigen gedenkt. Sorget nicht für den andern Morgen, ist eine weise, wahrlich eine weise Lehre; allein: denkt nicht ans Vergangene, vertieft euch nicht in die vorige Zeit! — ist diese Lehre weniger Weisheitsreich? — Ich kann diese fünf Vierteljahre mit zu den merkwürdigsten zählen, die ich lebte; desto mehr verdienten sie, daß sie aufgezeichnet wurden." — — —

Indeß setzte er diese Notata, wie erwähnt, noch eben so lange, nämlich bis in die Mitte des J. 1792 fort, wo ihn dann wegen hinzugekommener neuer Geschäfte, Zeit und Lust gebrach. Bey dieser Gelegenheit noch: Seine

Hand-

Handschrift war groß, überaus flüchtig und sehr unleserlich. Er schrieb gewöhnlich, wie Geschäftsmänner pflegen, auf ganzen Bogen mit einem breiten Rande; oft beschrieb er nur die zwey äußern Seiten des Bogens, die innern blieben leer; so konnte er noch corrigiren und selbst die Seiten zerschneiden. Gewöhnlich schrieb er sehr schnell und alles stand auf dem ersten Wurf da; in weniger glücklichen Stunden aber oder wenn er einmal ein Concept zu einem Briefe machte, strich er viel aus und corrigirte das Corrigirte.

In der Kleidung machte Hippel keinen Aufwand; er ging immer äußerst einfach; für vornehme Tafeln putzte er sich bestmöglichst und fing dann immer bey dem Kopfe an. — Die Mahlzeiten, die er kleinen Zirkeln gab (den Besuchen der Höhern beugte er gern aus), waren hinlänglich, nie verschwenderisch. Selbst in den Tischverzierungen zeigte sich sein besonderer Genius. Er überlegte förmlich den Küchenzeddel und hielt über die Ueberbleibsel noch genaue Rechnung mit seinen Leuten, wie Friedrich II.

Sein Ansehn war angenehm, und wenn er eben repräsentiren wollte, voller Würde; ge-

meinhin aber war er über diesen Punkt, so wie im Gange, sehr nachläßig. Man hat mehrere Abbildungen von ihm. Mehr als zehnmal lies er sich malen, und einmal durch einen geschickten Modelleur Mathesberger in Thon abbilden; sehr ähnlich ist ihm ein kleines Basrelief von dem nun auch schon verstorb. Mäckler Collin, von dem man auch ein treues Bild Kants hat.

Erwähnungswerth sind die Einrichtungen, die er nach ganz eignen Ideen in seinem Hause und Garten getroffen hatte. Sein Haus war in der That ein Raritäten-Cabinet; es war mit Meublen, Gemälden, Tischen, Vasen und mancherley Seltenheiten bis zur Ueberladung decorirt. Jede Verzierung hatte ihre Bedeutung; er dachte sich immer etwas dabey und wußte über jedes Stückchen eine Rechenschaft zu geben, die sich wenigstens hören ließ, so wunderlich Zusammenstellungen und Anlagen auch oft aussahen. Der Leser seiner Schriften denke an die Verzierungen im Hause des Grafen (Lebensl. III, 51. ff.) wodurch man eine Vorstellung von seiner eignen Manier in dergleichen Anlagen bekömmt.

Die

Die Bibliothek war das schlechteste unter seinem Hausgeräthe; sie zeichnete sich durch nichts aus, als durch einige zum Theil seltene Werke über Vaterlandsgeschichte. Er hielt sie in dichtverschlossenen Schränken; viele Bücher waren incomplet. Neu kaufte er fast gar nichts und in Auctionen gab er die allerwohlfeilsten Preiße. Daß er bey einem so ansehnlichen Vermögen eine so wenig bedeutende Büchersammlung hatte, kam daher, weil es ihm bey seinen Amtsgeschäften und seinem Autorfleiße wirklich an Zeit zur Lectüre und noch mehr zum eigentlichen Studieren gebrach. Wie viel er indeß dennoch gelesen hatte und noch las, weis man aus dem Obigen und aus seinen Schriften. Er hatte einen aufmerksamen Blick auf die Blätter und Erscheinungen des Tages, welches unter andern aus seinem Büchelchen über Zimmermann deutlich hervorgeht.

Kein musikalisches Instrument war in seinem Hause, außer einem alten Flügel, auf dem er sich beym einsamen Singen geistlicher Lieder, welches er sehr liebte, mit der einen Hand accompagnirte; in den letzten Jahren ließ er ihn in sein Gartenhaus bringen. Er hatte Neigung zur Musik, aber er fürchtete,

diese Neigung könnte ihn bey mehrerer Befriedigung zu weit von Schriftstellerey und Amtspflicht abführen. Von seinem großen Gefallen am einsamen Absingen alter Liederverse rührt die genialische Einmischung derselben in die Lebensläufe her. Ueberraschend ist es, daß er diese Vorliebe mit einem andern Humoristen, dem treflichen Lichtenberg, so wie mehreres, gemein hatte.

Großen Werth legte er auf seine Gemäldesammlung. Sie sollte nebst der Bibliothek auf dem für seinen Haupterben als ein Fideicommiß anzukaufenden Guthe aufbewahrt bleiben und mit zu dem Majorate gehören. Kenner von Gemälden erkannten ihn nicht für einen Ihresgleichen; seine Phantasie trug einen Werth in manche seiner Stücke über, den sie nach anderer Meynung nicht hatten. Er glaubte mehr an viele seiner Gemälde, als er sie kannte; sein Geschmack war nicht sicher, und daher suchte er aus eignem innern Mißtrauen in denselben immer nur nach wohlfeilen Einkäufen.

Sein Garten auf den Hufen war mit seinem gewöhnlichen beziehungsreichen Verstande angelegt und mit einer bis ins Kleinste gehenden

den Aufmerksamkeit verschönert und verziert. Des Bauerhäuschens darinn ist schon oben erwähnt (s. oben S. 31.), und ihm war es also mehr als bloße Gartendecoration; er knüpfte daran rührende Erinnerungen. Zuweilen bewirthete er einige Freunde darinn, unter andern um das Jahr 83. den Bauernfreund Becker, den nachmaligen Verfasser des Noth- und Hülfs-Buchs, der damals eine Reise nach Königsberg gemacht hatte [s]). Aus seinem

s) „Die Erinnerung," schrieb ihm Becker von Gotha aus im Jun. 1784, „an den Tag, den ich in Ihrem Bauerhause zugebracht habe, ist jetzt eine meiner liebsten Tröstungen, wenn es die Menschen nicht so mit mir machen, wie es seyn sollte. Die Auswahl von Männern, die ich da sah und hörte, und der innige Ton des seelenvollen Gesprächs, unter dem der Tag wie eine Stunde vorüberging, sind mir unvergeßlich. Auch schienen Sie mir auf die kurze Zeit unsrer Bekanntschaft gut geworden zu seyn, und ich liebe Sie, wie einen meiner ältesten Freunde, weil Sie an allem, was mir eigentlich im Leben des Redens und Handelns werth scheint, mit so viel Wärme Theil nehmen, und weil wir uns auf den ersten Blick verstunden. Seitdem habe ich erfahren, daß die Lebensläufe nach aufsteigender Linie Ihr Werk sind, und der Wunsch ist immer lebhafter geworden, daß ich Sie unter die Meinigen

zählen

Garten, so wie aus den Decorationen seines Wohnhauses, sprachen den Besuchenden mancherley Erinnerungen des Todes an. Die eine

Par-

zählen dürfte, die sich mit mir freuen und mit mir leiden" u. s. w. Hippel antwortete den Monat darauf: „Daß mir Ihr lieber Brief mehr als Eine frohe Stunde gemacht, bedarf keiner Versicherung. Ihr Andenken ist und bleibt hier im Seegen. Denn wahrlich, es mußte mir und meinen Freunden, die Sie in meiner Gesellschaft kennen gelernt haben, außerordentlich angenehm seyn, in Ihnen einen Mann aus der unsichtbaren Kirche zu finden. Wir haben zu wenig über . . . . . . gesprochen; indeß ist so viel gewiß, daß man zu weit ausholt, um zu treffen, und lange nicht nahe genug sucht, um zu finden. Mich muß die Sache interessiren, da sie Aufklärung und Menschlichkeit befördern soll. Wenn man die Welt nur ein wenig kennt, so wird man sich überzeugen, daß der Zeitpunkt nicht gekommen ist, um mit einem Hosianna hervorzutreten. Noch ist nicht erschienen, was der Mensch seyn könnte und sollte, und es ist nothwendig, in sein Kämmerlein zu gehen, und die Thüre hinter sich zu verschliessen! — Mein Garten, der nicht in Menschenhände gefallen ist und nur blos die Natur als Landesmutter verehret, läßt sich Ihnen bestens empfehlen. Lieber wäre es ihm gewesen, wenn Sie ihn im Sommer, und nicht just da er sich zu Bette legen wollte, in Augenschein genommen hätten. Indeß hat eine Nachtmütze auch ihre Schön-

heit.

Parthie desselben ahmte einen Kirchhof nach, der mit Leichensteinen, Schädeln, aufgeworfenen Hügeln und Grabesblumen besäet war. Vorn stand auf einer Steinplatte: „Ich, du, er, wir, ihr, sie." — In der Mitte dieses Todtenackers las man auf einem Steine:

Hier ist all' Eines
Herr und sein Knecht
Großes und Kleines
Adel und Schlecht.

heit. Wo gute Menschen sind, da ist alles sehr gut. — Mit den Lebensläufen hat mich ein hiesiger Anekdotenfischer öffentlich proclamirt; ohnfehlbar ist der Schall davon auch zu Ihren Ohren gedrungen. Indessen hat dieser Ehrenmann sein Wort zurück genommen und den Herrn von Treyden als Verfasser gedruckt angegeben. Ich will nicht hoffen, daß mir der Hr. von Treyden bey Ihnen Schaden thun werde; denn man kann, dünkt mich, ohne Lebensläufe zu schreiben und Autor zu seyn, am Weinberge des Herrn arbeiten und sein Werk befördern helfen. Das bloße Lesen und Schreiben thuts ohnehin nicht, u. s. w." — — Man sieht hier zugleich die Art, wie er die Sage von seiner Autorschaft durch einen täuschenden Anschein von Treuherzigkeit zu entkräften wußte; weiter unten mehr davon.

Und so auch droben
im Himmelreich.
Unten und oben
ist alles gleich.
Glückliches Leben
ohn Mein und Dein!
Lern, Wandrer, streben
Deß werth zu seyn.

An dem Anfange eines langen Ganges im Garten stand auf der Seite an einem Baume:

Dieß Leben ist ein
Gang
Er sey kurz oder
lang
In beyden Fällen
Dank.

An einer Stelle, wo drey Wege, der eine in die Tiefe des Waldes, der andere höher hinauf, der dritte über eine Brücke führen, steht dieses: „Verliebte gehn im Thal, und Denker suchen Höhen; die Wahl hat ihre Qual, wir gehen, wo wir gehen.“ — Auf dem höhern Theile des Gartens, wo ein Getraidefeld ist, kann man von der Bank unter einer Silberpappel

pappel den ganzen Garten selbst, die umliegen-
de schöne Gegend, den größten Theil der Stadt
Königsberg und des Pregels übersehen. Wahr-
scheinlich wird von der Anlage, die Hippel
diesem Garten gab, bald nichts mehr übrig
seyn, als einige wildverwachsene Partheieen,
aus welchen die häufig vorhandenen Trauerwei-
den die gesenkten Aeste hervortreiben.

Wahres Bestreben war es bey ihm, lange
vorher, ehe er starb, sich mit dem Tode zu fa-
miliarisiren; seine Schriften, seine Haus- und
Gartenverzierungen sind Zeuge davon. Aber
es wollte ihm nicht gelingen, hierdurch sich zu
einem muthvollen Erwarten seines Abschiedes
von der Welt zu erheben. Die übermäßige
Anstrengung des Geistes, in der er sich gewöhn-
lich befand, besonders der innere Kampf der
Leidenschaften unter einander und wieder der
Leidenschaften und Pflichtgefühle in ihm, der
nie nachließ, — rieb ihn vor der Zeit auf.
Wie beneidete er ausdrücklich manchen seiner
Bekannten um den frohen genügsamen Sinn,
mit dem sie durch das Leben und dem Ende
desselben entgegen gingen! Und sie hinwieder,
so sehr sie seine großen Talente anerkannten
und ehrten, sagten ihm in vertraulichen Stun-

den, daß sie doch nicht tauschen möchten mit ihm, dem stets gegen innern Sturm und Drang anstrebenden Mann, der so kraftvoll und so schwach zugleich war. — Er hatte immer geahndet, sein Leben wenigstens bis auf 70 Jahre zu bringen; aber seine, in diesem Fall ihn beglückende Ahndung trog ihn. Die übermäßigen Anstrengungen bey dem erwähnten Aufenthalt in Danzig konnte sein durch jene unruhige Thätigkeit und zugleich durch große physische Zumuthungen allmählich geschwächter Körper nicht mehr ertragen. Eine heftige Krankheit und der Verlust des einen Auges war die Folge davon, und seitdem ergriff ihn die Todesfurcht doppelt mächtig. Es folgte ein Hinschwinden seiner Kräfte und eine Auszehrung; er aber suchte sich immer noch die Gefahr zu verbergen. Er starb, wie es vielen geht, weil er sterben mußte, aber mit widerstrebenden Sinn. In seinen letzten Lebenstagen äußerte er gegen einen Freund den Wunsch, nur noch sechs Wochen leben zu können, und hielt einen solchen Aufschub für etwas sehr Wichtiges und Wünschenswerthes; als sein Freund ihm die Nichtigkeit einer solchen Frist vorstellte, sagte er: „Freund, Sie sind zu gesund, um zu begreifen,

fen, wie lang sechs Wochen Leben sind." — Die Krankheit hindurch saß er immer auf dem Stuhle, vermied das Bette durchaus, hatte Acten vor sich, und voll Lebenshoffnung hauchte er sein Leben aus, das er zum Greisesalter zu bringen geahndet hatte.

In einem Königsberger Blatte (Kritischer Anzeiger der neuesten Liter. 1796. S. 141) meldete sein Scheffner dem Publikum den Tod desselben: „Den 23. April d. J. gegen fünf Uhr Nachmittags starb allhier an einer Brustwassersucht im 55sten Jahre Theodor Gottlieb von Hippel, Kön. Preuß. Geh. Kriegesrath, Stadtpräsident, Oberbürgermeister, Hofhalsrichter ꝛc. Für seine Dauer in der gelehrten Welt bürgen seine Schriften über die Ehe, die Lebensläufe ꝛc. Das Andenken seiner Freunde erhält ihm ihre Anhänglichkeit an ihn, die er durch seinen Verstand, sein Herz und seine Urbanität gegen sie sich zu erwerben wußte; seine Mitbürger werden seinen Verlust immer lebhafter fühlen, jemehr die Zeit sie überzeugen wird, daß er auf ihr wahres Bestes mit klugem, anhaltendem Eifer auch dann dachte, wenn er dem Willen Einzelner entgegenstrebte. Jeder, der ihn kannte, wird zugestehen,

daß

daß er einen Plan- und Central-Kopf hatte, daß er Künste und Wissenschaften aufrichtig liebte und auf alle Art zu befördern suchte, daß sein Umgang lehrreich, unterhaltend und munter war, daß er gern gefällig wurde, und daß bey eigner oft zu hochgetriebener Verschlossenheit und merklichem Hange zu Rücksichten auf Zeit und Umstände, Wahrheit, mithin Freyheit und Recht ihm am Herzen lagen. Seine Verdienste in jedem Fache der Gedanken, Worte und Werke würden gewiß allgemeine Betrübniß über seinen Tod erregen, wenn das Publikum nicht stets geneigter wäre, die kleinen und großen Fehler öffentlicher Menschen blos zu zählen, ohne das Uebergewicht ihres Guten im Großen und Kleinen richtig auszusprechen; oder wenn es bis jetzt irgend einem Propheten in der Welt geglückt hätte, im Vaterlande ganz nach seinem wahren Werthe zu gelten. Bey dem, der dieses schrieb, bleibt Er bis an das Ende des Lebens, dem — die Sonn- und Festtage seine mehr als dreyßigjährige Freundschaft bezeichnete."

Er ruht auf dem Neuroßgärtenschen Kirchhofe vor dem Steindammschen Thore, den er selbst eingerichtet und verschönert hatte, (denn

immer

immer liebte er Gottesäcker, und trug sich mit Ideen zu ihrer zweckmäßigen Verschönerung (vergl. Lebensl. III, 266) und bey dem er lebenslang fast täglich bis zu seinem Erkranken vorbeyging. Ein Leichenstein ohne Wortprunk und andere Zierden sagt blos seinen Namen und seine Aemter. Einige Bäume umschatten sein über die Erde etwas erhöhetes Grab.

Sein beträchtliches Vermögen ward größtentheils, außer einigen Legaten, auf den Güter-Ankauf für seinen Bruderssohn verwandt, welche dieser als Fideicommiß benutzt. Seine andern so bestimmt entworfenen Plane in Absicht auf seinen Nachlaß wurden nicht ausgeführt, und als wenn das Schicksal den Contrast, der so mannichfaltig in seinem Leben sich zeigte, auch nach seinem Tode fortsetzen wollte, geschah vielmehr davon das gerade Gegentheil. Der größte Lobpreiser der Ehe, lebte nicht in der Ehe; der Verfasser des Mannes nach der Uhr ging immer ohne Uhr, und der das Geld liebte, größtentheils ohne Geld; der rund um sich Embleme des Todes gesammelt hatte, und so oft von ihm sprach und schrieb, fürchtete den Tod; der das Leben abgeschmackt fand, mochte es nicht verlassen. Seine geräumige Wohnung

in

in der Junkerstraße, worinn, so lang er lebte, eine wirklich klösterliche Stille herrschte, ist jetzt ein lärmendes Posthaus; seine ländliche Wohnung auf den Hufen und sein Garten, der ehmals die Nachahmung eines stillen Gottesackers in sich schloß, wird jetzt zum Sommergebrauch an den Meistgebenden vermiethet. Rührendes Bild der Schwäche und Beschränktheit unseres armen Geschlechts, und seiner Plane und Wünsche! Die Geschichte jedes hochstrebenden Menschen im Kleinen!

Die Brüdergesellschaft, zu welcher er gehört hatte, feyerte sein Andenken, und der Redner, ein junger Mann, den er sehr schätzte und befördert hatte, hielt ihm eine Parentation. — Noch ist mir eine andere Rede in die Hände gekommen, die der Vertrauteste seines Lebens zu gleichem Zweck entworfen hatte. Sie ist zu schätzbar durch den eignen Werth, den ihr der philosophische Verfasser gab, und zu wichtig in Absicht auf den Gegenstand, dem es hier gilt, als daß sie nicht ganz hier stehen sollte. Die Wiederholungen des schon Bemerkten, die man darinn antreffen wird, sind wohl keinem Leser unwillkommen; sie bestätigen durch ein vollgültiges Zeugniß die Treue des Erzählten,

so

so wie diese Rede überhaupt die zerstreuten Züge noch einmal zu einem Ganz einigt, von der berufensten Hand entworfen, die nur immer zu finden war:

„Ohne Uebung in der Redekunst, und in einem Alter, in dem man selbst in junggeübten Künsten nichts Vorzügliches mehr zu leisten vermag, wag' ich es unter Ihnen über einen Mann zu reden, den Sie alle kannten und einige ganz genau. Wie bald und oft spricht man aber nicht von bekannten Dingen langweilig! Doch es sey drum! — Ich halte mich nicht berufen, nicht geschickt zu einer Trauerrede, und bin nicht Willens als Todter einen Todten zu begraben, sondern mich mit Brüdern über einen Bruder zu unterhalten.

Als Glieder eines Ordens, der von jeher die Menschenrechte, diesen Inbegriff vom: Jedem das Seine! — diesen im Schweistuch des trägsten Positivismus lang verborgen gelegenen Schatz wieder in Umlauf zu bringen suchte, der die Menschen entkleidet, zum Zeichen, daß er ihre wahre und feinste Organisation kennen zu lernen und prüfen zu können sich bemüht, — als Glieder eines Menschheits-Committee, bey der überall Dinge vorkommen, die auf Tod und Sterbensweisheit, das ist, auf Unsterblichkeit Bezug haben, um uns Lebensweisheit zu lehren und uns in ihr zu befestigen, — lassen Sie unsre Todtenfeyer sich ihrer ursprünglichen Stiftungsursache nähern, der Be-

trachtung des Lebens eines Gestorbenen zum Selbstleben und Sterbenlernen, und auf diese Art zu eignem Frommen das Andenken eines Freundes unter uns feyern, der Leben und Tod von allen möglichen Seiten untersuchte, der dem Leben in Stunden, deren Schwierigkeit die Anstrengung der ganzen Lebenskraft erforderten, oft seinen hochgepriesenen Werth absprach, und der dennoch bey der Annäherung des Todes Unmuth verrieth, wenigstens mit einer Art von Mißmüthigkeit sich ihm überließ, und, bis zum letzten Hauch, zu leben hoffte, wünschte, sich anstrengte!

Woher diese Art von Widerspruch in der Seele eines Mannes, der Verstandsübergewicht über viele Tausende besaß, der allen Lebensvortheilen mit Muse und Schärfe nachgespürt hatte, der das Bild des Todes als Schlafesbruder, überall dachte und anbrachte, mit der Idee des künftigen Lebens sich äußerst vertraut gemacht zu haben glaubte und in gesunden Tagen versicherte?

Sollte diese Disharmonie in dem Bewußtseyn des Geistes von seiner großen Kraft, verbunden mit dem Gefühl des ihr nicht gnug entsprechenden Organisationsvermögens liegen, und aus der Muthmaßung entstehen, daß man bey der Erhaltung des Körpers durch Stärkung seiner Kräfte dem Geist alles wegräumen werde, was ihn an Aeußerung seiner eigenthümlichen unerschöpflichen Stärke hindern könnte? Oder ist ihre Quelle, besonders bey denen, deren

Ta-

Talente durch Ehrgeiz gespannt werden, die Ungewißheit über die künftige Fortdauer, gepaart mit der von Natur uns anklebenden Vorliebe für das Seyn und Bleiben, aus welchen wechselseitigen Gegenwirkungen der Ungewißheit und Vorliebe der Wunsch entspringen könnte, daß wenigstens unser Name, auch wenn unser wirkliches Seyn aufhört, doch sich bey der Nachwelt durch die Erinnerung an unsre Handlungen fortpflanzen möge, und die wir daher durch ein möglichst langes Leben zu vermehren suchen müssen? — Vielleicht liegt sie in einer angebornen Furcht vor dem Tode, der man, weils ihm zu entgehen unmöglich ist, dadurch Bitterkeit und Erschütterungskraft zu benehmen wünscht, daß man sich mit aller Todesökonomie und allen Todesbildern bekannt zu machen sucht, die aber, wenn es wirklich zum letzten Stündlein kömmt, sich wieder äußert und dem dringenden Greifen nach Leben alsdann ein noch zweydeutigeres Ansehen giebt. Condorcet sagt in dem Buch, das er in seinen letzten angstvollen Lebenstagen schrieb: „Wenn Worte einer recht bestimmten Idee nicht entsprechen, so können sie nach und nach von einander abweichende Begriffe in einem und demselben Kopfe erwecken, und so entsteht die ergiebigste Quelle unsrer Irrthümer.“

Nicht um das Gesagte zu beweisen, nein, um es durch Beyspiele zu erläutern und anschaulich zu machen, lassen Sie uns beym Leben unseres Verstorbenen weilen; vielleicht führt die nähere Zusammenstellung der Bemerkungen,

die ein jeder von Ihnen, wiewohl nur von Zeit zu Zeit und einzeln über ihn anstellte, Sie auf treffendere Beweise von der Richtigkeit, als ich Ihnen zu geben vermag.

Der Verstorbene war ein Mann von überwiegender Geisteskraft, der schon in seinen Jünglingsjahren Anlage und Wünsche zum Herrschen und ein gewisses Hochgefühl äußerte, das mit seiner damaligen Verfassung ziemlich contrastirte. Aus einem Uebergewichts-Bewußtseyn erwartete er von seinen Mitstudirenden Dienste und Pflichten, ohne sie zu fordern, und erhielt sie. Selbst in der Liebe wählte er einen Gegenstand, der so ziemlich außer seinem bürgerlichen Kreise lag. Mit dreuster Nichtachtung der Umstände ging er vom vollendeten Studio der Theologie, das ihm gute Aussichten öffnete, zur Justiz über, wo andre keine Aussicht für ihn sahen; — er war ein Centralmensch, wie ihn unser Geistseher Kant selbst nannte, — den die Leichtigkeit, mit der er Plane entwarf, die reichhaltige Simplicität, mit der er sie ausarbeitete, und die Beharrlichkeit, die er bey ihrer Ausführung äußerte, zu und bey dem Emporstreben stählten, dem er alles zu verdanken hatte, was er ward; denn sein Anfang begann, wie die meisten unter uns wissen, keinesweges vorzüglich und besonders ohne alle Beyhülfe der oft zu mächtigen Hebel von Geburt und Vermögen. Scharfsicht, mit der er die Brauchbarkeit der Zeitereignisse zu erkennen, Schnellkraft, mit der er sie zu ergreifen und zu nutzen, und Kunst, mit der er bald die

Schwächen, bald den Egoismus anderer sich dienstbar zu machen oder sich an Menschen zu halten wußte, die Menschenwerth verstanden, — halfen ihm bald von den untern Dienststufen zu allem, was er sich zu erreichen vorsetzte; so wie sie ihn lehrten, sich gleich, oder doch bald in seine neue Lage zu finden, so unverhofft sie ihm kam, von welcher Gabe zur Selbstanstelligkeit er in den ersten Tagen seiner ihm so ganz unerwartet übertragenen Policeydirectorschaft einen vollen Beweis ablegte.

Seiner Natur gemäs begann er alles mit Leidenschaft und Phantasie; da es aber seinem Verstande einleuchtete, daß man bey den Ausführungen keine Phantasie oder Leidenschaft äußern müsse, so suchte er beyde jederzeit unter den Verstand gefangen zu nehmen. Auf einer Seite half ihm dieser immer fortwährende Krieg, in dem er selten unterlag, zum geduldigen Ausharren, erlaubte ihm nicht, zudringlich zu werden, und lehrte ihn, seine Plane für sich selbst mit hellen reizenden Farben auszumalen, sie in diesem Colorit auch andern Augen angenehm, wenigstens behaglich zu machen und sie von Zeit zu Zeit aufzufrischen, um endlich doch den glücklichen Ausführungsmoment zu erhaschen. Allein auf der andern Seite legte er auch den Grund zu einer innerlichen Selbstaufreizung schlafender Gefühle, zur Ausspürung mancher nicht so existirender Fehler und Schönheiten, zu einer an Mißtrauen gränzenden Vorsichtigkeit, besonders aber zu der Verschlossenheit, die mit den Jahren und mit seinen

Dienstfortschritten zunahm, nicht selten in falsches Urtheil ausartete, und obgleich die Krankheit zu errathen nur selten den Kunstgerechtesten Aerzten glückt und den Geist des Menschen niemand kennt, als der Geist, der in ihm ist: so glaub' ich doch kaum zu irren, wenn ich in diesen seinen Kämpfen der Phantasie und Leidenschaft gegen den Verstand, in dieser Verschlossenheitsanstrengung die verborgene Ursache seiner Gesundheitszerrüttung und selbst seine Todesbeschleunigung finde.

Die Erfahrung, daß Verstand, Achtsamkeit, Beharrlichkeit und sorgfältige Benutzung der Nebenumstände, das fast Unmögliche möglich machen, trieb ihn an, sein Ziel immer vorwärts und gewiß weiter, als er es sich anfänglich zutraute, hinauszurücken. Auf Verstand kam bey ihm alles an, und nie hab' ich ihn in unsern vertrautesten Stunden empfindlicher gegen Menschen überhaupt, besonders aber gegen Dienstmenschen gesehen, als wenn er von ihnen glaubte oder merkte, daß sie dem Verstande volles Recht und Zutrauen widerfahren zu lassen zu unverständig, zu furchtsam oder zu neidisch waren. Durch die Länge der Zeit war er so sehr Staatsdiener geworden, daß Ereignisse der Politik, der Justiz und des Dienstes überhaupt seine Conversation vorzugsweise belebten; ich glaube sogar, daß die Liebe zu raschen Dienstfortschritten die eigentliche Liebe in seinem Herzen unterdrückt und zur Subalternität gezwungen hatte; wenigstens hat er mündlich und schriftlich geäußert, ein Verheiratheter lebe

nur

nur halb für sich. Ob er recht gehabt hat? Sollten vielleicht Griechen und Römer es in der Staatsbürgerkunst darum höher gebracht haben, weil sie im Genuß der feinen und herrlichen häuslichen Glückseligkeit auf einer niedrigern Stufe standen, wie wir jetzt stehen? Muß der, der sein Haus recht verwalten und genießen will, sich nicht gewissermaßen isoliren? Sind nicht Staats- und Hausleben blos durch eine schwache Brücke verbunden, die dem unter den Füßen zu brechen droht, der Lasten aus dem einen ins andere Gebiet überzutragen wagt?

Bey aller Kenntniß und Liebe zum Dienst glaubte er indeß nur von sehr wenigen Staatsämtern, daß sie den ganzen Verstand eines guten Kopfes beschäftigen könnten, und hielt für alle übrige Posten die Hälfte hinlänglich. Nicht minder hielt er alle Klagen über Zeitmangel, die zur Dienstetikette zu gehören scheinen, für ungegründet, weil er bey seinen eignen, wahrlich nicht engbegränzten Dienstbarkeiten immer noch recht viel Zeit für häusliche Einrichtungen, für Schriftstellerey und für freundschaftlichen Lebensgenuß übrig hatte.

Seine Ideen von Freyheit und Recht waren sehr geläutert; je mehr man aber diese läutert, je mehr man die Menschen beobachtet, je mehr man ihre Fähigkeiten, ihre Freyheit und ihr Recht zu genießen untersucht, desto behutsamer wird man in den Aeußerungen über Freyheit und Recht, desto eher findet man, daß alle nur Freyheit und Recht haben und nehmen, aber nicht eben so uneingeschränkt andern auch lassen und geben

wollen. Ja, wer für sich selbst nach Grundsätzen handelt, wird bald entdecken, daß diese allein das Wohl der Menschen en gros und en detail machen, daß im Wahn der Pflichteneinseitigkeit die Quelle des Verderbens liege, welches an Bürger- und Fürsten-Herzen so scharf nagt, und daß die Mittel, die Frankreich zu seiner dauerhaften Kur ausgesonnen zu haben sich rühmt, bis jetzt nicht viel zuverläßiger gewesen seyen, wie die Recepte, die in der Ekstase des Somnambulismus ausgesprochen werden. — Unser verstorbener Bruder war fest überzeugt, daß Recht und Freyheit die zwey Säulen wären, auf denen das Reich Gottes ruht, nach welchen alle zuerst trachten müßten, damit ihnen alles Andre zufalle; aber eben so fest war er auch überzeugt, daß Menschen größtentheils Roß und Mäuler sind, die eines Gebisses bedürfen. Sein utinam war: unverletzbare Beobachtung wechselseitiger Pflichten zwischen Volk und Regierung, die aber leider noch nicht einmal in Amerika besteht. Wer unter uns auch nur wenige Jahre nicht blos in den Tag hinein gelebt hat, wird schon erfahren haben, wie schwer es sey, den Willen, alles gut und durchs Gute glücklich zu machen, zu eigner Befriedigung zu erfüllen, und wie unendlich schwerer, sogar zur Zufriedenheit anderer. Welch ein Umschauen, welch ein Streiten und Widerstreben erfordert nicht das Wandeln auf dieser Ausführungsbahn! Welcher Muth, welche gute Laune sind unerschöpflich genug, um bey so mancherley Fehlschlagungen vor Verdruß

und Herzenstrockenheit bewahren zu können! Denn Unerkenntlichkeit und schiefes Urtheil werden leicht dem, den sie treffen, ein Medium, durch das auch er vieles auf mancherley Art gebrochen sieht, was ihm sonst so gerad erschienen wäre, als es wirklich war und bleibt.

Solche Erfahrungen, die unser Bruder im Leben nicht selten machte, veranlaßten ihn, den Werth des Lebens oft sehr herabzusetzen, und sobald man das Leben nicht achtet, verliert auch das Menschengeschlecht viel von seinem Werthe in unsern Augen, und der Keim der Egoismuspflanze, den beynah jeder im Herzen trägt, wenn er gleich auf seine Entwickelung nicht eben Bedacht nimmt, beginnt alsdenn schneller fortzuwachsen, ja oft so viel Saamen um sich her zu streuen, daß endlich das ganze Herz, wo nicht von ihren Fasern durchzogen, so doch von ihren Blättern undurchschaubar überschattet wird. Dann rechnet man dem Menschengeschlecht die Dienste, die man ihm leistet, höher an, als man es thun würde, wenn man in diesem Augenblicke recht an sich selbst dächte, und verkennt, im Bestreben seine Selbstsucht zu verfeinern oder zu verbergen, oft sein wahres Interesse, das im zufriedenen Leben besteht. Dürfen wir uns nun noch so sehr wundern, daß der Verstorbene, als er sich noch nicht durch- und aus-erfahren, und die Kunst und den Erfolg der Palliative an sich und andern ausversucht hatte, eine recht herzliche Freundschaft gegen den Tod äußerte, und ihn für den bewährtesten Ausspanner aus dem Lebenspfluge ansah?

Aber so wie fehlgeschlagene Bemühungen den Muth niederschlagen, so wecken glücklich errungene Vorsätze zu demselben wieder auf, und so entspringt aus diesen zugleich neuer Eifer zu allen und noch größern Wagnissen, und da man nur wirken kann, wenn es und so lange es Tag ist: so ist nichts natürlicher, als Anhänglichkeit ans Leben, und Wünsche, auch nur Stunden von ihm zu erkaufen, so bald man es sich nicht mehr ableugnen darf: es sey am Ende.

Unserm Freunde waren sehr viele Plane geglückt, an denen er persönlichen Antheil hatte; mit vielen andern hatte es ihm hingegen bey Anwendung aller Verstandesmittel nicht glücken wollen, bevor ihm nicht die Zeit zu Hülfe gekommen war. Hieraus lernte er auf die Zeit viel, sehr viel rechnen. Sollten ihn eben diese Bemerkungen nicht mit veranlaßt haben, den Lebensfaden selbst da noch fest zu halten und auf sein auch nur etwas längeres Ausspinnen zu denken, als er sich durch alle Kunst seiner klugen und treuen Aerzte nicht mehr vor seinem Abreißen gesichert hielt? Sollte er nicht darum sich gescheut haben, zu erfahren oder zu bekennen, daß er im Sterben wäre, weil er nicht wußte, ob er aus dieser Zeit in eine andere Zeit käme und durch Zeitgewinnst wieder alles gewinnen könnte? — An Unsterblichkeit *glaubte* er nur, aber er *wußte*, daß er lebte. Wenn man aber das, was man gewiß weis, gegen das, was man nur glaubt und hofft, vertauschen soll, wer hält sich dann nicht gern an seine Erfahrung

und

und schiebt die Erfüllungen bloßer Hofnungen so weit als möglich hinaus? —

Im Wort Ende liegt wahrlich mehr Trauriges als Freudiges, und das eifrigste Streben nach dem Ende einer Sache scheint mir öfterer ein Beweiß von einer größern Neigung zu unthätiger Ruhe, als von Freude über die Vollendung zu seyn. Mehr als einmal hat mich der Verstorbene versichert, daß er nur mit dem gern zu Ende eile, was andere Menschen betreffe, weil er wisse, daß die mehresten nur aufs Ende sähen und nach diesem urtheilten. Betraf ein Geschäft nur ihn allein, so hielt er sich freywillig damit selbst auf, vermuthlich darum, weil er allem, was er unternahm, ein Ideal zur Seite stellte und wußte, wie schwer es war, auch nur ein selbstentworfenes Ideal zu erreichen, — wie leicht man Vollkommenheit verfehlt, wenn man rasch zum Schluß eilt, und wie man sich durch Weilen manches Mittel verschafft, immer zu bessern und seinem Ideal näher zu kommen.

Da das Wesentliche einer Todtenfeyer nicht im Lobpreisen, sondern in der Unpartheylichkeit bey Lob und Tadel besteht, so muß ich auch anführen, daß obige Gesinnungen unsers Bruders ihm nicht nur oft einen Anschein von Mangel an Theilnahme gaben, sondern daß sie ihn auch manchmal veranlaßten, bey einer Sache mehr zu thun, als die Sache tragen konnte. Er hielt oft eine unnöthige Quarantaine und sammelte aus Sorge vor Mangel, wenn er ganz dreust die laufende Einnahme

hätte

hätte vertheilen können. Seine Liebe zum Planmachen und Idealisiren verursachte manchmal, daß sein Betragen ins Eigensinnige und Absprechende überging, ob er gleich beym Rathertheilen sich jener Eigenheit höchst selten überließ, um dem andern desto mehr Spielraum zum Selbstrath zu lassen, der meistens, so wie Selbsttrost, der beste ist.

Aus seiner Meynung, daß man Dienst- und gemeines Leben sehr unterscheiden und mit Rücksicht auf diesen Unterschied die hohe und niedre Menschenklasse behandeln müsse, floß seine Zurückhaltung gegen alles, was im Dienst über ihn gestellt war; ein gewisses Umständemachen oft selbst mit denen, die in frühern Jahren seine theils Umgangs- theils sogar Herzensfreunde gewesen, auch noch waren, und nun eine volle Erwiederung ihres Zutrauens zu ihm von seiner Seite erwarteten. Vielleicht lag die Ursache dieser ihm, trotz aller Weltgebrauchsfeile, immer anklebenden Pein- und Höflichkeit in seiner ersten Erziehung, vielleicht auch in der illiberalen Art, mit der man ihn bey seinem Eintritt in die Welt angesehen und behandelt hatte; so wie ich mir aus der Differenz zwischen der Eingeschränktheit seiner Einnahme als Jüngling und ihrer Reichlichkeit in männlichen Jahren seine Vorliebe und fleißige Sorgfalt für alle und jede Arten von Zierlichkeit und Aufputz erkläre. — Ueberhaupt legte er dem Dienst beynah immer eine Feyerlichkeitsfolie unter und einen Ernst, den er zwar durch Ton und feine Wendung zu mildern suchte,

suchte, wirklich aber jederzeit für eine Hauptdirectortugend hielt. Von seinen Untergebenen wünschte er zwar nicht gefürchtet zu werden, blos auf ihre Liebe zu bauen hielt er aber für mißlich und suchte daher ihre Ehrfurcht zu erhalten, und da er die Mittel dazu auf Antrieb seines cholerisch-melancholischen Temperaments con amore aufsuchte, so brachte er es hierin ungewöhnlich weit, obs gleich nicht an Leuten gefehlt haben mag, die ihm Gehorsam und Ergebenheit bloß vorspiegelten, ohne jenen zu leisten, diese zu fühlen; denn wo giebt es nicht viele der Menschen, die aus Empfindlichkeit über das Mißtrauen ihrer Vorgesetzten Anlaß nehmen, sie zu hintergehen? Mißtrauen ist ein lästiger Herr, dem die Defraudation zur Seite geht oder auf dem Fuße nachfolgt; so wie ich glaube, daß ein Charakter fast immer als falsch oder doch zweydeutig erscheint, wenn man in seinem Betragen zu oft Heftigkeit und Gelassenheit wechseln, letztre zu schnell auf erstere folgen, und Hitze des Tons und Gesichts zu rasch ins Kalte und Sanfte übergehen läßt, indem die Correctur alsdann gemeinhin für bloß erkünstelt gehalten wird und ohne Eindruck bleibt. Gelassenheit ist der Friede, der alles ernähret; Heftigkeit stiftet den Unfrieden, der, wenn er auch nicht alles verzehret, doch stets auf Kosten anderer lebt und wirkt.

Unser Bruder wand gewiß alle Mühe an, seiner natürlichen Hitze Meister und durch Gelassenheit populairer zu werden, und da ihn sein Verstand jederzeit begleitete, so war er

auch jederzeit Herr des zweyten Moments — und wohl jedem, der nur Einen Moment fällt, im zweyten aber schon wieder aufgerichtet da steht! — Außer diesem Dämpfer auf die stählernen Saiten seines Temperaments besaß er eine vorzügliche Biegsamkeit, die ihm half, besonders den gemeinen Mann auch nach einem Auffahren und wenn er ihm nicht helfen konnte, doch getröstet hinab zu schicken. Gefängniß bleibt freylich Gefängniß, auch wenn man seine Aussicht täglich abändern wollte oder könnte; freylich läßt sich ein solches Hinhalten nicht mit haltbaren Gründen vertheidigen; er hielt es aber nothwendig besonders im Dienst, und fand es am Arzt unverzeihlich, wenn er einem unheilbaren Kranken die Unmöglichkeit seiner Genesung ankündigen wollte.

Doch lassen Sie uns, m. Br., zu den Licht- und Glanzparthieen seines Lebens zurückkehren, und da ich den Fleiß für eine Hauptttugend, besonders des Geschäftsmannes halte, weil bey seiner Vernachläßigung selbst der größte Verstand keine Früchte bringt, und Tausenden von Klagen über obrigkeitliche und bürgerliche Mängel und Gebrechen ohne ihn nicht abgeholfen werden kann: so wäre es eine Ungerechtigkeit, des unermüdeten und fast unübertreflichen Fleißes unseres verstorbenen Bruders nicht eingedenk zu seyn. Acht Stunden abgerechnet, die er im Durchschnitt dem Tisch und Schlaf widmete, gehörten alle übrige dem Studieren und dem Dienst. Schwer dürfte sich ein zweyter finden, der über seine Zeit so genau

genau auf Etat und Rechnung hielt wie er, der schriftstellerische Arbeit so mit Amtsarbeit zu verbinden wußte, daß letztere über erstere weder gering geschätzt noch nachläßiger betrieben ward. Denn Amtsgeschäfte blos im Momente des Geniedranges treiben, und sie bis zu seiner Erscheinung, wie wohl oft zum Deckmantel der Nachläßigkeit vorgewendet wird, aussetzen wollen, scheint mir eine Versündigung am öffentlichen und Privatwohl. —

Verstand offenbarte sich bey ihm überall. Nicht das kleinste Kämmerchen seines Hauses, nicht der verborgenste Winkel seines Gartens, kein Blatt seiner Schriften, war angelegt, verziert, hingeschrieben ohne Ueberlegung, Absicht und besonderes Ur- und Vorbild entweder der Natur oder seiner Phantasie. Freylich schien manchem Kaltblütigen vieles ein wenig überladen und mit Schwärmerey tingirt; allein wo so viel Verstand ist, da ist Schwärmerey kein Fehler oder bringt wenigstens keinen Schaden, und unser Freund hätte nicht nöthig gehabt, seinen ihm angebornen Hang zur Schwärmerey so sorgfältig zu verbergen, da doch verschiedene Fälle theils in seinem Ordens- theils in seinem Privatleben, besonders auch sein Glaube an Ahndungen, auf die er vieles hielt, die er zu haben glaubte und die ihm auch oft eintrafen, diesen Hang sichtbar machten.

Seine Spatziergänge waren sicher kein Zeitverlust; denn auf ihnen verglich er die Natur im engern Verstande mit der sittlichen des Menschen, und da er die Fragkunst in hohem

Grade

Grade verstand, so fragte er der Natur, dem Menschen, und so zu sagen allem, was er sah und genoß, die besten Künste ab, und zog Vortheile aus ihren Antworten, besonders zum Gebrauch seiner Schriften. Bruchstücke solcher innern Gespräche sind seine Handzeichnungen nach der Natur.

Freundschaft hielt er für das Summum der menschlichen Natur, glaubte aber die Zuflucht zum Freunde müßte immer die letzte seyn; bis zum Eintritt der höchsten Noth müßte man den Freund schonen, dieser aber müßte auch durchaus helfen, wenn sonst keiner helfen wollte oder könnte. Zwar läßt sich dieser Exaltationsbegriff der Freundschaft sehr mißbrauchen und zum Deckmantel für Hartherzigkeit und unwillige Geberhand anwenden; es läßt sich vermittelst seiner der Nothleidende entfernen, abhalten, verscheuchen, zum Ergreifen der gefährlichsten Mittel verleiten — er setzt die Freundschaft über die Gränzen der menschlichen, wenigstens der bürgerlichen Welt, indem er aufs Mein und Dein zu viel und zu wenig Werth in Einem Athem setzt.

Seine Art zu denken und zu schreiben kann jeder aus seinen Schriften, besonders aus dem Buch über die Ehe, den Lebensläufen nach aufsteigender Linie, und den Kreuz- und Queerzügen kennen lernen. Diese drey sind besonders Gewebe der treffendsten Bemerkungen über idealische und wirkliche Welt und enthalten alles, was er über menschliches und bürgerliches Leben und über Religion dachte und

wünschte.

wünschte. Hätte er länger gelebt, so würde er außer einigen andern theils nur kurz entworfenen, theils schon angefangenen Schriften, noch sein Dienstleben geschrieben haben, wozu er seit vielen Jahren Materialien sammelte; diese unterbliebene Arbeit ist ein wahrer Verlust, weil ihre Ausführung gewiß zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung gedient hätte jedem anwendungsfähigem Leser.

Während seines Lebens machte er aus seiner Schriftstellerey ein hohes Geheimniß, so oft und viel auch die dawider sprachen, die um dieß Mysterium wußten, — so groß auch der Beyfall war, den die mehresten seiner Bücher mit allgemeiner Einstimmung erhielten. Vermuthlich erlaubte ihm seine Neigung zur Verschlossenheit nicht, der Welt gedruckte Bekenntnisse abzulegen. — Das Eigenthümliche seiner Schreibart konnte er beynah nirgend unkenntlich machen; es herrscht in seinen Briefen, in seinen Dienstaufsätzen, in den verschiedenen Aufsätzen und Bemerkungen über den Landrechtsentwurf, für die er mehrmalen die Preißmedaillen erhielt. — In seinen jüngern Jahren hatte er viel den Seneca, in den spätern erst den Montaigne gelesen. Die Eigenheit seines Styls bestand daher oft in zu vieler Würze.

Einsamkeit war, zu Folge seines Hanges zur Verschlossenheit, zur Ueberlassung an die Kreuz- und Quergänge der Phantasie, zur Grübellust über Dinge, die sich vielleicht gar nicht ergrübeln lassen und in denen er es doch

so gern bis zur wahrscheinlichen Ahndung gebracht hätte, — Einsamkeit war sein Element; die von seinem Amte unabtrennbare Unruhe machte sie ihm immer theurer und jede Stöhrung in ihrem Genuß, außer durch seine innigsten Freunde, unangenehm.

Da es leichter ist, Geld zu berechnen, als Verdienste zu würdigen, so ist der beträchtliche Nachlaß unsers Bruders ein allgemeinerer Gesprächsstoff geworden, wie das natürliche und erworbene Große und Edle seines Kopfs und Herzens; auch über diesen Punkt müssen wir uns einverstehen und berichtigen. Die Bemühung, sein Vermögen zu bessern, interessirte ihn nur in so fern, als die Verbesserung seiner Anverwandten in geistiger und häuslicher Rücksicht ihm äußerst angelegen war. Ich und mehrere unter uns wissen es, daß er für das Emporbringen der Seinigen nicht Zeit, nicht Kosten, nicht saure Mühe sparte. Für seine Person war er sehr frugal und führte überhaupt eine so strenge Oekonomie, als sich nur immer mit seinem Triebe, die schönen Künste zu fördern und mit dem Anstande vertrug, den er überall sorgfältigst beobachtete, der ihn daher oft zu einem gewissen Aufwande nöthigte, ja der ihn sogar in große Gesellschaften führte, die ihm in eben dem Maaße mißfielen, als ihm kleine Kreise, in denen Verstand und Heiterkeit herrschte, lieb waren. Ja auch diese Wohlstandsausgaben wußte er durch sein Rafinement, durch Mittel, die ihm sein Amt darbot, zu mindern und doch in die Augen fallen-

der zu machen, als sie es in der That waren; sogar den Ruf, in dem sein Kopf und sein Geschmack standen, wußte er den Künstlern, die für ihn arbeiteten, und den mitgenießenden Freunden in Anschlag zu bringen.

Nachdem ich Sie, m. Br., mit der Inventur der Eigenschaften unseres heimgegangenen Bruders vielleicht zu lange unterhalten, so kürz' ich die Aufzählung von Hippels Verdiensten um dieses Haus ab und beziehe mich blos auf Ihre Mitwissenschaft von seiner wirksamen Theilnehmung an jeder Veränderung dieses Hauses beynah von seiner Stiftung an. Seine Arbeiten, einst als Redner und in der Folge als Vorsteher, zeichnen sich gewiß merklich aus. Die Directionsgeschäfte nahm er sehr zu Herzen, ob er gleich, besonders in den letzten Jahren, kein fleißiger Logengänger war, indem es auch in diesem Stück mit Recht wie bey der Taufe heißen kann: Wasser thuts freylich nicht. An guten Vorschlägen ließ er es nie fehlen; allein die Logen haben kein Privilegium vor andern Stiftungen; auch in ihnen wandelt die Pluralität nicht immer auf der Straße, die da heißet die richtige; viele seiner Vorschläge sind indessen doch gedeihlich durchgedrungen, tragen noch jetzt gute Früchte und müssen sein Andenken unter uns in Seegen halten, oder wenn man dieses vergäße, zum schlimmen Zeichen der Zeit werden.

Zum Schluß nur noch ein paar Bemerkungen über das Trauren um die Gestorbenen und

die Hinsicht während des Lebens auf die Beurtheilung nach dem Tode.

Wenn sich zu dem Bewußtseyn, daß wir selbst noch wirklich leben, der Gedanke gesellt, daß ein anderes menschliches Wesen, welches wir neben uns in einer der unsrigen ganz gleichen Thätigkeit gesehen, nicht mehr neben uns existirt, so entsteht zuförderst eine Art von Zweifel an dem Tode des Gestorbenen, und wenn wir den ersten Grabschaufelwurf auf seinen Sarg vernehmen, so überfällt uns ein Schauer, indem dieser Schall uns seine Trennung von uns, die wir seine zweyte Hälfte waren, seinen Eingang in die Verwesung unwiderleglich ankündigt, bestätigt und versinnlicht. Das Resultat dieser innern und äußern Wahrnehmung erzeugt ein Gefühl des Todes, über den man sonst keine eigne Erfahrung machen kann und von dem man also durchaus bloß vom Hörensagen so lange spricht, bis uns ein Freund stirbt, der mit uns in der innigsten Verbindung stand; dann erst wird unsre Todesbekanntschaft minder oberflächlich. Wird aber nicht jeder, der solchem Verlust nicht bloß nachweint, sondern auch nachdenkt, finden, daß alles Trauren um den Todten selbstsüchtig sey und mehr aus Besorgniß vor dem eignen Sterben, als aus Empfindung über den Gestorbnen entstehe?

Von vielen, besonders von öffentlichen oder sonst ausgezeichneten Männern schreiben denkende Zeitgenossen sich vieles auf, schreiben es aber mit sympathetischer Tinte, die, so lange der Mann lebt, unleserlich bleibt, selbst für

den

den Aufschreiber; — stirbt er, so macht sein Tod jene Buchstaben alle wieder sichtbar; dann wird sein Leben verlesen und jeder richtet, ohne sich durch das menschenfreundlich warnende: Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet, abschrecken zu lassen. Wir, m. Br., wollen nicht richten — aber auch nicht trauren gleich denen, die keine Hoffnung haben."

Es ist noch übrig, von Hippel als Schriftsteller zu reden. Hierüber erhielten wir gleich im Jahr nach seinem Tode einige Bogen von seinem Freunde, dem Kirch. Rath Borowski, welche mit dem größten Interesse gelesen wurden: „Ueber das Autorschicksal des Verfassers des Buchs über die Ehe, der Lebensläufe in aufst. Linie u. a. m. Eine Beylage zu den benannten Schriften. Königsb. 1797. bey Hartung. 72 S. 8." — Diese Schrift benutzt hier der Nekrolog, indem er das noch beyfügt, was ihr Verf. selbst und andere Freunde Hippels ihm hierüber mittheilten, besonders was sich dazu noch aus der spätern Untersuchung seiner Papiere geben ließ. Es folgt also hier ein Verzeichniß der gedruckten Schriften von Hippel, nebst Angabe ihres Inhaltes; — dann über seine Anonymität,

ihre Ursachen u. s. w.; — über den Streit ob er alleiniger Verfasser dieser Schriften sey; — endlich über das, was sich Ungedrucktes unter seinen Papieren gefunden, Entwürfe, fragmentarische Materialien und über schriftstellerische Plane, die er noch auszuführen gedachte.

Schon aus der von ihm selbst erzählten Jugendgeschichte wissen wir, daß er kurz nach der Zurückkunft von Petersburg, im zwanzigsten Jahre, seine erste Schrift drucken ließ. Es waren

1. Gedanken über die Unzufriedenheit von H**. W. Nebst Zuschrift, Vorrede und Motto. Zuschrift an Hrn.** O daß der Himmel mir das Glück im Tode gönnte, daß meine Asche sich mit deiner mischen könnte. von Haller. — Vorrede. Vale. Cicero. — Motto: Nackt fall ich in der Weisheit Arme. Uz. 1761. Ein Quartbogen.

So ist der, die humoristische Anlage des Verf. und seine Neigung zum Ungewöhnlichen schon jetzt verrathende Titel dieses in Alexandrinern abgefaßten kleinen Lehrgedichts. Der Buchstabe W. bezeichnet den damaligen Aufenthalt des Verf., Wesselshöfen bey Königsberg, wo er

er Hauslehrer war und einen Sommer durch-lebte. Zuerst war es in den Königsberger Intelligenzblättern, nachher besonders abgedruckt. Gewidmet ist es seinem Kayser, eben so wie das folgende:

2. Rhapsodie. Facit indignatio versus. Iuv. Königsb. b. J. J. Kanter. 1763. 30 S. 8.

Wir kennen aus seiner Schilderung den Unmuth, mit welchem er zu kämpfen hatte, als nach seiner so frohen, so aufmunternden nordischen Reise er sein vortheilhaftes Verhältniß zu seinem Gönner Woyt zerstört fand und zugleich in der Unruhe seines Gemüthes den Schritt that, vom theologischen zum juristischen Studium überzugehen. Hier schildert der schwermüthige Jüngling in übertreibenden Phrasen seinen Gram und wünscht sich den Tod. (Eine Beurtheilung davon siehe in der Thorner gel. Zeit. 1764. S. 54.)

Auch die kleinern Gelegenheitsgedichte von ihm aus dieser Periode sollen hier im Vorbeygehen genennt werden; so unbedeutend sie an sich sind, so gehören sie doch mit zur literärischen Geschichte Hippels: „Das christliche

Ehepaar. 1760." welches Hochzeitlied also, genau genommen, der eigentliche Erstling seiner Drucksachen ist. — „Das schöne Herz. 1761." auch bey einer Verbindungsfeyer. — „Auf die Abreise des Feldpred. Preyß nach Potsdam. 1763." — „Zur Verbindung seines Freundes R. mit Marianen. 1764." — „Der Funkschen Gruft im Namen einiger Freunde. 1764." — — Hieher gehören auch noch, außer manchen Recensionen, jene poetischen Versuche, in den Königsberger gel. und polit. Zeitungen, in welche noch andere nachmals berühmte Männer, z. B. Herder, die Erstlinge ihrer Arbeiten einst einrücken ließen. Dort stehen von ihm: Ländliche Empfindungen. 1764. S. 174. — Ode am Geburtstag des Königs. 1765. S. 15. — Bey der Wiederkehr vom Lande. Eb. das. S. 290. — In allen diesen sind hie und da Funken eines aufkeimenden vorzüglichen Talents; doch würden sie in der Literaturgeschichte keine Erwähnung verdienen, wenn der Verf. nicht durch seine spätern Schriften einen so großen Ruhm erlangt hätte.

Die beyden nächsten größern literarischen Arbeiten Hippels sind:

3. Der Mann nach der Uhr oder der ordentliche Mann. Ein Lustspiel in Einem Aufzug. Königsb. 1765. 96 S. 8. und

4. Die ungewöhnlichen Nebenbuhler. Ein Lustspiel in drey Aufzügen. Königsb. 1768. 140 S. Duod.

Zu ihrer Zeit waren diese Stücke willkommene Bereicherungen unserer eben beginnenden dramatischen Literatur, und besonders das erste ist ehmals mit Beyfall aufgeführt worden. Aber einen bleibenden ästhetischen Werth haben sie nicht; man trift darin nur wenige Spuren von der witzigen, eigenthümlichen Manier des Verf. an. Seine Darstellungsart hat in den Lebensläuf. u. a. immer so viel Dramatisches, Lebendiges, daß man, wenn er nun eigentlich als dramatischer Dichter auftritt, vielleicht noch mehr erwartet, als man hier findet. Es war eine Jugendarbeit. H. behielt Liebhaberey für diese Gattung bis in seine spätern Jahre; Fragmente dieser Art fanden sich noch unter seinen Papieren. Hätte er in spätern Jahren etwas dramatisches wirklich ausgearbeitet, und vollendet, so würde es jene gedruckten Stücke gewiß weit übertroffen haben.

5. Freymäurerreden. Visu carentem magna pars veri latet. Sen. Königsb. 1768. 163 S. 8.

Dieß Büchelchen hat sich bereits selten gemacht. Es handeln diese zehn Reden: 1. Ueber den Ruf des FM. — 2. Der FM. studirt für das Herz. — 3. Einfluß der FMrey auf die schönen K. u. Wiss. — 4. Daß ein FM. auch außer der Loge ein Bruder seyn müsse. — 5. Von den erlaubten Geheimnissen der Tugend. — 6. Die Ehre der Tugend im Verborgenen. — 7. Trostgründe des FM. im Unglück. — 8. Von den Gesinnungen des FM. über sein Ende. — 9. Von den Pflichten des FM. gegen das schöne Geschlecht. — 10. Wünsche sind überflüßig. — Diese sind nicht allein von ihm, wenigstens nicht Num. 3. 6. u. 9.

6. Auf die Frage: Ist es rathsam, Missethäter durch Geistliche zum Tode vorbereiten und zur Hinrichtung begleiten zu lassen. Königsb, 1769. 29 S. 8.

Veranlaßt durch eine kleine anonyme Schrift des D. Steinbart über denselben Gegenstand, worin Steinbart sich gegen alles Begleiten durch Geistliche zur Richtstätte erklärt, und

und das Geschäfte des Predigers in Vorberei- tung und moralischer Bearbeitung der Gefan- genen setzt. (S. All. d. Bibl. B. 14, 167.) Hippel, damals schon in einem richterlichen Amte, las dieß mit großer Theilnahme; er ist in dem Hauptpunct der Vorbereitung, mit dem Verf. übereinstimmend; aber er stimmt für die Begleitung, und daß der Prediger von der Richtstätte aus sogleich noch eine Vermahnung an das Volk halten solle. Besonders aber hat er es mit dem Vorschlag Steinbarts zu thun, die Geistlichen sollten eine psychologische Geschichte des Verbrechers aufsetzen, auf die dann selbst der Criminalrichter bey Fällung des Urtheils Rücksicht nehmen müßte. Da nimmt er sich der Würde der Criminaluntersuchung an, in welcher er freylich musterhaft verfuhr; wer über das Leben eines Menschen urtheilen solle, müsse selbst untersuchen. — Diese Blätter sind schon ganz in seiner eigenthümlichen, humoristi- schen Manier. Er widmete sie dem damaligen Kanzler Preußens v. Korff, einem allgemein verehrten Manne, ohne auch diesem sich na- mentlich zu entdecken. „Es ist dieses, sagt er, vielleicht die erste Zueignungsschrift in der Welt, wobey der, dem sie gewidmet ist, den

Namen

Namen des Autors nicht weiß und ihn, allem Vermuthen nach, auch nie erfahren dürfte." Steinbart gab bald nachher seine Schrift heraus: Was für einen Werth kann man nach der Schrift und Vernunft den schnellen Bekehrungen zueignen rc., deren Inhalt mit jener erstern zusammenhängt, ohne auf manches wichtige Wort, das Hippel ihm hier gesagt hatte, Rücksicht zu nehmen; der satyrische Ton der Hippelschen Schrift konnte ihm mißfallen haben.

7. Geistliche Lieder. Berlin, b. Haude u. Spener. 1772. 8. 93 S.

Es sind dieselben Versuche, die er einst, wie man sich aus seiner Biographie erinnert, handschriftlich an Gellert schickte; jetzt gedruckt, widmete er sie Klopstock. Viele davon sind mit Veränderungen in neuere Gesangbücher (in das der reform. Gemeinde in Preussen 1784. — Koppenhager allg. Gesangb. 1782. — Churpfälzisches Gesangbuch.) übergegangen. Es herrschen in ihnen, so wie sie Hippel herausgegeben hat, die gewöhnlichen dogmatischen Vorstellungen jener Zeit; oft ist gegen die Sprache und das Mechanische der Poesie gefehlt und kaum hie und da eine Spur

von

von der Kraft des Ausdrucks, die ihn sonst auszeichnet. Hippel behielt aber immer eine Vorliebe für jene Versuche, besserte daran mit Benutzung des Urtheils seiner Freunde, und verfertigte zu diesen 32 Liedern noch weit mehrere. Aus diesen noch ungedruckten giebt in der Schrift über Hippels Autorschicksal (S. 24) Borowski eins zur Probe, das voller Wahrheit, Stärke und hoher Einfachheit der Gedanken und voll Kraft und Leben im Ausdruck ist, obgleich nicht frey von Härten und Sprachunrichtigkeiten. Nach dieser Probe zu schließen müßte eine Auswahl aus diesem Liedernachlaß vielen ein willkommenes Geschenk seyn.

8. Ueber die Ehe. Berlin, b. Chn. Fr. Voß. 1774. 229 S. 8. — Zweyte Aufl. 1775. 319 S. — Dritte Aufl. 1792. 426 S. — Vierte Aufl. 1793. 501 S.

Gleich bey seiner Erscheinung wurde dieß Buch von der philosophischen Lesewelt mit dem lebhaftesten Beyfall aufgenommen; in dem damals gelesensten anzeigenden Journal (Allg. d. Bibl. 28, 37.) heißt der Verf. „ein Mann von seltnen Kenntnissen, von einer ausgebreite-

ten

ten Gelehrsamkeit, ein Meister in der Schreibart, — Eigenschaften, welche machen, daß man sein Werk nicht aus den Händen legen kann, bis man es ausgelesen hat, weil es wirklich unter die wenigen vortrefflichen Bücher gehört, die jedem Leser Vergnügen machen und den edlern darunter zum Nachdenken Gelegenheit geben." — Zwey Auflagen brachten es gleich Anfangs in viele tausend Hände in Deutschland. Hamann, der auch nicht wußte, wer eigentlich Verfasser davon sey, ließ auf Veranlassung dieses Buchs, bey einer Eheverbindung in seinem Zirkel, einen Aufsatz drucken: „Versuch einer Sibylle über die Ehe. Komm ich einst als Geist zu Dir, so erschrick nur nicht vor mir. 1775." — ganz in Hamanns Art! Ein Versuch, der selbst so wundervoll als die Liebe, und so geheimnißreich als die Ehe ist. Seine Sibylle will, nach S. 9, zwar demjenigen nicht nachbulen, was ein gelehrter und witziger Kauz ihres Vaterlandes vor kurzem über diesen Gegenstand geschrieben; aber sie nimmt Rücksicht auf jene Ideen, und sucht sie hie und da zu berichtigen. Sie vergrößert ihren Versuch nicht durch ein Postscript, dieses Wahrzeichen ihres Geschlechts, (s. Ueber die Ehe. 1. Aufl. S. 140.

3te

3te Aufl. S. 305.) gesteht aber offenherzig, „daß dieses ihr Geschriebenes nur ein Gericht Irrlichter sey, das sie aus dem faulen Graben ihrer benachbarten Wiesen gefischet habe.“ Die Königsberger Leser wissen sich den letztern Ausdruck aus der damaligen Wohnung Hamanns und der Benennung jener Stadtgegend zu erklären. — Im J. 1792 war eine dritte Auflage nöthig, die der Verfasser, wie man schon aus der vermehrten Bogenzahl sieht, reichlich mit Zusätzen beschenkte. Das merkwürdigste dabey ist, daß der Verf., der durch Ernst und Witz in den ersten Ausgaben dem Manne das Regiment im Hause gesichert hatte, nun der Frau die vollkommene Mitherrschaft zuspricht, ja die Weiber zu Staatsämtern zugezogen verlangt. Diese dritte Auflage fand in der A. Lit. Zeit. (1793. II, 521) einen dem Gegenstand gewachsenen Recens., der die Vorzüge dieses vortrefflichen Buches auseinandersetzt, ohne seine Schwächen zu verdecken, die vornämlich in Ueberladung des Witzes, zu allgemein aufgestellten Behauptungen und oft nicht genug sicherm Geschmack bestehen. „Das strengste Incognito, das der Vf. des berühmten Buchs über die Ehe nunmehr fast zwanzig

Jahre

Jahre lang beobachtet, hat die ungeduldige Neugierde der literärischen Anekdotenkrämer auf das Aeußerste gebracht. Bey Gelegenheit gegenwärtiger neuen Auflage erwachte sie von neuem mit dem größten Ungestüm, und alles wurde zur Befriedigung dieser kindischen Leidenschaft aufgefordert. Alles aber umsonst; man hat dem Vf. sein Geheimniß weder ablauschen, noch abcomplimentiren können. — Es ist in dieser geistreichen Schrift über die Ehe keine systematische vollständige Behandlung dieser wichtigen Materie nach ihrem ganzen Umfange zu suchen, sondern eine Sammlung neuer, feiner und witziger Beobachtungen, Ideen, Paradoxen in dem lebhaftesten, geistreichsten Tone vorgetragen, die Resultate der Forschungen eines gelehrten und philosophischen Menschenbeobachters in der anmuthigsten Hülle, mit den lachendsten Blumen des Witzes verziert." (Andere Anzeigen dieses Buches s. Neue A. d. B. 2, 466. — Leipz. gel. Zeit. 91, 827. — N. B. d. sch. W. 46, 246) — Die vierte Ausgabe hatte noch mehr von den neuen Vorstellungen des Verf. über die Rechte der Weiber, wie er sie nachher in einer eignen Schrift ausführte. Die große Verehrung,

welche

welche er für die Kaiserin Catharina II. von Rußland hatte, und die er ihr an mehrern Stellen seiner Schriften bezeugt, trug zu seiner Meynung bey, das weibliche Geschlecht sey zu allen Geschäften und Aemtern fähig. Hippel schickte ein Exemplar der vierten Auflage des Buchs über die Ehe an den General-Lieut. Grafen von Anhalt in Petersburg, um es der Kaiserin, deren darinn auf eine sehr schmeichelhafte Art gedacht wird, zu überreichen; er hatte aber nicht die Genugthuung, von dem Grafen Anhalt eine Antwort zu bekommen, noch zu erfahren, ob es in die Hände der Kaiserin gekommen sey. — Uebrigens ist dieses Buch unter allen Schriften Hippels am mehresten gelesen worden, wird es auch künftig werden, und würde allein schon seinen Ruhm auf die Nachwelt bringen.

9. Pflichten eines Maurers bey dem Grabe eines Bruders. Eine Freymaurerrede in der Loge zu den drey Kronen in Königsberg; von B. E— Vale, vale, vale, nos te ordine, quo natura permiserit, sequemur cuncti. Danzig, bey Flörke. 1777. 62 S. 8.

Nach dem Tode des Kirchen-Raths, D. und Prof. Lindner gehalten. Hippel hatte diesen vor acht Jahren zum Redner in der Loge eingeführt; jetzt war die Stelle wieder ledig. Er hatte Lindnern das Versprechen gegeben, sein Grab öffentlich zu ehren. So spricht nun Hippel hier über die Art der Todtenfeyer bey den ält. Völkern, über das Seligpreisen der Verstorbenen f. f. „Der Maurer aber macht nicht aus Natur — Künsteley; aus Herz — Redekunst, oder aus Empfindungen — ausgelernte Tropen. Er treibt die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel der Menschheit, aus der hohen Schule der Weisheit und vom Grabe seines Bruders. Er, der sich nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal von den Schlakken der Vorurtheile reiniget, tritt mit unbestechbarem Gefühl an die Gruft seines Bruders, um — Wahrheit von ihm zu sagen, aber auch den Gedanken aufs neue lebhaft zu machen: Wir wandeln alle zum Grabe; wir müssen uns selige Augenblicke auf unser Sterbelager sammeln und Kühlungen auf heiße Prüfungsstunden; müssen säen auf den Tag der Erndte, auf unsere Sterbestunde, diesen heiligen

Abend

Abend vor dem Tage der Vergeltung." Dann führt er den neuerwählten Bruder Redner ein.

10. Lebensläufe nach aufsteigender Linie. Nebst Beylagen A. B. C. Erster Theil. 1778. 526 S. — Zweyter Theil. 1779. 660 S. — Dritten Theils erster Band. 1781. 452 S. — Zweyter Band t). 1781. 652 S. mit Kupfern von Chodowiecki. Berlin, b. Chn. Fr. Voß. 8.

Die ganze Biographie Hippels im Nekrol. ist ein Commentar zu den Lebensläufen (wiewohl man es auch umgekehrt sagen könnte), und es ist unnöthig, das zu wiederholen, was darüber zerstreut hier gesagt worden ist. In Absicht des Beyfalls der Welt haben sie das Schicksal erfahren, was alle humoristische Schriften mit einander gemein haben, — ein Theil hat sie sehr erhoben und hat das, was ein gebildeter Geschmack darinn anstößig findet, gegen das viele Erhabene, Geistvolle, Scharfsinnige und Witzige übersehen, worinn sie so reich

t) Dieser zweyte Band des dritten Theils in dieser ganzen Biographie immer der Kürze wegen als vierter Band citirt.

reich sind; ein anderer Theil hat gerade das Gegentheil gethan. Bey ihrer Erscheinung sagte eine Stimme: (Allg. d. Bibl. 41, 468.) „Der Vf. besitzt die Gabe, in den gemeinsten Dingen besonders zu seyn; wir entlehnen diesen Ausdruck aus dem Buche selbst, weil wir gleich keinen schicklichern finden, den Gang des Witzes und der Laune des Vf., auch selbst der historischen Grundlage des Buchs im Ganzen zu charakterisiren. Unter unsern Humoristen nach Sterne's Manier wüßten wir keinen, dem es in dieser Art der Composition, ohne Yoriks Nachtreter zu seyn, so gelungen wäre. Er überläßt sich, eben so wie dieser, den Ergießungen seiner Laune, aber über andere Gegenstände als solche, die nur unter die Rubrik der Empfindsamkeit gehören; speculative Philosophie und Lebenspraktik begegnen einander hier wechselsweise unter den zufälligsten, doch ohne Zwang herbeyeilenden Veranlassungen; jedoch nicht in der Amtskleidung des langschleppenden theoretischen Talars, sondern in dem Farbenkleide des Witzes, unter dem Aufputz kekker Metaphern und eines allegorischen Schwunges; zuweilen, dünkt uns, sind der aufgetragenen Farben eher zu viel, als zu wenig." —

Alle

Alle Menschen, in denen lebhafte Einbildungskraft sich mit edlem Streben nach Wahrheit paarte, wie im Vf. selbst, lasen sie mit Enthusiasmus, und bey den oft räthselhaften Winken und genialischen Wendungen glaubte selbst der Mystiker einen Gotterleuchteten Verwandten in dem unbekannten Verf. zu erblicken. Ein Gespräch mit einem solchen hat Hippel 1785 aufgeschrieben; es folgt am Ende dieses Schriftenverzeichnisses. — Seinem Freunde Borowski (s. Autorschicksal, S. 30) sagte H. einst selbst, daß sein Zweck in diesem Buche gewesen sey, manche aus Kants Schule und aus den Heften desselben aufgefaßte Idee mehr zu popularisiren und sie so weiter zu verbreiten, als sie damals, da Kant sein System noch nicht öffentlich durch den Druck aufgestellt hatte, verbreitet waren. Hippel ahndete es damals nicht, daß ihm dieß Bestreben einst noch den Vorwurf eines Plagiats zuziehen würde! — Merkwürdig bleibt es, daß man den Verf. der Lebensläufe nicht gleich bestimmt in Königsberg suchte und auffand, da so viele Stellen die vertrauteste Bekanntschaft mit dem Local verrathen. — — Nicht leicht hat Chodowieckі glücklicher mit seiner Kunst für ein deutsches

Buch gearbeitet, als für dieses. Die Blätter, mit denen er es bereichert hat, sind voll Geist und Leben, wie das Buch selbst. — Sollte es in der Zukunft noch einmal gedruckt werden, so ist zu wünschen, daß die Direction der Ausgabe in verständige Hände falle; durch genauere Interpunction, bessere Unterscheidung der Absätze, und überhaupt durch Sorge auf das Aeußere der Einrichtung, kann viel für den erleichterten Genuß gewirkt werden.

11. Bedenken über die historisch-critische Beleuchtung der Frage: Hat die Preußische Ritterschaft das Recht, ein beständiges Corps zu formiren und durch solches über allgemeine Landessachen Berathschlagungen anzustellen, und worauf gründet sich dasselbe? 1787. 120 (und 68 Seiten, welche die hier mit abgedruckte Schrift des Gegners einnimmt.) 8.

Die Veranlassung zu diesen Bogen war das im J. 1786 zum Throne König Friedr. Wilhelm II. gebrachte Gesuch der Preuß. Ritterschaft, „daß ihr nach alter Sitte und Gerechtsame erlaubt werden möge, in ein beständiges Corps zusammenzutreten, und durch eine Art

von

von immerwährendem Rath über das Beste und die Rechte ihres Standes wachen zu lassen ꝛc.“ Ein Ungenannter beleuchtete auf historisch-critische Art dieses Gesuch der Ritterschaft, und stellt es als unstatthaft dar. Hippel untersucht die Gründe desselben und tritt ganz auf die Seite der Ritterschaft und Stände. Da sah man, was er bis jetzt zu zeigen noch keine Gelegenheit gehabt hatte, seine sehr genaue Kenntniß der Preuß. Landesgeschichte und dabey seine große Freymüthigkeit in Ansehung des Urtheils über Landescollegien und Landesverfassung. Noch nach Jahrhunderten wird in dem Vaterlande des Verf. diese Schrift bey historischen oder statistischen Untersuchungen nachgesehen werden. — Für den Leser der Hippelschen Schriften ist es angenehm zu bemerken, wie bey dieser trocknen Materie doch der Witz des Verf. in eigenthümlichen Wendungen und glücklichen Wortspielen durchblitzt. Z. B. S. 13. Mein Gegner, der dem Werk des Montesquieu, das für mich eine solidarische Bürgschaft übernommen, selbst sein Siegel des Beyfalls aufdrückt, indem er am Ende das erste Capitel des ersten Buches dieses Geistes citirt, hätte sehr wohl gethan, sich

näher bey diesem Schriftsteller über den monarchischen Staat zu erkundigen, oder auch nur bey der Schrift unsers so verdienstvollen Ministers von Herzberg (über die beste Regierungsform) sich Raths zu erholen, der Abhandlung eines Mannes, den er selbst einen großen Cabinetsminister nennt; las er aber dieses herrliche Cabinetsstück ꝛc.

12. Zimmermann der I. und Friedrich der II. von Joh. Heinr. Friedr. Quittenbaum, Bildschnitzer in Hannover. In ritterlicher Assistenz eines Leipziger Magisters. — Qui se mirantur, in illos virus habe. Martial. London, gedruckt in der Einsamkeit. (Berlin, bey Fr. Lagarde) 1790. 222 S. 8.

Mit juvenalischer Satyre wird hier der prätensionsvolle Mann gezüchtigt, der, verblendet von einer fast unbegreiflichen Eitelkeit, in seiner Schrift über den großen König des Stoffes nur allzuviel darbietet, um sein Geschreibsel als lächerlich, anmaßend und thöricht darzustellen. Mit überzeugender Beredtsamkeit sind zugleich die trefflichsten Räsonnements über Preßfreyheit, Censur, Religionszwang, eingeflochten.

13.

13. Handzeichnungen nach der Natur. Berlin, b. Chn. Fr. Voß und Sohn. 1790. 182 S. 8.

Auf seinen einsamen, fast täglichen Spaziergängen nach den Häfen entstanden diese idyllenartigen Monologe über die Natur — überraschende Vergleichungen zwischen der leblosen und vernünftigen Natur. Manche Leser von regsamer, poetischer Empfindsamkeit haben sie sehr erhoben.

14. Das Königsbergische Stapelrecht. Eine Geschichts- und Rechtserzählung mit Urkunden. Berlin, b. Lagarde. 124 S. 8.

Von der Geschichte, Literatur und Theorie des Stapelrechts ist hier nur das Nöthigste berührt. Dann folgen von den Zeiten des Hohemeisters Winrich von Kniprode an, welcher Königsberg die Stapelgerechtigkeit verlieh, die erheblichsten Privilegien und Verträge, in welchen dieses Rechts gedacht, solches erneuert oder bestätiget ward, bis auf die neuesten Zeiten. Der Verf. giebt alle Gründe, welche jede Parthey (denn Memel wollte sich zum Nach-

theil der Hauptstadt hierin gleiche Rechte an-maßen) für sich beybringen konnte, genau an, und legt dieser an sich trocknen Sache durch Ueberguß von Witz und Laune so vielen Reiz bey, daß dadurch jeder Leser interessirt wird.

15. Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber. Berlin, in der Voss. Buchh. 1792. 429 S. 8. (s. Allg. Lit. Z. 1794. IV, 557.)

Dieß Buch sucht zu beweisen, daß man den Weibern alle Rechte der Männer im Staate einräumen solle, und führt es im Einzelnen durch, in Staatsgeschäften, in der Gelehrsamkeit, Arzneywissenschaft ꝛc. Manche nahmen das Ganze für Ironie, so viel Paradoxen sind darinn; aber es war Hippels völliger Ernst, und er zeigte sich empfindlich gegen den vielen Tadel, den er hierbey erfuhr. Scheffner stimmte seinen Behauptungen in der Allgemeinheit, die er ihnen gegeben hatte, gleichfalls nicht bey, als Hippel ihm das Mscpt zur Durchsicht gab. Er hatte hernach diesem seinen Herzensfreund ein Exemplar davon geschenkt, nahm es ihm aber nach einer Dispüte über den Inhalt desselben, und Scheffner bekam es

nicht

nicht wieder. — Durch die Schriften der Madam Wolstonekraft und andere, sind ähnliche Behauptungen und Wünsche neuerer Zeit wieder in Anregung gekommen. S. Gutsmuths Bibl. der pädagog. Lit. B. 1. St. 1. 2. 4.

16. Ueber die Mittel gegen die Verletzung öffentlicher Anlagen und Zierrathen. Berlin, bey Voß. 1792. 79 S. 8.

Hippel hatte als Stadtpräsident mehrmals den Verdruß, auch bey seinen Anlagen von Spazierörtern, besonders bey seiner so fleißigen Verschönerung des sogenannten philosophischen Ganges in der Nähe der Vestung Friedrichsburg, die Wirkungen der Zerstörungssucht an Bäumen, Alleen, Bänken u. dgl. bemerken zu müssen. Die Aufgabe der K. Societät der W. zu Göttingen von 1791, den Ursachen dieses Muthwillens in Deutschland nachzuspüren und ihn zu hemmen, veranlaßte ihn, das Resultat seines Nachdenkens und seiner Beobachtung mitzutheilen. Er hatte nicht die Absicht, mit um den Preis zu concurriren; seinen Aufsatz endete er gerade an dem Tage, wo in Göttin-

gen über die eingegangenen Schriften abgesprochen wurde.

17. Nachricht die von K*sche Untersuchung betreffend. Ein Beytrag über Verbrechen und Strafen. Königsb. b. Nicolov. 1792. 134 S. 8.

Fräulein von Kawatschinska hatte ihre zwey unehelichen Kinder umgebracht; das eine Criminalgericht sprach ihr nach dem letzten Verbrechen Staupenschlag und beständiges Gefängniß zu; das andere reformirte dieß Urtheil in Hinrichtung mit dem Schwerdte. Hr. von Sp. erbot sich, das Fräulein zu heirathen und dadurch von der Strafe zu befreyen; aber bey der höchsten Behörde in Berlin ward auch dieß verworfen und es blieb bey der Hinrichtung. — Hippel erzählt hier den Gang der Untersuchung vor dem Criminalgericht, in welchem er selbst präsidirte, und webt nach seiner Weise geistvolle Betrachtungen über Verbrechen, Leibes- und Lebensstrafen ein. Erzählung und Räsonnement machen diese kleine Schrift sehr anziehend; sie giebt dem Richter und Philosophen Stoff zu mannichfaltigen Betrachtungen.

S. 70.

S. 70. „Die menschliche Strafgerechtigkeit ist ein beflecktes Kleid, und da positive Strafen kein Vorbild in der Natur finden, welche blos durch die Folgen der Vergehungen straft oder eigentlich erzieht, so ist die Materie über Strafen und über den Gipfel derselben, die Todesstrafen, eine der mißlichsten und schwersten Aufgaben, die man eher zerhauen, als auflösen kann. Es ist Schwachheit, wenn Richter glauben, jeder Verbrecher thue aus Vorsatz Böses, und begehe das Verbrechen blos in der Absicht, Böses zu thun; denn thut er es nicht aus Irrthum, weil er seine Handlung als ein Mittel ansieht, einen eingebildeten Vortheil zu erreichen?“ — „Schamhaftigkeit ist ein Umstand, der mir wenigstens unüberwindlich zu seyn scheint; sie ist die Physiognomie der Unschuld, obgleich allerdings viel Feinheit zur Bestimmung gehört, ob nicht mit Schminke nachgeholfen worden. Oft gerathe ich in Versuchung, eine Unglückliche, welche ihre mütterliche Liebe zum Kinde dieser Schaam halben verleugnete, so wenig verächtlich zu finden, daß ich vielmehr eine Halbschwester der Tugend in ihr verehre. Soll sie gestraft werden, so verdient sie eine Strafe, die noch nicht erfunden ist. Hebt man Schande und Schaam im Staat auf, so sind seine Grundpfeiler erschüttert, sein Wesen und sein Nervensystem ist in Unordnung; Schaamlosigkeit einführen, heißt dem Staate Opium verschreiben. Ant. Giuliani schreibt die Ursache der französ. Revolution der Schaamlosigkeit und Liederlichkeit der Pariser Damen

zu;

zu; ich möchte nicht die Revolution an sich, sondern jene Kleinigkeitskrämerey, jenen Pfennigsgewinnst und Thalerverlust, und den Jacobinerorden auf jene Rechnung setzen. Freylich mag es in Paris wenig Kindermorde gegeben haben; aber was gab es nicht sonst! Sittenlosigkeit ist Seelenmord, und wenn mittelst derselben und der Findelhäuser, (gemeinhin privilegirte Mördergruben) dort keine Kindermörderin ist, so wäre zwar dieß Verbrechen besiegt; hat aber die Moralität hiebey Palmen gebrochen? Mit nichten. Es giebt Siege in der bürgerlichen und moralischen Welt, über die man Blut weinen sollte." —

18. Kreuz- und Queerzüge des Ritters A bis Z. Von dem Vf. der Lebensl. nach aufst. Linie. 1. B. 577. — 2. B. 584 S. Berlin, b. Voß. 1793 u. 94. 8. (A. L. Z. 94. IV, 509. — N. A. d. Bibl. 28, 519. — Gothaische g. Z. 93, 755. — O.deutsch. A. L. Z. 93. II, 327. 1186. — Der Zusatz auf dem Titel: Von dem Verf. der Lebensl. wurde auf wiederholtes Ansuchen des Verlegers beygefügt.)

Eine ganz unbedeutende Geschichte ist hier, wie in den Lebensl., mit der größten Darstellungsgabe dazu benutzt, uns eine Reihe trefflichgezeichneter Charaktere vorzuführen, lachen-

den und ernsten Spott über Ahnenstolz, wilde Freyheitsschwärmerey, Sucht nach Ordensverbindungen und Geheimnißkrämerey auszugiessen und die erhabensten Vorschriften der Weisheit einzuflechten. Mancher Leser wird schwanken, ob er den Lebensl. oder diesen Kreuzzügen den Rang geben soll; aber die größere Zahl dürfte doch wohl die Lebensl. vorziehen, da in ihnen die Charakterschilderung wenigstens eben so bestimmt ist, und hingegen die allzuhäufige Einmischung von Ordenswesen und die Satyre auf die Thorheiten der Zeit in dergleichen Verbindungen, das allgemeinere Interesse vor den Kreuzzügen verhindert. Uebrigens entgeht es dem aufmerksamen Leser nicht, daß auch dieses letzte Buch Hippels, so wie überhaupt seine spätern Schriften, viel freyer von Sprachfehlern und im Ganzen correcter ist, als die frühern.

*

Ungeachtet seiner Anonymität war er doch sehr empfindlich gegen harte und tadelnde Urtheile über seine Bücher. Eine scharfe Recension konnte ihn auf viele Tage verstimmen und in bittern Mißmuth versetzen, welches ihm bey

der

der letzten Auflage seines Ehebuchs und bey den Kreuz- und Qu. Zügen besonders begegnete. Am tiefsten verwundete ihn die Recens. in der Leipz. Neuen Bibl. d. sch. Wiss. 46, 246. und gegen diesen Critiker, für den er fälschlich den edlen Weiße hielt, geht vorzüglich sein Unmuth am Schlusse des Buchs über die bürgerl. Verbess. der Weiber. Daher seine öftern Ausfälle auf die Recensenten. Wurde er von manchen kältern und regelrechtern Menschen zu sehr getadelt, das Genialische seiner Schriften zu wenig erkannt und gerühmt, so hätte er sich damit trösten sollen, daß er von andern wieder zu hoch angesetzt und zu unbedingt gepriesen wurde. Seine in aller Hinsicht so reichhaltige Schriften und seine originelle Manier bieten dem Lob und Tadel so vielen Stoff dar, ja den sonderbarsten und unerhörtesten Auslegungen. Es ist oben eines angesehenen Mannes erwähnt worden, der einst, verleitet durch die damals am Hofe herrschende Denkungsweise, über die Lebensläufe die wunderlichsten Auslegungen gegen Hippel äußerte, so daß dieser die ganze Unterhaltung notirte, — ein Beytrag, den Geist einer Klasse von Menschen zu charakterisiren, die am Ende des 18ten Jahrhunderts

eine

eine merkwürdige Erscheinung für den Beobachter des Zeitgeistes waren; und zugleich ein sprechender Beweis von der Wärme und Innigkeit, mit der Hippels Herz erfüllt wurde, wenn er, obgleich klüglich seinen Unmuth verbergend, Zeuge der Thorheit oder des Uebelwollens seiner Zeitgenossen seyn mußte. Hier folgt diese Unterredung:

„Gespräch, den 20. und 22. Jul. 1785. über die Lebensläufe.

Den 20. Jul.

S. Ich hätte wohl eine Gewissensfrage an Sie.

Ich. Warum Gewissensfrage?

S. Nun so Frage ohne Gewissen. Haben Sie nicht die Lebensl. n. aufst. L. geschrieben?

Ich. Wie kommen Sie auf diesen Gedanken, den schon mehrere gehabt haben und nicht haben sollten.

S. Man hat es mir versichert.

Ich. Was wird nicht alles versichert.

S. Scheffner, dem ich allen Verstand zutraue, kann nicht Verfasser davon seyn.

Ich. Doch hat man auch ihn dafür gehalten.

S. Nur ich nicht, weil er die ⊙ Kenntnisse nicht besitzet, welche dieses Buch enthält.

Der erste Theil hat mir nicht gefallen, aber desto mehr die folgenden.

Ich. Ich bin so sehr entfernt, mir ⊙Kenntnisse beyzulegen, als Scheffner —

S. Nun da sind Sie auch nicht Verfasser. Aber gelesen haben Sie doch das Buch?

Ich. Sollt' ich nicht?

S. Haben Sie den Mann von Geist und Kraft in der Mrey darinn gefunden?

Ich. Einige Stellen athmen Mrey, wie mich dünkt.

S. Hohe, tiefe, praktische Mrey.

Ich. Praktische?

S. Daran zweifeln Sie, ein so vieljähriger Mrer? Sie kommen mir durch diese Frage vor, als gingen Sie zurück in unserer göttlichen Wissenschaft.

Ich. In der göttlichen wünscht' ich nicht. Was aber menschliche Kenntniß betrifft, so gestehe ich gern meine Schwächen, und bin noch obenein überzeugt, daß in gewissem Nichtwissen, in einer gewissen Einfalt, Einsicht und Kenntniß liegen könne. Gott hat den Menschen aufrichtig gemacht, allein er sucht viele Künste.

S. Was nennen Sie denn göttliche und was menschliche Wissenschaft?

Ich. Göttliche, die ich begreifen kann; menschliche, die sich mancher zu begreifen einbildet, allein sie weder selbst deutlich gefaßt hat, noch

noch sie andern deutlich machen kann; Göttliche, die ich vermittelst der höhern, menschliche, die ich mittelst der niedern Seelenkräfte mir eigen mache.

S. Geht denn das auf ⊙Wissenschaft auch?

Ich. Auf Alles.

S. Kann es denn nicht Dinge geben, die nur Einige, nur Einer weis?

Ich. Unbedenklich, Ja! — Allein sobald diese Einige, oder dieser Einer sie mir sagt und ich sie fassen will, d. h. ich mich bemühe, sie zu fassen, und Fassungsvermögen, d. h. Menschenverstand besitze: so muß ich sie auch begreifen. Die Religion Jesu begreife ich so, und so ist mir sie auch Gottes Werk. Auch meine zweyte Definition paßt auf sie — ich darf mir hier nichts einbilden und die Imagination aufwiegeln; mein Verstand faßt sie, mein Wille wird gereizt. —

S. Jesus und Gott ist Eins, m. Br.! Aus dem Hammer, den die Mrer haben, wird ein Kreuz, wenn ich oben noch den Stiel verlängere. (Er machte mir es mit Theelöffelchen vor.) Gott hat die Welt in seinem Sohn gesegnet, und so mußte sie bearbeitet werden, wenn sie aus dem Fluch herauskommen und in Seegens-Erde, oder, wie die Schrift sagt, in Saamen Abrahams übergehen sollte. Dieß, mein Bruder, lehrt uns der ⊙ — Sie haben, hör' ich, jetzt die Chemie bey Hagen gehört?

Ich. Ich nicht; das Blutwenige, das ich davon weis, ist noch akademisches Ueberbleibsel —

S. Gemeine Chemie ist auch nichts; sie schadet mehr. Die Dummköpfe eifern über das, was sie nicht fassen können. Ich habe den Hrn. Klaproth in Berlin gehört, der gewiß stärker ist, wie irgend einer; allein ich habe nichts von ihm gelernt. Die höhere Chemie ist das Gegentheil von der gemeinen. —

Ich. Ich dächte, wenn je eine Wissenschaft auf Erfahrung sich gründet, so ists Chemie, und so ist ja der Beweis auch von der gemeinen Chemie untrüglich. Was mir die äußeren Sinnen am Tage, und wenn ich gesund bin, lehren, das ist doch nicht zu bezweifeln.

S. Sinne? Nichts betrüglicher. Ja, gestärkte Sinne; aber wer hat die, und wer kann die geben?

Ich. Diät an Leib und Seele giebt sie. Gute Gläser helfen dem Auge.

S. ☉ Kenntniß giebt Wunderkraft, und die hatten im alten Test. nur wenige, und im neuen die Apostel und die in ihre Stelle traten in Wundergaben.

Ich. Wundergaben, dächt' ich, hätten aufgehört.

S. Da denken Sie unrecht und ohne alle ☉ Kenntniß. Ueberhaupt sind Sie zurück, das sehe ich nun wohl.

Ich. Das habe ich Ihnen schon gebeichtet; allein die Beichte schließt — „ich will mein Leben bessern" — und wahrlich, kein Mensch will mehr als ich belehrt seyn; allein belehrt nicht in Worten, sondern im Geist. Mit Worten

ten wird schrecklicher Betrug getrieben; an die glauben heißt aberglauben. Lehren Sie mich nähere Kenntnisse von Gott, meiner Seele — öffnen Sie mir eine nähere Thür zu den Hoffnungen jenseit des Menschen (im Geist und in der Wahrheit), und Sie sollen an mir einen treuen Schüler haben. Daß ich wenig von diesen Dingen weis, darf mir niemand sagen, da ich es nicht leugne. Allein ich getraue mir zu behaupten, daß weder Jesus Christus, noch irgend ein anderer Bote Gottes, dem menschlichen Geschlechte mehr lehren wollen, als ich weis —

S. Mein Bruder, Kenntnisse dieser Art vertragen sich mit keiner Zerstreuung und öffentlichen Aemtern —

Ich. Die meinigen leg ich sogleich in Ihre Hände. Ich halte nicht allein Wort, sondern ganz gerne! Nun —

S. Es gehört Empfänglichkeit dazu,

Ich. — wenn ich mich magnetisiren lassen will.

S. Immer auch eine wunderbare Sache! — Ich habe nur die zwey Jahre gelebt, die ich in Berlin zugebracht, ohne Geschäfte —

Ich. Ohne Geschäfte?

S. Ohne —

Ich. Da muß ich Ihnen geradezu sagen, daß ich ein Stoiker bin, daß ich just glaube, Geschäfte sind dem guten Werk, das Gott durch Christum angefangen hat, nicht hinderlich, viel-

mehr können sie förderlich werden. So lange Geschäfte, weltliche Geschäfte, Staatsgeschäfte existiren, so ists ja gut, daß wenigstens hie und da Menschen Aemter bekleiden, die dem Kayser, was des Kaysers ist, allein auch Gott, was Gottes ist, zu geben verstehen. Heut nehm' ich meinen Abschied, und heut setz' ich mich in andere Geschäfte, die zu diesem Zweck führen, wozu wir berufen sind. — Ich sehe wohl ein, daß wir nicht ganz stimmen; allein nach meinem so aufrichtigen Bekenntniß sollten Sie mir doch wenigstens gleiche Aufrichtigkeit erweisen, und einen Tropfen von Ihrer Weisheit, wenn auch nicht auf Zucker geträufelt, zurücklassen; ich will schon mit essentia amara zufrieden seyn. —

S. Kennen Sie W — r?

Ich. Ja.

S. Er ist mein Freund!

Ich. Ob er der meinige ist, weis ich nicht.

S. Den Mann hätten Sie in B. suchen und finden sollen. Sie haben ihn vernachlässiget.

Ich. Ich suche nicht mehr Menschen, sondern mich selbst.

S. Aber man braucht Menschen, die uns aufrichten (Meistergrad).

Ich. Wenn man gefallen oder niedergeworfen ist.

S. Das sind wir.

Ich. Leider! Allein warum wollen Sie mir jetzt eine Assignation auf W — r geben; ich dächte, Sie sollten doch wohl selbst so viel christliche Liebe haben und die fünf Punkte an mir berühren, (Anspielung auf den Meistergrad). Nur verständlich; sonst wissen Sie, daß ich allen Unterricht weit, weit, weit von mir entferne; ich hasse, was menschlich ist, Worte; ehre und liebe Geist und Wahrheit.

S. Lesen Sie nicht den Welling v)?

Ich. Ich habs angefangen; allein wenn einer ein Wörtling ist, so ist Ers. Ich versteh ihn nicht —

S. Mir gings auch so; allein durch Gebet und Fleiß versteh ich jetzt, was ich erst nicht verstand, und so gehts immer.

Ich. Nicht immer; denn ich wollte wetten, daß ich Ihnen deutsche Sachen vorlegen könnte, die Sie alles Gebets unerachtet nicht verstehen würden. Gebete sind vorbereitende Verstandsglocken. Sie werden mir zugestehen, daß ich mich sammeln, d. h. beten kann; allein ich versteh den Welling nicht.

S. Das wäre! Was meynen Sie denn, z. B. was der Verf. der Lebensläufe unter dem Spargel in seinem Buche verstanden habe? — um eine Probe zu machen.

Ich. Ich denke Spargel.

v) Verfasser eines Magisch=Cabbalistischen Werks.

S. Das denk ich nicht.

Ich. Aber warum nicht?

S. Erwegen Sie nur die Figur, die der Spargel hat — und kommen Sie noch nicht auf den eigentlichen Sinn des Verfassers?

Ich. Ich denk' mir den gewöhnlichen Spargel.

S. Behüte! — Und was wollte er wohl durch Curland sagen?

Ich. Curland — ich denke Curland — Curland denk ich.

S. Ich denke es nicht. Curland, ein curirendes Land. Ach, mein Bester, wir müssen curirt werden, ehe wir auf Ordensmenschen Anspruch machen können, ehe wir empfänglich sind.

Ich. Nun so curir' uns denn der liebe Gott alle zusammen. Amen!

S. Das hat er gethan durch sich selbst und durch Adam, und will es noch thun.

Ich. Durch Adam? der fiel ja!

S. Ja; aber wer war die Schlange?

Ich. Da sind die Gelehrten sehr uneins.

S. Ich nicht. Das war Lucifer.

Ich. Der Teufel also?

S. Lucifer, der die Vorwelt regierte und die neue Schöpfung auch untern Fuß bringen wollte. — Kommt Zeit, kommt Rath, m. Bruder! Wir werden gelegentlich weiter darüber sprechen. Wir haben gute Aussichten, daß

unser

unser künftiger Landesherr religiös denken und alles, was nicht glaubt, es empfinden lassen wird. — Da hoff' ich, wird der FMrer einsehen, daß er nicht ein Freydenker seyn könne und seyn müsse. — — Mir sind davon Partikularia bekannt. —

Fortsetzung, am 22. Jul.

S. — — Die Zinnendorfer haben vierzehn Grade; die sieben letztern sind die Belohnungsgrade. Wir gehen mehr der Natur nach; die Zinnendorfer fangen mehr von vorn an, warten auf göttliche Eingebung und erhalten sie. Sie wollen sich nicht mit uns vereinigen. Der künftige Herr wirds ihnen wohl befehlen, und das ist auch das beste. — — — Luther hat das Kind mit dem Bade ausgegossen und ist viel, viel zu weit gegangen. Alles hätte bleiben müssen, Licht, Priesteranzug ꝛc. Alles dieß hat seine Bedeutung und ist Hieroglyphe. — (Mein Gott! Luther zu weit? Er zu weit? —) Der gemeine Pfaffe versteht diese Hieroglyphe nicht; aber — — die Welt ward von Lucifer beherrscht, da Gott sie umschuf, und den Lucifer durch das Licht stürzte —

Ich. Ey, Kind, Gott ist ja allmächtig.

S. Gut; allein will er seine Allmacht ausüben bey Geschöpfen, die er frey geschaffen hat. — — Die Lebensläufe werd' ich noch in M. recht studiren und 20 Meilen würd' ich heut noch zu Fuß antreten, obgleich meine Extrapost schon bläßt — um diesen Mann aufzufinden.

Ists nicht einer der Unsrigen, so ist er ein Gottvertrauter, und Heil sey Ihm! —

Ich. — und Freude, lieber S., und Seelen-Ruhe (für sich: — die ihm durch diese Vorfälle auf wenigstens 24 Stunden geraubt sind) sey und bleibe mit allen, welche die reine Wahrheit der einfachen Kinderlehre Jesu Christi suchen und sie gefunden haben! — * — —

„Was will das werden? Doch wer hat des Herrn Sinn erkannt oder wer ist sein Rathgeber gewesen! Dein, Vater, ist das Reich, das dein Sohn stiften wollte und wobey er in der Lehre blieb! — Dein ist auch Zeit und Stunde, wenn der gewiß göttliche Sinn dieser Stiftung erkannt werden soll!

O Herr, behüt für fremder Lehr,
daß wir nicht Meister suchen mehr,
denn Jesum Christ in rechtem Glauben
und ihm aus ganzer Macht vertrauen —

Tröste, Vater, tröste du selbst, die bey der redlichsten Bemühung, soviel an ihnen ist, dieß Reich verbreiten zu wollen, die Hindernisse sehen und vor ihnen zurückbeben, Hindernisse, die man ihrer so geraden Bahn in den Weg legt! — Amen! — Laß keinen der Deinen, die dich und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen, ermüden, Licht auf Erden anzuzünden! Du bist der Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi, und auch unser Gott und Vater bist du! Du hast in uns angefangen das gute

gute Werk; Du wollest es auch durch deinen heiligen Geist in uns bestätigen und vollführen bis auf den Lichttag unsers Herrn J. Christi, da eine größere Heerde und eine größere Gemeinde deines Sohnes mit uns zusammen schmecken und sehen wird, wie freundlich du bist, und wie wohl denen ist, die auf dich trauen. Amen! Ja, komm, Herr Jesu, Amen! —

Mit schwerem Herzen niedergeschrieben den 31. Jul. Dom. X. post Trinit., von der Zerstörung Jerusalems, da Jesus weinte." —

*

Treffender als durch jede andere Schilderung von dem Eigenthümlichen in Hippels Schriftsteller-Charakter, wird es durch das bezeichnet, was er zerstreut in seinen Büchern über Vortrag, Styl, Autorschaft, Poesie, Beredtsamkeit rc. sagt. Hier eine Blumenlese einiger solcher Stellen:

„Ein poetischer Kopf darf nur vieles durchbildern; von allem nimmt er Zoll. In der ganzen Natur schreibt er Schatzung aus. Er befindet sich in den Wissenschaften auf Reisen, wo ihn oft was aufhält, worauf der Eingebohrne, das Landeskind, der Philosoph, nicht kommt. Ein denkender Kopf weis weniger;

allein

allein seine Aecker kennt er auf ein Haar. Er thut, wenn ich so sagen darf, was der Dichter weis. Ein großer Kopf ist eine Mischung von beyden. Seelig sind, die wissen; seeliger, die thun; und am seeligsten, die wissen und thun! So viel Köpfe, so viel Sinnen; so viel Alexanders, so viel Welten; so viel Planeten, so viel Bahnen; so viel Genies, so viel Methoden." (Lebensl. I, 194). — „Jemanden mit weinenden Augen lachen sehen, ist ein schöner Anblick, — ein Regenbogen ists. Schriftsteller, die Thränen mit dem Lachen kämpfen lassen, so daß keines die Oberherrschaft erhält, treffen das Leben eines Weisen." (I, 407.) — „Vernunft nannte meine Mutter Unterfutter; Oberzeug, sagte sie, muß Dichtkunst seyn, wenn es kleiden soll." (IV, 139.) — „Sollte hie und da ein Kunstrichter von meinem Kopfe zu behaupten für bequem finden, daß er zuweilen besterbe, so mag er wissen, wie man der Erde nicht ansehe, daß sie spornstreichs laufe. Sieh da! ich reise Extrapost und scheine nicht von der Stelle zu kommen! — Fürs Kleinkauen bin ich nicht, guter Freund, so gesund es übrigens deinem schwachen Magen seyn mag! — Alles was ist, hat Geist und

Leib.

Leib. Ich liebe von allem nur den Geist, vom Buch, vom Trank, vom Essen." (IV, 23.) — „Eine wohlgesetzte Red' ist nie zum Behalten eingerichtet; man will sie ganz und hat nichts. Es ist ein regelmäßiger Garten, wo es recht hübsch und fein aussieht; allein was kannst du heimführen? Blumen? Blumen in der Hand, von der Wurzel gerissen, was sollen die? Nimm den ganzen Garten mit, was hast du? ein ganz richtiggerechnetes Exempel zusammt der Probe! — Wildniß, Berg und Thal, aus dem Vollen gehauene Gänge, Parke, die machen Eindruck und lassen ihn auch. So vortrefflich unordentlich war diese Rede. Es war kein Kunst: sondern ein Naturstück; und was ist, pflegte mein Vater zu sagen, was ist es denn, das die künstlichgezogene Wortschleuße und die daher rauschenden Fluthen des Redners, die all an seinen Text schlagen, erzeugen? Schaum, und wenn auch eine Venus daraus würde; nicht jedem ist mit dieser Schaumgöttin gedient." (III, 200.)

So seine Grundsätze, so seine Schreibart. Rede, schreibe, daß ich dich sehe! war seine Regel; er schreibt, und man sieht ihn. Es ist ein lebendiger Vortrag; es ist das Gespräch

eines

eines geistvollen, kenntnißreichen Mannes, dem Heere von Ideen bey jeder Veranlassung zuströmen, und der im Feuer der Unterhaltung seltne und gemeine Gedanken, Winke und weitere Ausführungen, Scherz und Ernst, ohne große Wahl heraussagt. Kömmt ein solcher beredter Mann einmal ins Feuer der Rede, so kann er nicht aufhören. Ist eben eine Idee vorübergegangen, so hat sie schon, wie die tanzenden Horen, an ihrer Hand eine andere halb mit heraufgeführt, die nun auch nicht zurückbleiben will. — Aus seiner Gewohnheit, alles zu notiren, lassen sich die Ungleichheiten in der Composition und im Styl erklären, so wie das ewige Witzeln, welches die scharfsinnigsten Bemerkungen unterbricht, und dem Leser nicht wohl thut, sondern peinlich wird. — Bibelstellen und Bibelausdrücke mischte er gern aller Orten ein, selbst in seiner Schrift für die Ostpreußische Ritterschaft. Es gab eine Zeit, wo die biblischen Ausdrücke in profanen Aufsätzen für Witz galten; und wenn Hippel durch den Seneca zu schimmernden Antithesen verleitet wurde, so verführte ihn sein Freund und Landsmann Hamann gewiß zu diesem Gebrauch der Bibelsprache, der zuweilen Mißfal-

len

len erregt, freylich aber auch oft wieder durch die Nebenideen, die damit verbunden sind, zum Feyerlichen und zur humoristischen Mischung von Scherz und Ernst wunderbar viel beyträgt. Ueberhaupt mußte einem so poetischen Kopf, wie er war, der bilderreiche Ausdruck des Morgenlandes und Luthers kraftvolle Uebersetzung desselben nothwendig anziehen; dazu war er im Anfange seiner Laufbahn Theolog, und blieb bis an sein Ende ein sehr fleißiger Kirchengänger, wodurch er in der Vertraulichkeit mit dieser Ausdrucksart erhalten wurde.

Eine geordnete, leichte Folge der Ideen ist selten in seinen Schriften; er mochte das selbst fühlen, und darum spricht er auch in so vielen Stellen gegen die Beobachtung der Ordnung im Vortrage und gegen das Regelmäßige x). — Seine Bücher, besonders die Lebensläufe, werden oft dadurch schwer zu verstehen, daß die gewöhnliche Interpunction sehr vernachläßigt ist und

x) Die verschiedenen Recensionen seiner Schriften in der A. Lit. Z. beurtheilen das Eigenthümliche derselben, ihre großen Vorzüge und ihre Fehler mit Scharfsinn und Unpartheylichkeit. — Vergl. Die Kunst Bücher zu lesen v. Bergk. Jena, 1799. S. 297.

und dadurch irre führt. — Er schrieb nicht correct; — „wo ist, sagt er, (Lebensl. IV, 133.) ein Genie, das seine Sprache pünktlich weis?“ — Doch sind, wie erwähnt, seine spätern Bücher hierinn genauer.

*

Alle jene, oben aufgezählte bedeutendere Schriften Hippels nun — denn die erwähnten Jugendgedichte, die er mit seinem Namen bekannt machte oder ihn dabey doch nicht verheimlichte, kommen hier nicht in Betracht — sind ohne seinen Namen gedruckt worden, und bey seinem Leben hat man auch, ungeachtet des Beyfalls, den einige davon so ausgezeichnet erhielten, den Verf. im größern Publikum nicht mit Sicherheit gewußt. — Bey so vielen Büchern, die anonym erscheinen, dauert es gemeiniglich nicht lange, so weis man den Verfasser, entweder, weil es sein Ernst gar nicht war, verborgen zu bleiben, sobald das Buch gut aufgenommen würde; oder weil die Mitwisser das Geheimniß ausplaudern, und überhaupt nicht die rechten Mittel angewendet sind, es verdeckt zu erhalten. Nicht so bey Hippel, der auch in dieser Hinsicht eine wahre Merkwürdigkeit

in der, wie man sie nennen könnte, äußeren Literaturgeschichte ist. Das Buch über die Ehe erlebte in den ersten paar Jahren schon zwey neue Auflagen, und späterhin noch einige; es wurde überall bewundert und gepriesen, und auf unsers trefflichen Humoristen, des Göttingischen Lichtenbergs, und Anderer y) Rechnung gesetzt. Eben so wurden die Lebensläufe von ihren Lesern mit einem wahren Enthusiasmus aufgenommen und dankbar nach dem Verf. geforscht; — er blieb unerbittlich bey seiner Verborgenheit, und sie that ihm so wohl, daß er sie bey allen seinen fernern Schriften beobachtete. Was bewog ihn hierzu und wie fing er es an, der gewöhnlichen Aufdeckung der Anonymität zu entgehen?

Der Hauptgrund zu der so sorgfältigen Verbergung seines Namens war ganz offenbar, daß er als Geschäftsmann fürchtete, bey seinen Obern durch irgend eine Stelle seiner leben-

digen

y) z. B. des Preuß. Legationsrath von Jung, bekannt durch eine Portugiesische Grammatik und dabey ein feiner, kluger, jovialischer Mann; er war Preuß. Resident in Danzig und starb auf seinem Guthe bey Frankfurt a. d. O.

digen Darstellungen und Satyre anzustoßen, und weil er auf die sicherste Weise auch der Möglichkeit des kleinsten Vorwurfs ausweichen wollte, den ihm irgend einer seiner Vorgesetzten — wahrhaftig höchst ungerecht wäre er gewesen — wegen Versäumniß seiner Amtspflichten über schriftstellerische Arbeiten hätte machen können. In Bezug zugleich auf die Emsigkeit, mit der man nach seinem Namen forschte, erklärt er sich zu Ende des Buchs über die bürgerliche Verbess. der Weib. auf eben diese Art über die Gründe seiner Anonymität: „Wenn Mücken um ein paar Blutstropfen mich verfolgen, und meinen Namen (wahrlich ein Paar Blutstropfen) entwenden wollen: so bitt' ich diese Anekdotensauger in Erwägung zu nehmen, daß ein Buch darum keinen Fingerlang oder Fingerbreit schlechter oder besser wird, weil man weis, daß es diesen oder jenen Verf. hat. In der Schriftstellerwelt giebt es keinen Erbadel; und warum will man die gelehrte Republik in einen monarchischen, wo nicht gar despotischen Staat umwälzen? warum nicht jeden bey so viel Freyheit, wie nur mensch- und politisch-möglich ist, lassen? — — Wer leugnet es, daß durch Gelehrte von Profession,

z. B. durch Kant und Heyne, die Wissenschaften große Fortschritte machten? Gewiß würde der Meister der Philosophie, Kant, in seinen patriarchalischen Jahren nicht so kraftvolle Arbeiten liefern, und durch einen wohlgestalteten Seelenerben nach dem andern der Welt ein Lachen bereiten, wenn er nicht in der Blüthe seines Lebens mit diesen Gegenständen vertraut geworden und bey seinem Unterrichte zu denken von Anbeginn gewohnt gewesen wäre. Seine Vorlesungen waren die Goldwaage seiner Grundsätze. — Solch eine Pflege kann kein Geschäftsmann seinem Buche geben; noch nie aber haben verdienstvolle akademische Lehrer einem Lessing, Spalding, Teller, Mendelssohn u. a. ihr Verdienst abgesprochen, vielmehr es gern gesehen, wenn diese fein Sokratisch ihre Systeme in Philosophie der Welt, ich weis nicht, ob erniedrigten oder erhöhten? — Und wozu diese Bemerkung? um eine andere einzuleiten. Wenn die Kritik der reinen Vernunft mit dem Namen Immanuel Kant in die Welt kommt, wer hat etwas dagegen? Wenn aber ein Geschäftsmann Autor ist, in welche Schwierigkeiten sieht er sich verwickelt! Der Präsident beneidet ihn, wenn er Rath,

der Minister, wenn er Präsident ist. Zum gemeinen Leben berufen, muß er sich nach demselben einrichten und sich in die Zeit schicken lernen, und es ist bey dem Geschäftsmann nur zu oft böse Zeit. Kritiken schaden den Gelehrten von Profeßion so wenig, als wenn Renomisten sich an den Fenstern des zu strengen Rectors vergreifen, die denn doch durch Laden gesichert werden können; und wie leicht ist das Haus seiner Magnificenz wieder befenstert! Der unsauberste Geist indeß schadet dem Geschäftsmann, indem witzleere Antagonisten desselben den schalsten Einfall mit Freuden aufnehmen und mit diesen fremden Kälbern pflügen, um den braven Mann zu kränken. Der Gelehrte von Profeßion schlägt den Ball, den ihm ein unfreundlicher Kritikus zuschlägt, weiter; der Geschäftsmann kann ihn nur zurückschlagen. Jeder Unglücksfall im Dienst wird auf die Rechnung der Autorschaft geschrieben; jede ungegründete Beschwerde einer chicanirenden Parthey findet gewisses Gehör, weil der Herr Decernent, oder Instruent, Referent, oder wie die enten alle heißen mögen, Autor ist, und sich nicht Zeit nahm — alle Menschen klug zu machen. — Friedrich II, der doch selbst

von der Poesie, wie von einem Dämon, gar übel geplagt ward, so daß sie sogar bey Schlachten nicht verfehlte, ihm Cour zu machen, sagte zu seinem Staatsdiener, dessen Andenken ich heute an dem Tage seines Todes feyere: „Ich mache Ihn zum **; aber laß er mir das Schreiben. So etwas stört, und im Amte muß er sich durch gar nichts stören lassen, hört er?" — Ja, und wer Ohren hat zu hören, der höre! Sind das die Gesinnungen eines königlichen Schriftstellers (nach Weise des königlichen Propheten David) wie viel ist von Fürsten zu fürchten, denen, außer der Salbung zu Regenten, keine andere zu Theil ward —! wie noch viel mehr von Königischen, die, zu schwach zu einer kritischen Sichtung, an Autoren, welche ihnen über den Kopf zu wachsen scheinen, so gern zu Rittern werden. — Ob von diesen Fällen einer oder keiner der meinige sey, thut nichts zur Sache; daß sie aus dem Leben genommen sind, wird niemand ableugnen." — Allerdings war dieser Fall der seinige und bestimmte seine Maasregel über die Anonymität. Nachdem er nun von den Jahren 1778 bis 81 die vier Bände Lebensläufe hatte drucken lassen, kam ein Grund mehr hin-

zu; er hatte zwar wohl keinen Mann und keine Frau seiner Bekanntschaft recht eigentlich portraitirt; aber es hätte sicher an einer Menge von Mißdeutungen und Klatschereyen nicht gefehlt, sobald er als Vf. bekannt wurde. Viele der pikantesten Stellen seiner Schriften beziehen sich auf Personen, mit denen er in Verhältnissen stand. Wäre seine Schriftstellerey offenbar gewesen, so hätte er Verdruß davon gehabt und wäre in seiner politischen Laufbahn mehr aufgehalten worden; er hätte entweder die Schriftstellerey oder seine andern Plane aufgeben müssen. Seine Klugheit suchte beyde Vortheile zu vereinigen.

Aber nur durch sehr consequente Maasregeln ließ sich diese Anonymität festhalten. Wenn man den so sehr bestimmten und unterscheidenden Ton der Hippelschen Schriften betrachtet, so sollte man denken, die Personen seines engern Umgangs hätten ihn dennoch sogleich mit Gewißheit für den Verf. erkennen müssen. Da half er sich gegen diese nur dadurch, daß er dem einen sich als Verf. dieser, dem andern als Vf. jener Schrift zu erkennen gab, keinem aber alles entdeckte. — „Nur drey wissen meinen Namen, und Einer ists,

an

an den ich dieses Buch geschrieben habe. Den andern beyden hab ich meinen Namen ins Ohr gesagt, einem ins rechte, dem andern ins linke." (Lebensl. IV, 591.) So sagte er seinem Freunde D. niemals, daß er Verf. der Lebensl. sey, ungeachtet er ihm wieder manches offenbarte, was S. nicht wußte, und wendete überhaupt eine unglaubliche Vorsichtigkeit auf diese Behauptung seiner Anonymität. Einst war S., der ihn als Vf. der Lebensl. kannte, bey D. auf dem Lande; Hippel schrieb an S., und es flossen einige Zeilen ein, die sich auf die Lebensl. dergestalt bezogen, daß man auf ihn als Verfasser hätte schließen können. Da nun D. noch nichts über jenes Geheimniß von Hippel selbst erfahren hatte, so schickte dieser eine Estafette an S., um den Brief wieder abzufordern. — Noch auffallender zeigt sich seine Aengstlichkeit und Vorsichtigkeit in Folgendem: Als der Kriegsrath Scheffner seine Freundschaftlichen Poesien eines Soldaten (Berlin, bey Lagarde 1793.) von neuem herausgab, eignete er sie seinem Freunde Hippel mit diesem poetischen Billet zu:

„Theurer, dessen Namen ich blos aus Lieb' nicht nenne,
Weil's Dein Steckenpferdchen ist, daß Dich Niemand kenne,
Wenn gleich in der deutschen Welt Deine Meisterschriften
Dir bey Mann und Männin mehr als Ein Denkmal stiften!
Deinem Genius weih' ich, was einst sang der meine --
Unterm Schild der Großen sucht gern sich Schutz der Kleine.
Daß nun auch mein Leser wiss', wie Dein Freund gewesen,
Mag er auch an Namensstatt, dieß Bekenntniß lesen:

Gut hab ich's stets gemeynt, doch oft als Mensch geirrt;
Durch fremde Schuld ist mir manch simpler Plan verwirrt,
Oft auch durch eigne halb, bisweilen ganz, mißglücket.
Doch, wird mein' Handvoll Saat nicht ganz im Keim erstickt,
So ist mein Winterfeld in Prosa so beschicket,
Daß einst ein andrer Biedermann
Noch wohl manch Garbchen erndten kann.

Hippel bestand darauf, daß S. diese Zeilen cassiren mußte, und es existiren davon nur einige einzelne Abdrücke. — Oft wurde Scheffner von engverbundenen Freunden für den Verf. der Lebensl. gehalten, da ganze große Stellen, wie aus seinem Munde geflossen, darinn vorkamen, bis sich nun das Räthsel durch Hippels Gewohnheit, alles zu notiren und anzubringen, lößt; selbst der feine Geister- und Stylkenner, Bode, der berühmte Uebersetzer der Yorickschen Schriften, sagte es nach dem

dem Umgange von einigen Tagen auf der Leipziger Messe und in Dresden, aller Gegenversicherungen ungeachtet, dem Kr. Rath Scheffner auf dem Kopf zu, er sey Verf. der Lebensläufe. — Selbst der Verleger seiner Schriften wußte nicht, daß Hippel der Vf. sey. Das Mscpt wurde dem ehemaligen Münzdirector Gösche in Königsberg, der auch um die Autorschaft wußte, übergeben; dieser schickte es dann dem Postmeister in Stolpe; von da kam es nach Stettin, und so wurde es durch die dritte oder vierte Hand an die Voßische Buchhandlung abgeliefert. Die wenigen Freunde, denen er sich entdeckt hatte, ehrten seinen Willen, fanden seine Gründe nicht ohne Bedeutung und trugen nun auch durch ihre Art, sich über den Verf. dieser Schriften gegen Neugierige zu erklären, dazu bey, daß man ungewiß blieb.

So lief denn die Sage, Hippel sey Verf. von den Lebensläufen (denn natürlich erregten diese wegen des vielen Historischen und Localen die Neugierde am meisten) nur in einem kleinen Kreise, schwankend und hie und da widersprochen umher, bis Goldbeck (Lit. Nachr. v. Preußen. 1781. 1. B. 237 S.) drucken ließ:

„Auch wird Hippel als Verf. der Lebensl. n. a. L. angegeben.“ — Hippel las dieß mit Verdruß, und es gelangte, auf seine Veranstaltung, an Goldbeck die Bitte, folgende Erklärung gelegentlich abdrucken zu lassen: „Laut sichern Nachrichten ist Dubislaw Friedr. von T. (v. Treyden) ein Curländer von Geburt, der in Königsberg studirt hat und jetzt bey der Preuß. Armee in Pommern als Lieut. steht, Verf. der Lebensläufe. Letzterer hat auch Idyllen nach dem Theokrit. Frft. 1763.; die neue Chariklea nach dem Griechischen; ingleichen verschiedene Gelegenheitsgedichte und unter diesen eine Strohkranzepistel herausgegeben, wird auch eine Volksphilosophie drucken lassen.“ — Goldbeck that ihm den Gefallen und inserirte diese Nachricht 1783 in den zweyten B. der lit. Nachr. v. Preußen S. 36. — So hatte er dem Publikum nun einmal einen andern Namen vors Auge geschoben, den er selbst, wie man aus dem obigen Briefe an Becker sieht, mit so vieler Gewandheit anführte und bestätigte, und nun vor weitern Nachforschungen dadurch sicher zu seyn glaubte.

Aber

Aber so kam es nicht; nur waren die Nachfragen der vielen Leser und Bewunderer seiner Schriften, besonders der Lebensläufe, nicht gerade laut geworden. Jetzt erhob ein Ungenannter, der sich S. in D—d unterzeichnete, im Int. Bl. d. A. L. Z. (1791. St. 46.) seine wünschende Stimme: „Die Lebensl. n. a. L. gelten doch wohl bey jedem Manne von Kopf und Herz für ein Meisterwerk Deutschlands und des jetzigen Zeitalters. Es ist gewissermaßen Bedürfniß meines Herzens geworden, den Namen des Mannes zu wissen, der ihm durch dieß Buch so wohl gemacht hat; bis jetzt ist mir meine Mühe, ihn zu erfahren, nicht gelungen; man versicherte mir zwar, Lenz, der Verf. des Menoza, sey auch Vf. der Lebensläufe, und der Beweis dafür sey das Zeugniß eines wahrhaften Mannes, dem Lenz selbst einige Bogen aus diesem meinem Lieblingsbuch in Mscpt vorgelesen habe; allein andere widersprechen dieser Versicherung" u. s. w. — Nicht lange darauf stimmte ein Br. aus B. diesem Wunsche bey, (Int. Bl. d. A. L. Z. 1792. St. 21.) damit die guten Seelen, die durch seine Lebensl. erfreut wurden, ihm ihren Dank und die Bitte um Fortsetzung darbringen konnten.

ten. „Nun, du würdiger Liebling unseres Vaterlandes, nun sprich! Kannst du vergeblich bitten, vergeblich hoffen lassen und doch der Mann seyn?“ —

Schwerlich hätte dieß alles den Verborgenen bewegen können, einen Laut von sich zu geben. Jetzt aber griffen es jene Neugierigen von einer andern Seite an, und es wurde die Hypothese aufgestellt, mehrere wären Verfasser der Lebensläufe. Im Int. Bl. St. 31. dess. J. 1792, erschien nämlich folgende anonyme Berichtigung, wie sie sich nennte: „Die Lebensl. n. a. L. haben zwey Verfasser, den Kriegsrath Scheffner bey — und den Magistratsdirector Hippel in Königsberg. Doch soll der erste mehrern Antheil daran haben. Das Buch über die Ehe und die Handzeichnungen n. d. Natur haben dieselben Verfasser.“ — Dieß lockte dem wahren Verf., Hippel, endlich eine Erklärung ohne seinen Namen ab: (Int. Bl. dess. Jahres, St. 50.)

„Berichtigungen. Es würde Stolz und Ziererey verrathen, wenn ich zwo Aufforderungen dieses Intell. Blattes, mich öffentlich zu nennen, unbeantwortet lassen sollte, indem sie Gesinnungen so unverkennbarer als unverdien-

dienter Nachsicht gegen ein Buch äußern, von dessen Gebrechen niemand mehr, als sein unverblendeter Vater, überzeugt seyn kann. Da indeß vom Werth und Unwerth dieses Buches hier nicht die Frage ist, so begnüge mich, jenen beyden, mir sonst völlig unbekannten Freunden, den aufrichtigsten Dank zu erwiedern und Sie zu bitten, nicht weiter in mich zu dringen. Eine herzliche Bitte pflegt bey edlen Männern viel zu vermögen, und selbst bey minder edlen richtet sie oft mehr aus, als ein Phalanx von Gründen, weil man in der Regel lieber gütig als gerecht seyn mag, und auch die besten Gründe selten oder nie auf Jeden gleich entscheidend wirken. Andere Neugierige, die meinen ehrlichen Namen außerwegs beschleichen wollen, sey es mir erlaubt zu fragen: ob sich wohl mit dem allgemeinen Geschrey von Menschenrechten, Preß- und Schreibfreyheit, eine dergleichen Unduldung verbinden lasse? Die Lebensläufe haben wissentlich Keinen beleidigt, und es kann ihnen vor keinem Areopag irgend eine Personalität vorgerücket werden, die ihr Verf. von ganzer Seele hasset; und doch soll er gezwungen seyn, sich zu nennen? Ein Schriftsteller, der in unzertrennlichen Amtsverbindungen mit nicht gleichdenkenden Menschen stehet, hat zur Vermeidung unzähliger Mißverständnisse auf das Recht, anonymisch zu bleiben, gegründete Ansprüche, und besonders alsdann, wenn durch die Anzeige seines Namens seine häusliche Ruhe in Gefahr ist, ohne daß irgend jemand dabey gewinnen kann. Wenn dieß mein Fall wäre? —

Man

Man lasse doch Jedem so viel natürliche Freyheit, als die bürgerlichen Verbindungen es gestatten, und leiste nicht mittelbaren oder unmittelbaren Vorschub, Zwang und Druck zu befördern.

Der Vf. der Lebensl. n. a. Linie.

N. S. Die Berichtigung des 31. Stückes dieser Intelligenzblätter v. d. J. will ich, ohne mich über die andern unwahren Umstände auszulassen, in der Art berichtigen, daß die Lebensläufe nur Einen einzigen Vf. haben. Sollte sich das nicht von selbst verstehen, wenn man dieß Buch wirklich gelesen hat?

Wie war es möglich, daß der H. Einsender der Bericht. im 31. St. d. J. Bl. unter andern sich überreden konnte, daß das Buch: über die Ehe, zween Väter habe? Was man doch heut zu Tage nicht alles weis! Ich bin ganz allein

Der Verf. des Buchs üb. d. Ehe.

Janus hatte zwey Gesichte; allein die Handzeichnungen nach der Natur haben nur einen Verfasser. Dieß bezeugt bey Gelegenheit der so dreisten als falschen Angaben des 31. Stücks des J. Bl., um allen noch unrichtigern Berichtigungen auszuweichen,

Der Vf. der Handzeichnungen n. d. N."

— In

— — In Num. 76. des J. Bl. d. A. L. Z. von dems. J. 1792, findet sich noch eine Erklärung von beyden, von Scheffner und Hippel. Scheffner sagt sich hier öffentlich von der im 31. St. des J. Bl. ihm zugeschriebenen Mitautorschaft los, so wie er das schon andern in und außer seinem Vaterlande mündlich gethan habe; „ich habe an diesen Büchern weder den mehrern, noch den mindern, sondern keinen Antheil." — — In der Erklärung Hippels ist die künstliche Stellung leicht zu bemerken: „Schon hat man mich als den Verf. dieser oder jener Schrift proclamirt, ohne daß ich mir bewußt war, zu diesen Behauptungen auch nur die entfernteste Gelegenheit gegeben zu haben. Sollte sich der Hr. Veranlasser der Berichtigung im 31. St. ꝛc. nach den später erfolgten Erklärungen wegen jener von ihm mir zum Theil zugeschriebenen Bücher nicht überzeugen, wie leicht man in dergleichen Fällen irren könne? v. Hippel." — Hierbey hatte die Sache ihr Bewenden; Scheffner hatte durch seine gerade Erklärung bewirkt, daß von ihm als Mitautor jener Bücher ferner nicht mehr die Rede war, und in Ansehung Hippels blieb es bey getheilten Vermuthungen.

Nach

Nach vier Jahren und zufällig gerade in Hippels Todesjahr 1796, machte Mag. Flemming von Göttingen aus in den Hamburg. polit. Zeitungen bekannt, daß er in dem J. Bl. d. A. L. Z. beweisen wolle, Kant sey der wahre Verf. des Ehebuchs (und doch kommen förmliche Lobreden auf Kant darinn vor, 3te Aufl. S. 46. 78. f.) auch der Lebensläufe ꝛc. Flemming sagte dieß mit solcher Zuversicht, daß Jemand in der Oberdeutschen A. Lit. Z. (1796. No. 118.) sich blos ein Bedenken über jene Behauptung und über den versprochenen Beweis erlaubte. Indeß wurde doch Flemming durch die unbestimmte Antwort, welche die Voßische Buchhandlung, die freylich selbst nichts Bestimmtes wußte, ihm auf seine Anfrage gab, von seiner Zuversicht etwas zurückgebracht; (Gothaische gel. Zeit. 96, S. 726) genug, einige Monate später erklärte er im A. Lit. Anz. 96, 327, daß er nicht mehr den Prof. Kant, sondern den G. Rath Hippel für den Verf. jener Bücher halte; doch wolle er eine eigne Abhandlung darüber herausgeben."!! — Zu eben dieser Zeit sagte B—gk aus Zeitz, (Allg. lit. Anz. 96, 328) auch er finde wahrscheinlich, daß Kant Verf. zwar nicht der

ganzen

ganzen Lebensläufe, aber doch einzelner Abschnitte sey. „Ich kann nicht glauben, fährt er fort, daß die vielen platten, abgeschmackten und gedankenleeren Stellen, und zugleich die geistreichen, originellen und gedankenvollen Reflexionen von einem und demselben Verf. herrühren können. Sobald der Vf. erzählet und nicht raisonnirt, verläßt ihn sein Genie und sein Scharfsinn; woher das sonderbare Phänomen? Im zweyten Theile, wo über Philosophie raisonnirt wird, steht ein kurzer Abriß der Kritik der reinen und der praktischen Vernunft. Die Grenzen unsers Erkennens, der Inhalt alles Philosophirens, die Gesetze und Formen unsrer ursprünglichen Vermögen und ihr Gebrauch ist eben so genau und richtig angegeben, als in der Kritik, welche später erschien. Was der Vf. über Tugend, über ihre Reinheit und ihre Uneigennützigkeit, über das Gesetz derselben, über das Schöne und Erhabene sagt, stimmt gänzlich mit den Resultaten der tiefern Untersuchungen überein, welche er in der Kritik der praktischen Vernunft und in der Krit. d. Urth. angestellt hat. Die Reflexionen, welche er sowohl in den Lebensl., als in dem Buch üb. die Ehe macht, sind eben so kurz, deutlich,

 tref-

treffend und scharfsinnig, als in seinen Betrachtungen über das Schöne und Erhabene, und nach meiner Ueberzeugung giebt es kein Werk, das mehr Menschenkenntniß enthielte, als das Buch über die Ehe. Woher sollte daher die Aehnlichkeit der Resultate in den Kritiken mit den Bruchstücken in den Lebensläufen rühren, wenn man nicht annimmt, Kant sey Verfasser? Und woher die gleichen Urtheile mit Kant über Recht, Tugend, Schönheit, Erhabenheit und schöne Künste? Ich glaube daher schließen zu dürfen, daß in den Lebensläufen das Geschichtliche nicht, wohl aber das Raisonnement von Kant sey." — Ein schärfersehender Ungenannter im A. L. Anz. 96, 438. erinnerte gegen dieses unhaltbare Raisonnement, was sich so leicht dagegen erinnern läßt, daß der Verf. ja wohl Philosophie unter Kant in Königsberg könne studirt haben, ohne daß deswegen Kant selbst Vf. zu seyn brauche; und endlich machte Borowski, erst kürzer in einem Königsberger öffentlichen Blatt, und nachher ausführlicher in der erwähnten Schrift über Hippels Autorschicksal, dem ganzen Gewebe von Vermuthungen ein legales Ende.

Ueber

Ueber jene Sagen im All. Lit. Anz. ist mir ein kleiner, aber gehaltvoller Aufsatz im Mscpt in die Hände gefallen; er rührt offenbar von einem Manne her, der hier mitzusprechen das volle Recht hat, und der damit die an ihn ergangenen Anfragen eines Freundes beantwortet:

*

„Sie verlangten vor einiger Zeit von mir, als dem competentesten Richter, wie Sie mich zu nennen beliebten, eine sichere Auskunft über das Austrommeln der Lebensläufe, durch welches Hr. Flemming unserm Kant ein schriftstellerisches Eigenthum zu retten suchte. — Kant, der kein philosophischer Simson ist, mithin nicht wähnt, daß alle denkende Enträthsler menschlicher Weisheit mit seinem Kalbe gepflügt haben, wird vielleicht zu wenig auf diesen Allarmschuß achten, um dem H. Flemming das Weiterplackern zu untersagen; allein zu wünschen wäre es doch, daß das suum cuique auch in diesem Stücke berichtigt würde — ich mag mich nur nicht in die Sache öffentlich mischen, um nicht aus meinem höchstbehaglichen Incognito gezogen zu werden, so ungerecht und sonderbar es auch ist, einem Gelehrten Bücher zuzuschreiben, dem es weder an ihrer Zahl, noch an ihrer Berühmtheit fehlt, der seine eigne viam regiam wandelt, und der es übel nehmen muß, wenn man bey ihm Talent zur Satyre und zum Roman auch nur argwohnt:

wie denn auch H. Flemming ein Collateralis von Quinctius Haimeran von Flamming hätte seyn müssen, wenn er bey seiner vorschnellen Muthmaßung, oder eigentlich Vision, hätte beharren wollen.

Außer diesem Flemmingschen großen Geschricht und kleinen Gericht, nahm es im Allg. Liter. Anz. von 1796, S. 211, ein Nachrichtträger aus Königsberg dem verstorbenen Geh. Rath von Hippel übel, daß er sein ansehnliches Vermögen nicht lieber den Schulanstalten, als seinen Verwandten, nachgelassen hätte, und schien aus Vorliebe für das Institut, dem er vermuthlich vorsteht und gewiß sonst nicht fortzuhelfen versteht, den Spruch Matthäi 15, 26. vergessen zu haben.

Endlich marschiret in N. XXX. eben dieses Anzeigers ein Mann aus Zeiz dem H. Flemming zu Hülfe, um einen Todten zu spoliiren, der das Schicksal aller todten Löwen hat, und nun kann ich es auch nicht länger aufschieben, besonders, nachdem ich in Kants metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre den 35. §. über den Nachlaß eines guten Namens nach dem Tode, incl. der Note gelesen, Sie auf Ihre Anfrage bey allem, was heilig ist, zu versichern, daß Hippel alleiniger Verfasser seiner Schriften gewesen, daß aber die, in ihnen sich findenden Uebereinstimmungen mit den Lehren und Grundsätzen meines großen Landsmannes daher rühren, weil H— Kantens Zuhörer, vieljähriger Tischgenosse und genauer Freund bis zu seinem Tode war.

Kant,

Kant, der um Hippels Autorschaft, so lange letzterer lebte, gar nichts wußte, nennte ihn einen Plenkopf, und jeder, der ihn noch gekannt hat, wird ihm gewiß nicht einen hohen Grad von Scharfsinn und vorzügliche Lust und Liebe zum Bemerken menschlicher Reden und Handlungen absprechen. Einfälle und Bemerkungen aus Gesellschaften und Briefen seiner Freunde pflegte er sich aufzuzeichnen und in seinen Schriften davon Gebrauch zu machen; wenn nun einer nachher sich erinnerte, dergleichen Einfälle rc. von einem andern gehört zu haben, so mag dieß den ersten Anlaß zu der Vermuthung gegeben haben, die Lebensläufe hätten mehr als Einen Verfasser. So bin ich mehr als einmal Zeuge davon gewesen, daß der verstorbene Bode sowohl, als der Verleger der Lebensläufe, beyde Männer von vielem Verstand und großer Erfahrung, einem Manne, den sie aus persönlichen Umgange kannten, diese Autorschaft, aller seiner ernstlichen Gegenversicherungen unerachtet, auf den Kopf zusagten, und auch dabey blieben, und doch weis ich gewiß, daß dieser Mann z) mit Hippel in keiner Federmaskopie stand, sondern blos seine Manuscripte vor dem Drucke durchsah und ihm die darüber gemachten Anmerkungen, so wie die Spähne aus seinen Briefen und Conversationen zu freyem Gebrauch überließ; — die einzige Schrift über die bürgerliche Verbesse-

z) Offenbar ist hiermit der KR. Scheffner gemeynt.

rung der Weiber schickte er ihm ohne alle Noten zurück, weil diese Lieblingsarbeit ihres Verfassers ganz wider seines Freundes Sinn und Grundsätze war, daher er auch die vierte Ausgabe des goldnen Büchleins über die Ehe nicht für die beste hielt, weil in selbiger schon zu viel von dem Geist der Weiberverbesserungstheorie wehte.

Welcher Geist aber dem H. B—gk den Einfall zuwehte, daß Kant Mitarbeiter an den Hippelschen Schriften gewesen, ist mir unbegreiflich. Mögen immerhin ein großer Theil Kantischer Grundsätze und Raisonnements aus obenangeführten Ursachen von Hippel aufgenommen seyn, so darf man, meines Erachtens, doch nur einige Seiten in beyden Schriftstellern lesen, um sich zu überzeugen, daß Kants und Hippels Styl ganz unendlich verschieden waren; — selbst in den Betrachtungen über das Erhabene und Schöne hat Kant eine ganz andere Manier.

Erlauben Sie mir bey dieser Gelegenheit noch eine kleine Bemerkung über den Geist der gelehrten Welt, in der sicher weit mehr Haß, Hader, Neid, Zank, Zwietracht, Geiz und Rotten herrschen, wie in der übrigen bürgerlichen Societät, selbst mit Einschluß der Pariser Revolution. Jene Schriftsteller-Eigenschaften oder Dämonen bringen sie oft dahin, daß sie lieber einem, dessen Ruhm sie durchaus nicht mehr zu Boden kritteln können, ein ihm nicht zugehöriges Gut zuerkennen, als daß sie es einem Mitgesellen lassen, der mit ihnen in

Einem

Einem Schreibgliede steht, aus dessen Fingerlänge sie aber den Besorgnißschluß machen, er werde sie überwachsen.

Ich denke, Kant hat des eigenen Ruhms genug — warum will man ihm noch eine Maske neuer Büchertitel umhängen? Warum das Verdienst eines andern schmälern, der manche Kantische Idee durch eine geschickte Darstellung und Anwendung besser in Gang gebracht hat, als sie vielleicht durch den vielbeinigen Vorspann seiner Glebae adscriptorum gekommen seyn würden und kommen werden.

Ist es nicht außerdem eine Uebertreibung der literärischen Zionswächterey, wenn man alle Autoren in eine Art von Plagiatsnachrede bringen wollte, die Grundsätze und Aeußerungen ihrer akademischen Lehrer und Freunde in ihre nachherige mit ganz anderm Plan und anderer Kunst geschriebene Werke aufnehmen? Ein anderes wäre es, wenn Hippel die weisen Sprüche seines Lehrers und Freundes schlecht angewandt, wenn er aus Kantischem Golde falsche Münze geschlagen hätte; dann hätte Kant Ursache zu einem redde mihi legiones, und die HH. Flemming und B—gk zu einem lauten: Halt auf! — halt auf!

Ueber die mit untergelaufenen platten, abgeschmackten und gedankenleeren Stellen, die dem H. B—gk, vermuthlich in unbehaglichen Lese- und Lebensstunden, vorgekommen, läßt sich zur Entschuldigung anführen, daß sie zur Erbsünde oder dem Radicalübel aller humoristischen Schriftsteller, von Rabelais

bis zu Jean Paul, den Montaigne selbst nicht ausgenommen, gehören, und mit schicklich-dankbarer Lesegeduld übertragen werden müssen. Wollte der Himmel, man fände in allen Humoristen so reichliche Entschädigung, wie in den Hippelschen Schriften!

Da ich einmal auf dem Schulpferde der Berichtigung sitze, so will ich auch noch bey der Note des H. Redacteurs ansprechen, um ihn zu versichern, daß unter dem Hippelschen Papiernachlasse sich kein Korbmacher [a]) befindet, wohl aber steht auf einigen Umschlagbogen: Der Pachter und seine drey Söhne, — die beschriebenen Blätter sind aber ohne allen Zusammenhang. — Den ersten Theil eines Werks über die Gesetzgebung hatte er ganz ausgearbeitet, und zum zweyten auch schon fertige Stücken und Sammlungen. Diese Arbeit wäre gewiß lesenswerth geworden, da seine Bemerkungen über das neue Preuß. Gesetzbuch sehr geschätzt wurden und zwey oder dreymal den Preis erhalten hatten. Sein eigenes Leben hatte er angefangen, einige Bogen sind schon ins Reine geschrieben. Außer biographischen Zügen enthält dieses Manuscript treffliche Excursus ex capite der Lebensphilosophie, und würde, wenn er es fortgesetzt hätte, manches in den Lebensläufen und Kreuz- und Querzügen ganz verdeutlichet haben.

Von

a) S. weiter unten das Verzeichniß der ungedruckten Papiere Hippels.

Von den unter N. 6. angeführten geistlichen Liedern ist mir ein sehr umgearbeitetes und vermehrtes Manuscript bekannt. Auch müssen sich unter seinen Papieren noch verschiedene Lustspiele und eine Sammlung kleiner Gedichte befinden, deren innerer Werth aber wohl seine Testamentsvollzieher am wenigsten reizen wird, die Hippelschen Posthuma der Welt auszuliefern. — Schade nur, daß man seine, die Maurerey betreffende Sammlungen und eigne Ausarbeitungen, unter denen sehr merkwürdige Stücke, mir nichts dir nichts — verbrannt hat. — Zum Beschluß noch ein Wörtchen über seine Nobilitirung. In dem von Kaiser Joseph II. ertheilten Diplom wird angeführt, daß die Hippelsche Familie schon vor 300 Jahren in Schlesien adliche Besitzungen und Aemter gehabt, daher ihr Adel in Wien blos renoviret sey, und die Anerkennung dieser, leider noch jetzt sogenannten Standeserhöhung vom Preußischen Hofe suchte er, seiner Versicherung zu Folge, die ich zu seiner Ehre auch nicht bezweifeln will, nicht etwa aus persönlichem Ehrgeiz, sondern um seinen vielen jungen Verwandten die Militairdienstbahn zu öffnen und zu ebnen.“

Kant war von Flemming zu einer Erklärung aufgefordert worden. Er gab sie und schickte sie zur öffentlichen Bekanntmachung ein; daher sie sich nun auch im A. L. Anz. 1797, 16.

und im J. Bl. d. A. L. Z. 1797, 72. befindet. Sie lautet:

„Oeffentlich aufgefordert, zuerst von H. M. Flemming, nachher durch den A. L. Anz. 96, 327, wegen der Zumuthung, ich sey der Verf. der anonymischen, dem sel. v. Hippel zugeschriebenen Werke, des B. üb. d. Ehe und der Lebensl., erkläre ich hiermit, daß ich nicht der Vf. derselben weder allein, noch in Gemeinschaft mit ihm sey. — Wie es aber zugegangen, ohne hiezu ein Plagiat annehmen zu dürfen, daß doch in diesen ihm zugeschriebenen Werken so manche Stellen buchstäblich mit denen übereinkommen, die viel später in meinen auf die Kritik der reinen Vern. folgenden Schriften, als meine eigne Gedanken noch zu seiner Lebenszeit vorgetragen werden können, das läßt sich auch ohne jene, den sel. Mann beleidigende und auch ohne meine Ansprüche schmälernde Hypothese gar wohl begreiflich machen. Sie sind nach und nach fragmentarisch in die Hefte meiner Zuhörer geflossen, mit Hinsicht von meiner Seite auf ein System, was ich in meinem Kopfe trug, aber nur allererst in dem Zeitraum von 1770 bis 1780 zu Stande bringen konnte. Diese Hefte, welche Bruchstücke, die unter andern meinen Vorlesungen der Logik, der Moral, des Naturrechts ꝛc. vornehmlich denen der Anthropologie, wie es ganz gewöhnlich bey einem freyen Vortrage des Lehrers zugeht, sehr mangelhaft nachgeschrieben worden, fielen in des

sel.

sel. Mannes Hände und wurden in der Folge von ihm gesucht, weil sie großentheils neben trocknen Wissenschaften auch manches Populäre enthielten, was der aufgeweckte Mann in seine launigten Schriften mischen konnte, und so, durch die Zuthat des Nachgedachten, dem Gerichte des Witzes einen schärfern Geschmack zu geben, die Absicht haben mochte. — Nun kann, was in Vorlesungen als öffentlich zu Kauf gestellte Waare feil stehet, von einem Jeden benutzt werden, ohne sich deshalb nach dem Fabrikanten erkundigen zu dürfen, und so konnte mein Freund, der sich nie mit der Philosophie sonderlich befaßt hat, jene ihm in die Hände gekommene Materialien gleichsam zur Würze für den Gaumen seiner Leser brauchen, ohne diesen Rechenschaft geben zu dürfen, ob sie aus des Nachbars Garten, oder aus Indien, oder aus seinem eignen genommen wären. Daraus ist auch erklärlich, wie dieser mein vertrauter Freund in unserm engen Umgange doch über seine Schriftstellerey in jenen Büchern nie ein Wort fallen lassen, ich selber aber aus gewöhnlicher Delicatesse ihn nie auf diese Materie bringen mögen. So löset sich das Räthsel auf, und einem Jeden wird das Seine zu Theil. Königsberg, den 6. Dec. 1796.

Immanuel Kant."

— Hippels Freunde sind nicht überall mit der Art, wie sich Kant hierbey benahm, und also mit dieser Erklärung zufrieden gewesen; ich

ich gebe darüber einen gleichfalls noch nicht gedruckten kleinen Aufsatz, der des Drucks, für den er auch ursprünglich geschrieben zu seyn scheint, sicher nicht unwerth ist. Man bedenke, daß ein alter Freund Hippels hier als warmer Sachwalter dessen, der nicht mehr sprechen konnte, auftritt:

*

„Sie wissen, daß ich dem Würgengel, gelehrte Zeitung ꝛc. genannt, nicht einmal den Transito durch meine Güter erlaube, weil ich nicht den mindesten Gefallen habe am Tode oder der Stäupung der literärischen Sünder; allein in der Stadt kann man dem Bösen schwerer aus dem Wege kommen; daher stieß ich denn auch vor ein paar Tagen auf den allgemeinen gelehrten Anzeiger, und jener Würgengel ließ mich, vermuthlich aus Rache wegen meiner Nichtanerkennung seines Buchstabenreiches, beym ersten Aufblättern sogleich auf K— Erklärung über die ihm auf den Kopf zugeschriebene Mitgenossenschaft an H— Schriften stoßen. — So sehr ich nun auch den weltberühmten K— von jeher geliebt und geehrt habe, und noch bis jetzt, unerachtet der in seiner Rechtsmetaphysik vermuthlich aus 1 Sam. 8, 2. abgeleiteten Obrigkeitstheorie, liebe und ehre, so kann ich doch meine Meynung über jene Erklärung durchaus nicht auf dem Herzen behalten. — Mit ihren ersten Zeilen bin ich ganz

zu-

zufrieden, aber alles nachfolgende dünkt mich eine Art von geistiger Guillotinirung, die mich doppelt verdrießt, weil sie von einem Manne vorgenommen wird, der sich selbst H— vertrauter Freund nennt, und sich gegen ihn auch stets so betragen hat. Kann das ein Erzphilosoph thun, was muß man dann nicht dem zweydeutigen Hofmanne verzeihen? — Hascht ein so steinreicher Denker nach den Garben, die etwa aus einigen seiner Saatkörner aufgeschossen, die aber dem Sämann viel eignen Schweis und Mühe gekostet, ehe sie zum Genuß auf den Mühlstein gebracht worden, und die vielleicht in seinem Magazin verdorrt oder vermodert wären; was läßt sich denn von den Geistesarmen besorgen, die mit ihren Ichheiten blos colportiren? — Ist etwa der Geiz von aller Art des Reichthums, er liege im Kopf oder im Kasten, unzertrennlich? dann ist er gewiß die Wurzel alles Uebels. — Scheint K— nicht mit der rechten Hand alles sorgfältig bey Seite zu scharren, was er H— mit der Linken sparsam zugezählet hatte? Oder wissen Sie es anders zu erklären, was er von der Würze sagt, die H— als ein aufgeweckter Mann für seine Witzgerichte, ihren Geschmack zu schärfen, aus den K— nachgeschriebenen Heften gezogen haben soll? — Auch ich finde, so wie K— in seiner Rechtslehre, den Satz de mortuis nil nisi bene, unrichtig, allein der andere de mortuis nil nisi verum verdient gewiß in einer Metaphysik der Zeugnißlehre seine Stelle. — In welches Schillerlicht hat nicht K— die

Ant-

Antwort auf die strittige Frage durch sein Detail gestellt? — Können sich nicht alle kluge Weltmänner über K— beschweren, wenn sie ihn von H— sagen hören: er habe sich mit der Philosophie nicht sonderlich befaßt? Ist ein Buch wie das H—sche über die Ehe kein Beweis für ächte Befassung mit der Philosophie? Oder ist der academische Gradus das einzige Philosophen-Schiboleth? O Welt! O Universität! — An K. Stelle hätt ich blos die ersten Reihen dieser Erklärung mit dem Zusatz geschrieben: „H. war einst mein Schüler, mein „vieljähriger Tischgenosse, mein vertrauter „Freund, mit dem ich bis an seinen Tod in „engem Umgange lebte." Wer sich aus solcher Anzeige nicht erklären könnte, wie Kantische Bächlein in Hippelsche Fruchtfelder geflossen, den lasse man bey seinem Glauben, und spare den weitern Trepan, aus Beysorge, Uebel ärger zu machen.

Sie werden sich vielleicht über meinen Eifer wundern, ob Sie gleich meine Verbindung mit H— wissen, weil Sie meine Unpartheylichkeit über seine mancherley Fehler und meine wenige Theilnahme an Händeln außer meinen Haus- und Hofgrenzen kennen; erinnern Sie sich aber auch, daß mich alles, was ich für Unrecht halte, unaussprechlich ärgert, und daß ich gern dagegen stürme; mithin befremde es Sie gar nicht, daß ich Ihnen die Freyheit gebe, dieß Billet in den Anzeiger, oder wo Sie's wollen, setzen zu lassen, und daß ich entschlossen bin, die deshalb zurückbehaltene Abschrift selbst einzuschik-

ken,

ken, wenn Sie etwa aus gewöhnlicher Delikatesse die Materie nicht weiter berühren wollten. — K— kann wahrhaftig nicht herzinniger wünschen: daß jedem das Seine zu Theil werde, wie ich dieß wünsche, und auch durch diesen Wunsch mein Scherflein zum ewigen Frieden beyzutragen suche."

v. K.

*

Für den Leser dieser Biographie ist hierüber nichts weiter hinzuzusetzen; eines Plagiats in dem gewöhnlichen Sinn, wo es ausgeschriebene ganze Stellen aus gedruckten Schriften, als wäre es Eigenthum, bezeichnet, war Hippel nicht fähig und brauchte es auch wahrlich bey dem eignen Reichthum seines Geistes nicht; aber bey seiner Art, sich alles zu notiren, was im Lesen oder Hören ihm treffend, witzig, paradox vorkam, und oft dergleichen Sentenzen ohne besondere Verarbeitung und Verknüpfung neben einander zu stellen, — müssen freylich seine Freunde oft einen Gedanken hier wieder gefunden haben, der ihnen ursprünglich gehörte; und auch Andern konnte dieß nicht entgehen. Nicht selten hat er die glänzenden Steine, die er allerwärts her gesammelt hatte, blos gefaßt. Manchem seiner Freun-

Freunde theilte er seine Handschriften mit; sie gaben sie ihm mit Randbemerkungen, Zusätzen, Bereicherungen, von ihrer Hand zurück, mit der Freyheit, was er davon und wie er es benutzen wollte. Vom Kr. Rath Scheffner ist das oben schon gesagt worden. Hippel gab ihm seine Mscpte erst durchzulesen, und Scheffner fügte bey und bemerkte sonst, was ihm gut dünkte. Eben dergleichen that der, unter seinen Freunden oben schon genannte Criminalrath Jensch in Königsberg, ein gelehrter Geschäftsmann von großen Talenten, der es verzeihen wird, daß bey der Oeffentlichkeit, die Hippels Autorschaft nun einmal bekommen hat, der Nekrolog auch seinen ehrenwerthen Namen hier nennt. Er hat, soviel ich weis, nichts selbst herausgegeben, ging aber voll uneigennütziger Theilnahme die Handschriften seines Freundes Hippel durch, vermehrte sie nicht blos in einzelnen Stellen, sondern im Ganzen und durchweg; vorzüglich ist dieß der Fall bey dem B. ü. d. Ehe und dessen verschiedenen Auflagen, (sonderbar ist es, daß auch Jensch unverheirathet lebt); ferner bey dem über die bürg. Verbess. der Weiber, und bey der Schrift No. 17, wo die in die Strafge-

rech-

rechtigkeit einschlagenden Punkte von ihm herrühren. Hippel verarbeitete die Bemerkungen und Zusätze seiner Freunde, gab ihnen das noch einmal zur Durchsicht, und er selbst revidirte es dann noch mehr als einmal. Er bleibt aber immer Hauptverfasser der oben aufgezählten Schriften. In seinen biographischen Notaten, die bekanntlich aus seinen spätern Zeiten herrühren, sagt er einmal folgendes, das hieher gehört, aber zugleich auch durch das Obige näher bestimmt wird: „Mein Gedächtniß verliert sich jetzt je länger, je mehr, und nimmt fast mit meinen Augen in gleichem Verhältniß ab. Ich glaube, daß meine ungestüme Liebe zum Lesen an beyden bey weitem zum größten Theil Schuld sey. Wenn ich jetzt in meinen Aufsätzen Worte oder Gedanken eines andern mir eigen mache, so ists so wenig Diebstahl, daß ich gewiß nach der strengsten Untersuchung losgesprochen werden müßte. In meiner Jugend war ich ein so großer Beobachter des vierten Gebots, daß keine Phrasis des Sprachheiligen Cicero ohne eine kleine Veränderung von mir gebraucht wurde, worüber mein Vater oft lachte, noch öfterer aber mich verwies." —

*

Noch ist übrig, von dem handschriftlichen literarischen Nachlaß Hippels zu reden. Ich bin so glücklich, von dem, was sich Ungedrucktes unter seinen Papieren fand, folgendes vollkommen glaubwürdige Verzeichniß geben zu können:

1. Ein Manuscript über Gesetze und Gesetzgebung.

Das Werk sollte aus drey Bänden bestehen. Der erste ist bereits ins Reine geschrieben, doch ohne Titel; zur Ausarbeitung der übrigen sind Sammlungen von eignen Gedanken und von Auszügen aus andern gemacht; der Stoß, in dem diese liegen, ist überschrieben: System der Gesetzgebungswissenschaften. Es lag ein Blatt von Hippels Hand dabey, worinn er, unter dem 25. Aug. 1792, einen ungenannten Freund zur strengen Beurtheilung seiner Arbeit auffordert. Ein sachkundiger Dienstmann wurde jetzt, nach des Verf. Tod, ersucht, dieß Manuscpt mit prüfendem Auge zu durchlesen, und sein Urtheil darüber mitzutheilen; er sagt: „daß eine genaue Kritik darüber eine vollständige Abhandlung erfordern

würde

würde, zu der ihm seine Lage keine Zeit lasse; er gebe nur eine generelle Beurtheilung, und wolle, jenem Wunsche des Verf. zu Folge, in einem freyen Urtheil dieser Arbeit nicht Gnade, sondern Gerechtigkeit, nach bestem Wissen erweisen." Hier ist, was dieser, mit der kritischen Philosophie vertraute Beurtheiler davon sagt:

„In diesem Manuscpt findet man nur leise Ahndungen von dem, was Naturrecht und Philosophie des Rechts ist, wenn sie die Alleinherrscherinn im bürgerlichen Leben seyn soll, und das eigentliche Ziel, welches allen Schriftstellern über Naturrecht vorschreiben sollte, die Idee eines blos formalen negativen Vernunftsystems (der äußerlichen Handlungen geselliger Menschen) auszubilden, ist ganz verfehlt. — Man findet einen Haufen nicht zusammengehöriger Materien aufgeschüttet, die sich untereinander selbst zerstören, und zwischen welchen der Eudämonismus spukt. So treiben Naturrecht, Moral und Religion, ja sogar bis auf die vielthuerische Klugheitslehre, auch selbst da ihr Wesen, wo man ihre Dienste gar nicht verlangt, und reißen sich unbesonnen die Arbeit aus den Händen. Auffallend ist es, daß der Verf. Geschichte und Wissenschaft durchweg verwechselt hat; denn wie konnte er sonst das Recht auf Handlungen, aus der Ehe, als der ersten Gesellschaft, herleiten und von der väter-

lichen Regierung das Heil der Menschheit erwarten, von einer Regierung, die zwar für die Kinder und das Hausgesinde der Scheiks Abraham, Isaac und Jacob taugen mochte, nicht aber für uns, die wir wissen, was rechts und link ist. — Eben so wenig haltbar ist der zweyte Hauptgedanke, — alle Gesetzgebung müßte Weltbürgerliche Zwecke haben; denn mit diesem hat der Verfasser wieder einen Luftsprung aus dem Gebiet des Rechts in das der Moral gethan und ist gegen die Erfahrung verstoßen, welche uns die Weltbürger gewöhnlich als schlechte Staatsbürger und Hausväter erscheinen läßt. Wer sich gewöhnt, scharf in der Ferne zu sehen, sieht schlecht in der Nähe, und wer seine Humanität über das Meer sendet, dem fehlt sie zu Hause!

Man sieht es dem Werke an, daß es bereits vor zehn Jahren geschrieben worden; sonst würde die Vermengung falscher und wahrer Sätze, welche jetzt so sehr trivial sind, noch mehr auffallen müssen. — Die ganze Arbeit ist wahrscheinlich nur der erste flüchtige Entwurf, von welchem, wenn er dem Publiko übergeben werden sollte, die eine Hälfte ganz ausgelöscht, die andere aber umgearbeitet und ergänzt werden müßte.

Ueberall aber finden sich Spuren des talentreichen, frey und edeldenkenden Mannes, der bey einem gründlichen Studio der Philosophie ihren Tabor gewiß erreicht, und auch diesen wichtigen Theil der Wissenschaften — Gesetzgebung

gebung — gleich einem Montesquieu und Filangieri, erleuchtet haben würde. — Wenn es wahr ist, daß diese Schrift die einzelnen Abhandlungen enthält, die von H. der Preußischen Gesetzgebungs-Kammer eingesandt wurden, so hätten Ideen, die man großentheils unter die philosophischen Träume rechnen muß, dießmal den Preis erhalten." — —

2. Eine Sammlung geistlicher Lieder, die schon zum Druck abgeschrieben zu seyn scheint.

Es ist bereits oben von diesen Liedern die Rede gewesen. „Einzelne schöne, zum Theil vortreffliche Stellen (so sagt ein Beurtheiler derselben) möcht' ich mir ausheben, sie öfter lesen und mich daran ergötzen; aber von keinem ganzen Liede könnt' ich zu meiner Andacht Gebrauch machen. Es ist eine eigne Sache um die Andacht bey einem gewissen Grade der geistigen Bildung. Jeder nicht vollkommen richtige Gedanke, jedes Populäre, das nahe ans Platte gränzt, jede Verletzung der Sprachrichtigkeit u. s. w. läßt den Geist der Andacht verfliegen." — Das von Borowski aus dieser Handschrift bekanntgemachte Pfingstlied (s. Ueber das Autorschicksal ꝛc. S. 24) ist ein

Beweis von der Richtigkeit dieses Urtheils in Lob und Tadel.

Du, der du deinen Sohn gesandt,
Gieb Kraft ins Herz, Licht in Verstand,
Daß Jesum Christum wir verstehn
Und den Weg, den er vorging, gehn.

Er predigte gewaltiglich
Nicht Menschensatzung, sondern — Dich,
Und lehrte, was begreiflich ist,
Was Menschen sind und was du bist.

Den Weg zu Gott, den lehrt' er recht!
Nun spricht nicht mehr zum Herrn der Knecht,
Nein, was der Mensch weit leichter findt,
Es spricht zum Vater jetzt das Kind.

Und da er dorten Lohn empfing
Und wieder hin zum Vater ging,
Ließ er der Welt der Lehre Geist,
Der sie dem blinden Wahn entreißt.

Dieß ist der Geist voll Kraft und Licht,
Der Stärke giebt, dem sie gebricht,
Der in uns wirkt und in uns ist,
Der Geist von Gott und Jesus Christ. —

— Nie dämpfe dieses Geistes Kraft,
Der Wollen und Vollbringen schafft!
Sie bringet Licht in Finsterniß,
Macht deinen Geist neu und gewiß.

Sie giebt dir bey den Leiden Muth,
Sie macht dich froh, sie macht dich gut;
Führt den, der glauben will und kann,
Durch selge Hoffnung himmelan.

Hast du nie diese Kraft verspürt?
Mensch, warst du göttlich je gerührt,
Warst du im Beten stark und kühn,
War's dir, als wenn dir Gott erschien,

Und glaubtest und empfandst du je:
„Ich bin nicht blos der Sterbliche!"
So ist das Heil dir offenbar,
Daß Gottes Geist dann in dir war. ꝛc.

— Die ganz eigne Kraft und Salbung, welche dieses Lied hat, und womit es immer von neuem auf mich wirkt, giebt mir wenigstens den Wunsch, daß jenes Liedermanuscript, ungeachtet des obigen gegründeten Tadels, doch dem Publikum mitgetheilt werden möge.

3. Der Pachter Moritz. Ein Roman.

Da hierin des Raths der Alten und der 500 zu Paris gedacht wird, so fällt die Bearbeitung dieses Romans in Hippels letzte Lebensjahre. Das erste Buch desselben, dessen Handschrift ganz daliegt, ist bis zum 12ten Kapitel abge-

schrieben, aber gar nicht revidirt; der weitere Plan oder Materialien dazu finden sich nirgends. Dieser Roman wäre ganz in seiner Manier ausgefallen. Die Situation, wo ein Mann in der gewissen Voraussetzung, daß seine in jedem Betracht böse Frau wirklich todt sey, an ihrem Sterbeabend bey seinem Freunde und Nachbar um dessen schon längst von ihm geliebte Tochter anhält, und als er den Morgen darauf bey seinem Freunde frühstückt, nach Hause gerufen wird, indem seine Frau wieder aufgelebt sey, macht eine zugleich sehr rührende und komische Katastrophe.

4. Der Vater und seine drey Söhne; ein Neujahrsmährlein mit einer Zugabe des Verf.

Hiervon sind nur drey Bogen in einer ziemlich unleserlichen Handschrift da, die von der Geschichte nichts weiter als die Ventilation enthalten, ob die Söhne Juristen, Theologen oder Soldaten werden sollen; über diese drey Stände sind manche bittere Wahrheiten gesagt.

5. Lieb und Anne

hat eine kleine ländliche Erzählung werden sollen. (Lieb ist die provinzielle Abkürzung von Gottlieb) Da nur ein paar Quartseiten davon existiren, so läßt sich nichts weiter davon sagen, so wenig als über einige Collectaneen unter der Rubrik: zum neuen Roman.

6. Ein paar voll collectirte Bücher Papier sind betitelt: Zum Orden von Tabor, in welchem er alle seine Ideen über die Maurerey, die in den Kreuz- und Queer-Zügen nicht unterzubringen gewesen, weiter ausführen wollte. Der in den Kr. und Qu. Zügen vorkommende Johannes würde hier eine vorzügliche Rolle gespielt haben. Der Plan des Ganzen ist nicht vorhanden, aber wohl eine fertige Zuschrift an die aus den Kr. und Qu. Zügen bekannte Frau von Rosenthal.

7. Vier Schauspiele: a) Der allzeitfertige Complimentist. b) Sobald der Vetter kommt; (hiervon sind zwey Bogen abgedruckt.) c) Willefordt und Amalia (wurde auf der Königsberger Bühne einmal aufgeführt.) d) Der Diener zweyer Herren (wurde zwey-

mal gespielt.) Diese vier Comödien würden zu unserer Zeit weder die Leser noch Zuschauer befriedigen; es fehlt ihnen an Handlung, und der Dialog zieht sich größtentheils nur am Witzfaden durch die Auftritte.

In einem „Theatralische Ideen" überschriebenen Paket lagen zwey angefangene Trauerspiele, die aber noch nicht benannt und von denen nur zerstreute Scenen niedergeschrieben sind; die vorhandenen Collectaneen sollten vermuthlich zur Vollendung dienen.

Unter dem Titel der Knopfmacher hat er entweder ein Drama oder eine Erzählung machen wollen. Flüchtig sind einige sehr rührende Situationen niedergeschrieben.

Daß er willens war, eine neue, gewiß sehr umgearbeitete Ausgabe der Kr. und Q. Züge zu besorgen, erhellet aus der großen Sammlung von Collectaneen unter der Aufschrift: Zur neuen Ausgabe der Kreuz- und Qu. Züge. Eben diese Absicht hatte er auch mit der Schrift „über die bürgerliche Verbesserung der Weiber"; in einem gedruckten Exemplar dieses Buches sind ganze Seiten ausgestrichen.

Von

Von diesen zu möglichen neuen Ausgaben vorräthigen Aenderungen und Vermehrungen wird vielleicht Gebrauch gemacht werden; sie sind vor der Hand der Voßischen Buchhandlung zugeschickt.

8. Noch sind mehrere, schon ins Reine geschriebene kleine Aufsätze vorhanden, die aber Hippel vor dem Drucke gewiß an vielen Orten abgeändert haben würde.

a. Ueber die Abschaffung des Schwerdtes bey Executionen.

b. Ueber Aufbewahrung incorrigibler Verbrecher.

c. Ueber das Drohen in Criminalurtheilen. (Diese drey Abhandlungen hatte er unter dem 9. Jun. 1788 dem Großkanzler von Carmer eingesandt.)

d. Ueber das Wandern der Handwerker.

e. Ueber Werbungen, und über die Mittel, die Ausländer zu naturalisiren.

f. Eine raisonnirende Beschreibung der damaligen Einrichtung seines Saals, die er in der Folge selbst sehr anders getroffen.

Eini-

Einige Collectaneen in besondern Umschlägen zeigen, daß er vielleicht zu schreiben willens war: über Unterthänigkeit; — über das Steigen und Fallen der Zinsen; — über die Ursachen, warum ein Volk schwer von seinen Religionsprincipien abzubringen sey; — Briefe über die jetzigen Zeiten, — und besonders auch über den Tod.

In einem Convolut befinden sich hingeworfene Garten-Ideen; Inschriften; ein Nachtgedanken-Protokoll; Bemerkungen über Herrnhuter.

Ich kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß eine Auswahl von diesen Fragmenten den vielen Freunden von Hippels Muse möge mitgetheilt werden. Es zu thun, stand nicht in meiner Gewalt, und ich kann nicht einmal wahrscheinliche Hoffnung dazu machen.

Welche rastlose Thätigkeit in diesem bewunderten, unvergeßlichen Manne! welcher Reichthum von Planen und Entwürfen! Was hätten wir nicht noch alles von ihm zu hoffen gehabt, wenn das Schicksal ihn nicht niedergewor-

geworfen hätte in der Mitte seines Laufs! Und wie würde sich, wenn der Sturm in der Brust allmählig eingeschlafen wäre, auch die schöne Saat edler sittlicher Vollendung in der mildern Abendsonne schön, erquickt und erquikkend gehoben haben, mit Früchten die Fülle! Fehlt doch dem armen gebrechlichen Menschen zum Heiligen oft weiter nichts, als ein graues Haupt und der Weg bis dahin! —

Wer einen Menschen treu schildert, zu Lob und zu Tadel, hat leicht den Schein der Anmassung und des moralischen Uebermuthes. Des armen Thoren, wenn es denn so ist! — Ein Persischer Lehrer gestand auf dem Lehrstuhle seine Unwissenheit über den eigentlichen Sinn einer schweren Stelle. Ein grober Mensch sagte zu ihm: „Der Ort, von dem du herabsteigst, ist nicht für Unwissende bestimmt.“ — Jener antwortete: „Ich bin heraufgestiegen in Rücksicht auf das, was ich weis; hätte ich im Verhältniß dessen heraufsteigen sollen, was ich nicht weis, so würde ich mich bis an den Himmel erhoben haben.“ — —

„Wer

„Wer bist du, fragt man, daß du also über deinen Bruder berichtest und richtest?" — „Wir haben, ist die Antwort, von ihm erzählt, über ihn geurtheilt, mit Rücksicht auf das, was auch wir thun sollten; hätten wir über ihn urtheilen wollen in Absicht auf das, was wir thun und worinn auch wir fehlen, so hätten wir uns in stolzem Sinn bis zum Himmel erhoben. Duldung und Friede sey mit ihm und uns!" —

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hippel, Theodor Gottlieb <<von>>,

Biographie des Königlich Preußischen Geheimenkriegsraths zu Königsberg, Theodor Gottlieb von Hippel

Gotha 1801

Biogr. 525 zx
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10063829-8